



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

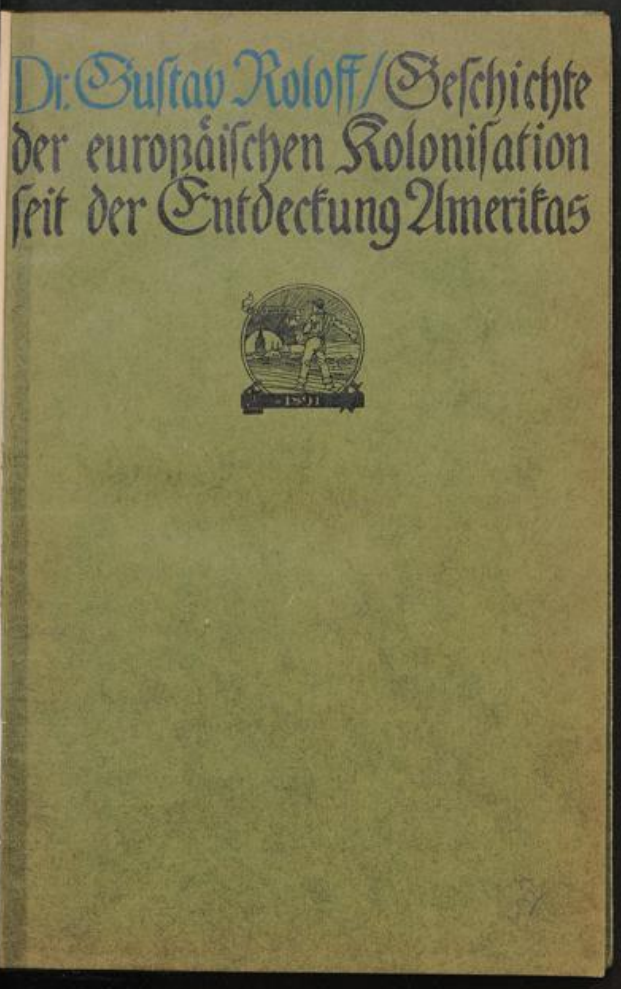
**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

### **Geschichte der europäischen Kolonisation seit der Entdeckung Amerikas**

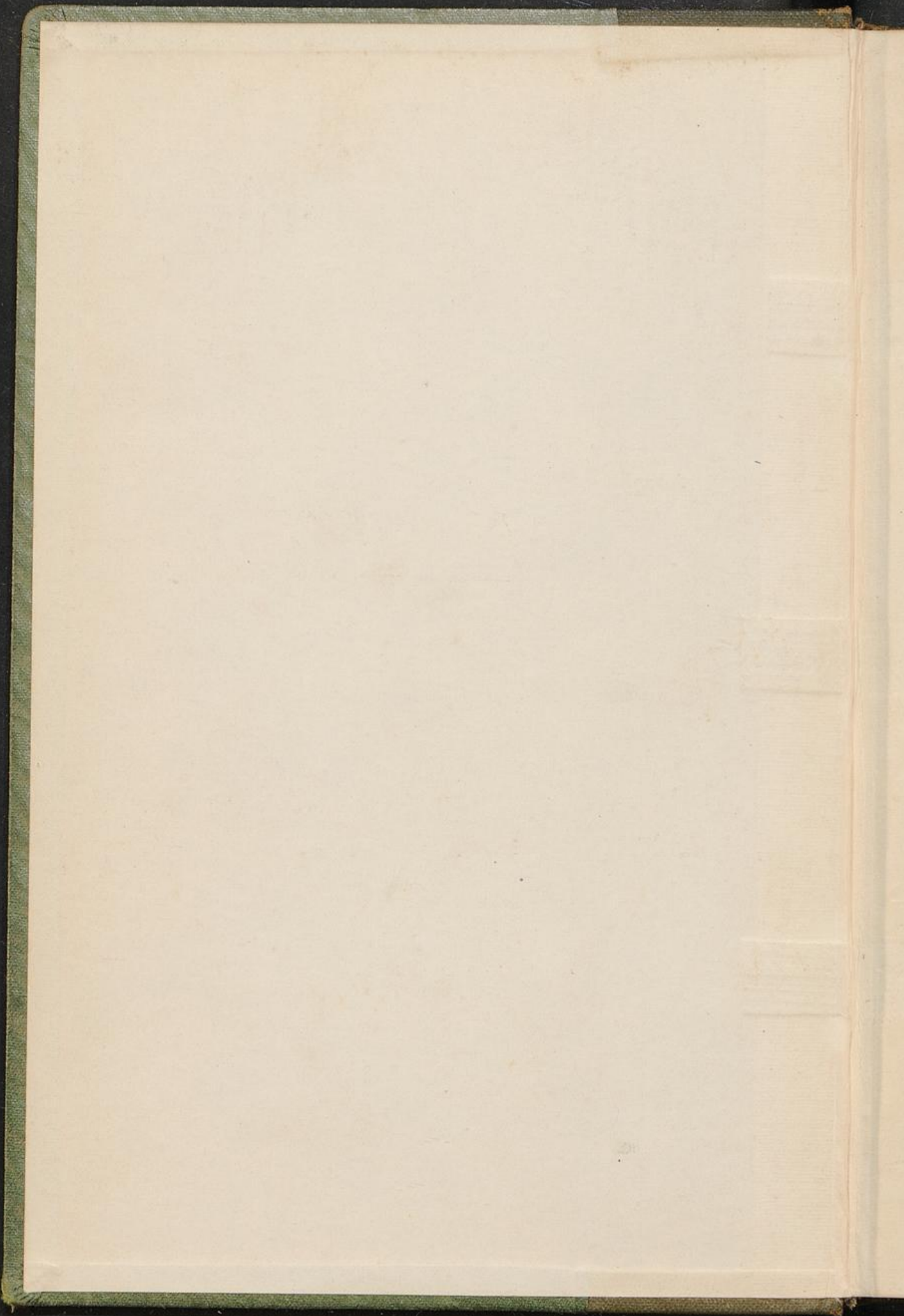
**Roloff, Gustav**

**Heilbronn, 1913**

**urn:nbn:de:gbv:46:1-10234**

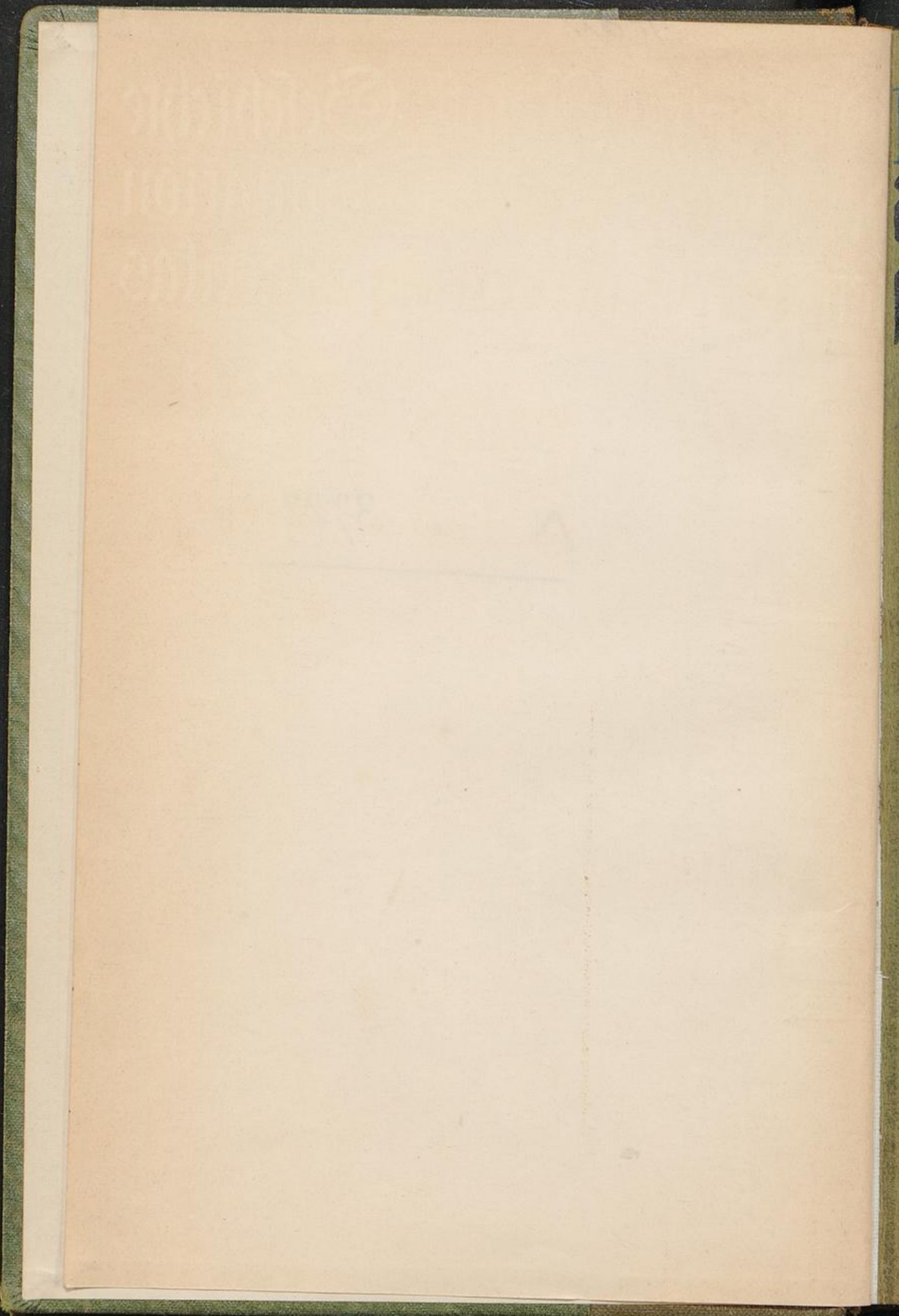






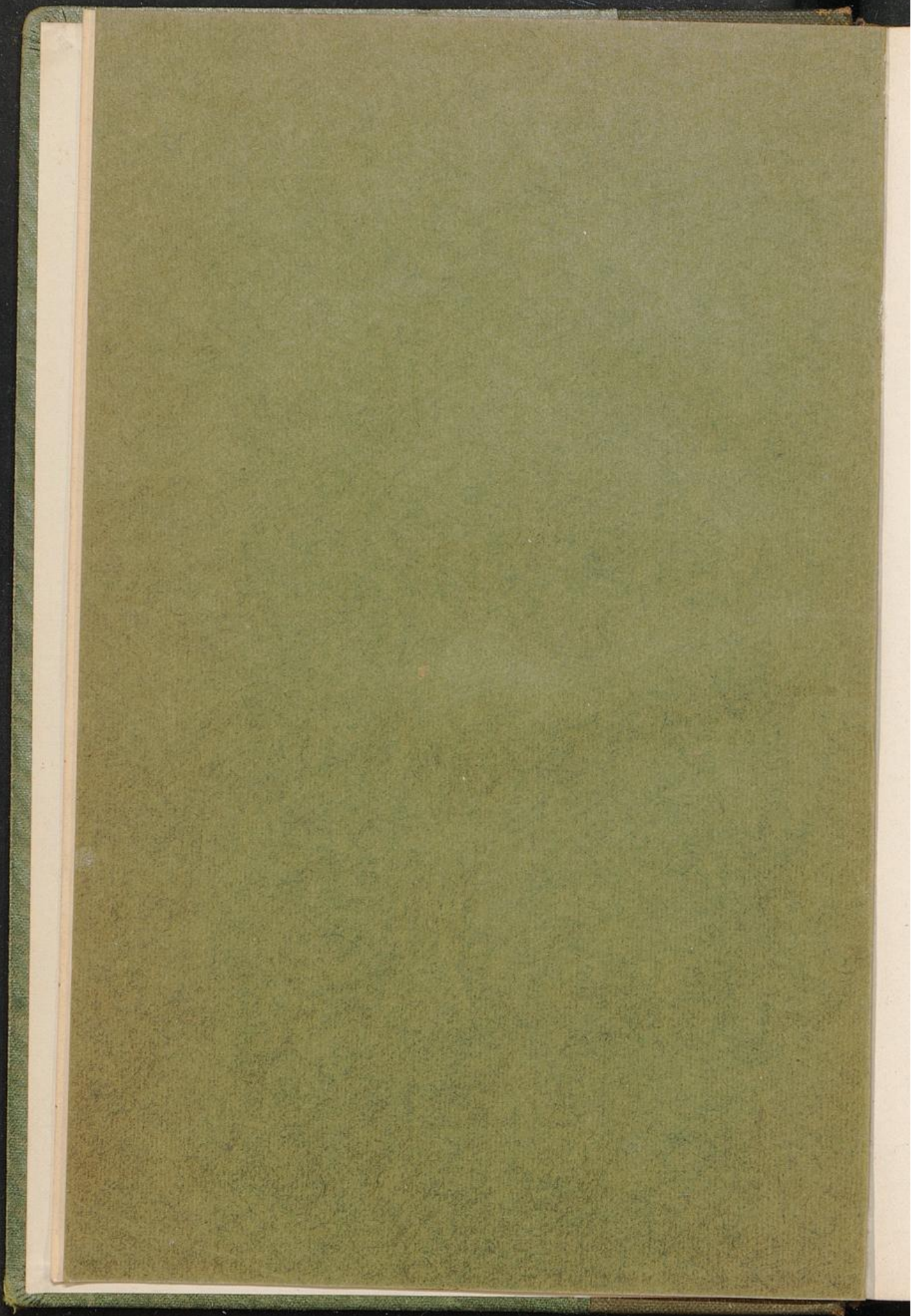
IX . c . 3722

---

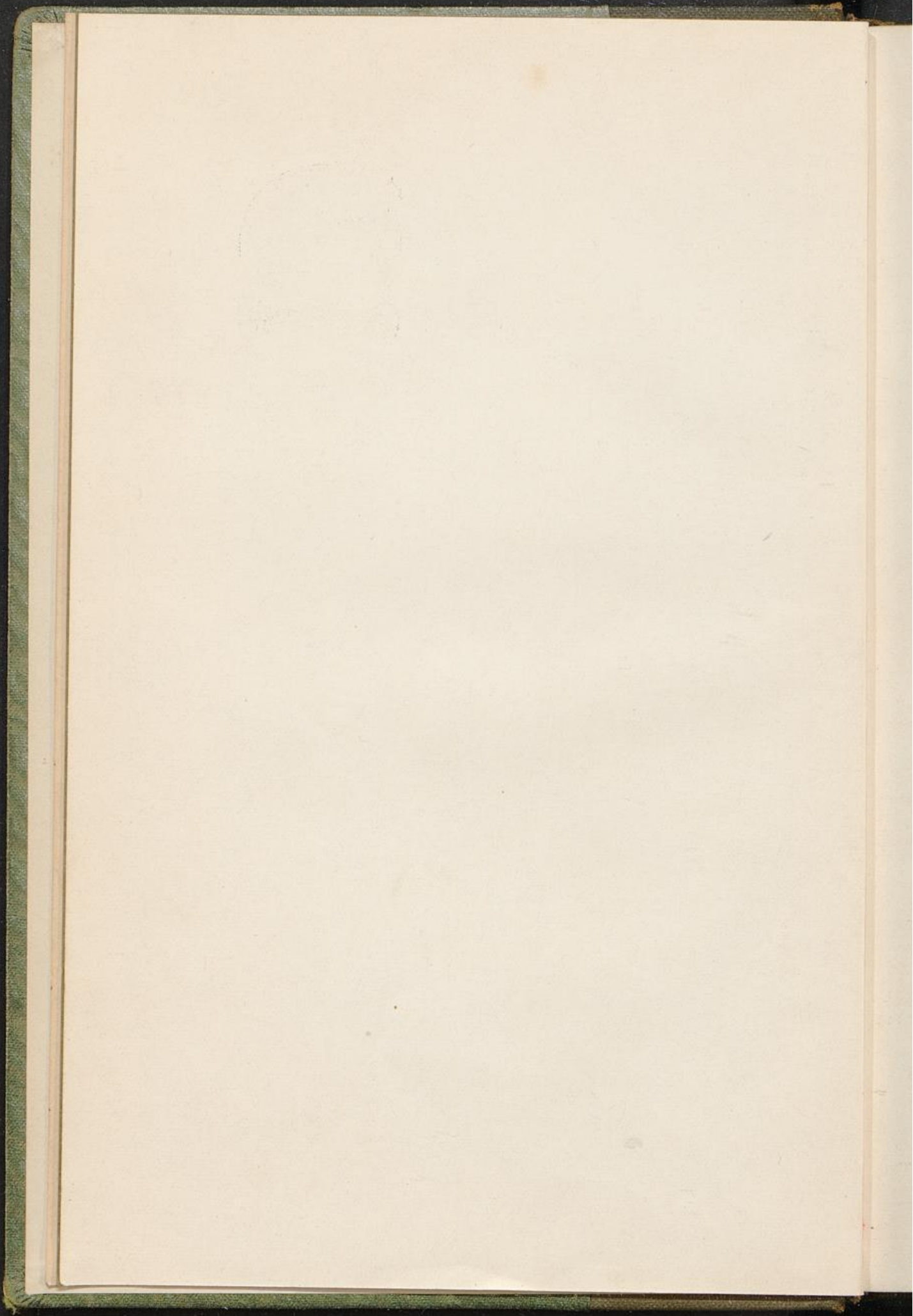


Dr. Gustav Koloff / Geschichte  
der europäischen Kolonisation  
seit der Entdeckung Amerikas









**Geschichte**  
der  
**europäischen Kolonisation**

seit der Entdeckung Amerikas

Von

**Dr. Gustav Koloff**

Professor an der Universität Gießen.



*IX.c. 3722*

---

Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn 1913

Stuttgarter Seßmaschinen-Druckerei Holzinger & Co.

## Dorwort.

So jung das Problem der Kolonisation in Deutschland noch ist, so hat die gelehrte Tätigkeit, die ihrer Erforschung in Gegenwart und Vergangenheit gewidmet ist, doch bereits eine recht stattliche Literatur hervorgerufen. Historische Arbeiten insbesondere haben sich mit einzelnen Ereignissen und ganzen Perioden beschäftigt und zur Erweiterung und Vertiefung der Kenntnis überseeischer Fragen beigetragen. Wenn ich trotzdem wage, mit einer neuen Übersicht über die Kolonialgeschichte hervorzutreten, so bestimmt mich dazu die Überzeugung, die Aufgabe anders aufgefaßt zu haben als die meisten anderen Darsteller. Ich richte den Blick weniger auf die Geschichte der Kolonien als auf die der Kolonisation, der Kolonialpolitik des Mutterlandes. Wie das Mutterland aus seinen Überlieferungen und Interessen heraus die Kolonien geschaffen hat, so beeinflußt es sie auch weiter; von der Geschichte des Mutterlandes aus wird man daher die Geschichte der Kolonien am besten verstehen und in den Beziehungen zwischen Heimat und Pflanzland die fruchtbaren Keime, die die kolonisatorische Tätigkeit für das allgemeine menschliche Leben gelegt hat, am besten erkennen können. Die Schilderung der territorialen Veränderungen in den Kolonien wird dagegen zurücktreten dürfen. Eine Erschöpfung des Gegenstandes im engen Rahmen ist unmöglich, ich habe mich nur bemüht, die großen festen Linien zu zeichnen, innerhalb deren die Kolonisationsgeschichte verlaufen ist, und die wichtigsten Ereignisse herauszuheben. Wenn schon hierdurch eine Begrenzung des Stoffs gegeben ist, so andererseits durch den Begriff „Kolonie“, den ich mit den meisten modernen Theoretikern auffasse als Bruchteil einer Nation, der vom Hauptkörper räumlich getrennt ist, aber mit ihm

politisch im Zusammenhang steht. Daraus ergibt sich, daß die Vereinigten Staaten und sonstigen selbständig gewordenen Kolonien nach ihrer Losreißung vom Mutterlande aus der Darstellung ausschneiden.

Viel ist über die Bedeutung der Kolonisation für die moderne Welt geschrieben worden. Der Drang in die Ferne, nach Ausbreitung des eigenen Volkstums und seiner Macht in fremden Gebieten, der ihr zugrunde liegt, ist ein Teil des nationalen Willens, der lebendigen Kräfte, die ein Volk beseelen. Wie diese gehegt und gepflegt werden müssen, wenn das Volk nicht Schaden leiden soll, hat niemand stärker betont als Leopold Ranke, dessen Worte als Motto für die Geschichte der Kolonisation wie für jedes Stück Nationalgeschichte gelten können: „Man glaube nicht, eine Nation sei damit in Frieden zu setzen, daß man ihr Ruhe predigt, daß man die Elemente der Bewegung ableugnet oder gewaltsam niederhält. Man muß sie vielmehr in die rechte Bahn zu leiten suchen. Nicht zur Ruhe allein, nicht zu tragem Verdampfen ist eine Nation bestimmt; erst in der Tätigkeit wachsen die menschlichen Kräfte: freier Regsamkeit bedürfen sie. Will man nicht, daß die Bewegung eine verderbliche Richtung einschläge, daß die Nation in sich selber zerfalle und sich zerfleische, so muß man ihre wahren Bedürfnisse ins Auge fassen und zu befriedigen suchen; man muß ihr das Selbstgefühl gesetzlicher Ordnung geben und eine große Zukunft eröffnen.“

## Erstes Kapitel.

### Vorgeschichte und erste Erfolge.

Das Altertum ist eine Zeit der erfolgreichen Expansion für die europäische Macht und die europäische Kultur. Aus Griechenland und Italien, die den europäischen Geist repräsentierten, drangen erobernde Heere nach allen Seiten; weite Länderstrecken Asiens und Afrikas, Westeuropas und ein Teil Mitteleuropas, kamen unter die römische Botmäßigkeit und den kulturellen Einfluß der beiden führenden Mittelmeerländer; die Ausbreitung des Christentums über das römische Weltreich und darüber hinaus ist ein glänzendes Zeichen für die Fruchtbarkeit des neuen Geistes, der sich durch Zusammenwirken von Orient und Occident gebildet hatte. Und wo der Offizier und Missionar erschien, konnte der Kaufmann nicht fehlen; in der Regel ging er ihnen weit voran. Von der größten wirtschaftlichen Bedeutung war die Ausdehnung nach den alten orientalischen Kulturstätten. Je tiefer die europäische Macht nach Osten vordrang, desto lebhafter wurden die Handelsbeziehungen zu Mittelasien, Indien und China; in den ersten sechs Jahrhunderten unserer Zeitrechnung segelten Europäer durch das Rote Meer nach Indien, wo sie mit chinesischen Händlern zusammentrafen, einige mögen gar bis China gelangt sein. Zu Lande erreichten sie mindestens Baktrien, das Gebiet am oberen Oxus, dem heutigen Amu Darja. Seit dem Beginn der römischen Kaiserzeit waren Seide aus China, feine Gewebe, Parfüms, Spezereien, Edelsteine aus Indien und Persien, Elfenbein aus Indien und Afrika und so manche andere Gegenstände des verfeinerten Lebensgenusses die vornehmsten Einfuhrartikel, die zumeist mit barem Gelde bezahlt wurden.

Aber dieser politischen, kommerziellen und kulturellen Offensive Europas setzte sich eine asiatische entgegen. Im 7. christlichen Jahrhundert bildete sich im Islam eine neue politische und religiöse Weltanschauung aus, die unwiderstehlich im Angriff beträchtliche Teile des christlichen Asien und Afrika überflutete und selbst in Europa, auf der Balkanhalbinsel, auf Sizilien und anderen Mittel-

meerinseln, endlich auf der Pyrenäischen Halbinsel festen Fuß faßte. Die europäischen christlichen Nationen wurden in die Defensive zurückgeworfen; zeitweilig (im 8. Jahrhundert) schien ihre Kultur der mohammedanischen erliegen zu müssen. Allerdings vermochte die abendländische Welt unter Führung des Heldengeschlechts der fränkischen Pippiniden den Ansturm der Orientalen abzuschlagen (durch die Schlacht bei Tours und Poitiers 732) und in Westeuropa die Moslems bis über die Pyrenäen zurückzudrängen, aber das Land südlich vom Ebro behielten die Mohammedaner in Händen, ebenso die meisten Außenposten in Asien und Afrika. Damit war jede Expansion der Europäer auf den alten Wegen unmöglich geworden. Der große Versuch der Kreuzzüge, die mohammedanische Sperre zu durchbrechen und das verlorene Asien wiederzugewinnen, blieb ohne Erfolg. Vielmehr wurde nach den Kreuzzügen die Schranke zwischen dem christlichen Europa und Asien fester als je; die mohammedanischen Reiche in Vorder- und Mittelasien verstärkten sich, machten durch Eroberung Konstantinopels dem byzantinischen Kaisertum ein Ende (1452) und schickten sich zur Eroberung des Donaugebietes an; wie im 8. Jahrhundert von Südwesten wurde der christliche Kulturkreis jetzt von Südosten her bedroht.

Natürlich erlitt der Handel durch diese Einengung der europäischen Völker die größten Veränderungen. Wenn die Europäer bis zur Erhebung des Islam mit innerasiatischen Ländern wie Persien und Indien in mehr oder weniger regelmäßigem direkten Austausch gestanden hatten, so hörte das nach der mohammedanischen Staatenbildung auf. Den christlichen Händlern wurde allmählich das Rote Meer wie der Weg nach dem asiatischen Binnenlande gesperrt, so daß sie für den asiatischen Handel allein auf den Verkehr mit den syrischen, kleinasiatischen, pontischen und ägyptischen Küstenplätzen angewiesen waren. Kairo, Alexandrien, Aleppo, Damaskus, Trapezunt und andere wurden so die Hauptstapelplätze des europäisch-asiatischen Verkehrs, insbesondere erlangte Ägypten als Durchgangsland eine gewaltige Bedeutung. Denn das Handelsbedürfnis verminderte sich trotz aller politischen Umwälzungen nicht; die Europäer wollten die orientalischen Waren, an die sie sich gewöhnt hatten, nicht mehr entbehren; namentlich mochte man auf das Reizmittel der scharfen Gewürze, die man den Getränken beimischte, nicht mehr verzichten. Zu den vorher genannten Dingen kamen dann im Laufe der Zeit noch andere Bedarfsartikel, wie

Zucker und Baumwolle, die im mohammedanischen Orient erzeugt wurden. Auf der anderen Seite hatten auch die Mohammedaner ein dringendes Interesse am Handel mit Europa, da sie, namentlich Ägypten, ihr Eisen, Holz und ähnliche Produkte vielfach aus Europa beziehen mußten. Mit dieser Trennung des europäischen Konsumenten von dem asiatischen Produzenten veränderten sich also die Handelsformen gründlich, und damit verminderte sich die Kenntnis von den Ursprungsländern der orientalischen Waren. Bald gingen die wunderbarsten Erzählungen über die Herkunft der fremden Herrlichkeiten von Mund zu Mund: sie entstammten dem irdischen Paradies, wo der Nil seine Quelle habe, erzählt der Biograph König Ludwigs des Heiligen, Johann von Joinville (um 1300); die Früchte der paradiesischen Bäume fielen in den Fluß und gelangten so nach Ägypten, wo sie herausgefischt würden. Der Sultan von Babylon habe versucht, das obere Nilland zu erforschen, aber die Expedition habe vor einem gewaltigen Wasserfall und Ungeheuern aller Art umkehren müssen.

Nur vorübergehend stand im Mittelalter der Weg nach Asien den Europäern offen. Die mongolischen Staatengebilde, die Dschingiskhan und seine Nachfolger im 13. Jahrhundert von China bis Osteuropa errichteten, kannten den religiösen Fanatismus der arabisch-mohammedanischen Staaten nicht und politisch standen sie zu ihnen im feindlichen Gegensatz, fühlten sich also auf ein Zusammengehen mit den Christen, den Todfeinden der Mohammedaner, hingewiesen. Die Chane gestatteten deshalb Missionaren und Händlern den Eintritt in ihr Machtgebiet, und damit begann eine neue Aera von Handels- und Forschungsreisen im inneren Asien. Die berühmteste war die des Venezianers Marco Polo, der 24 Jahre lang in Asien weilte (1271—95), den Großchan in seiner Residenz Karakorum (südlich vom Baikalsee) besuchte, zwanzig Jahre eine hohe Vertrauensstellung beim Chan in Peking innehatte und in seinem Auftrage China bereiste. Den Hinweg hatte er zu Lande genommen von Kleinasien aus über Persien, Indien und Tibet, die Rückkehr vollzog er zur See über Indien, so daß er mehr von Asien zu sehen bekam als irgendeiner seiner Zeitgenossen und nächsten Nachfolger. Einige Menschenalter hindurch ließen sich solche Reisen fortsetzen. In Tauris, einem wichtigen Stapelplatze des nördlichen Iran, erschienen zahlreiche italienische Kaufleute; Genuesen befuhren das Kaspische Meer, Pisaner und Genuesen wanderten als

Glaubensboten oder Händler nach dem Persischen Golf, ja einige fanden den Weg nach Malabar und China. Kirchliche und kommerzielle Niederlassungen wurden in China begründet.

Aber wiederum setzten politische Ereignisse diesem Vordringen nach Osten ein Ziel. In China wurde die mongolische Herrschaft gestürzt (1368), die neue einheimische Mingdynastie verschloß den Europäern das Land, und die Keime europäischen Geistes gingen zugrunde. Ähnliche Ereignisse sperrten Vorderasien. Die Mongolen nahmen allmählich den Islam an und erschwerten seitdem den Europäern den Zutritt, die Eroberungen der Osmanen und die Gründung eines neuen großmongolischen, mohammedanischen Reiches durch Timur, unter greuelvollen Kämpfen, denen viele Handelsplätze zum Opfer fielen, machten seit der Mitte des 14. Jahrhunderts die Straßen nach und durch Persien fast unbenutzbar. Nur vereinzelt haben Christen im 15. Jahrhundert Persien und Indien noch besucht. Wiederum beschränkte sich der europäisch-asiatische Handel auf die Küstenplätze, und wiederum wurde der europäische Kaufmann abhängig von persischen, arabischen und sonstigen Vermittlern. Daß der Handel selbst dabei sich nicht verminderte, ist bekannt. Die Kaufleute aus Italien, Frankreich und Katalonien, die die orientalischen Waren von der Levante nach Europa verfrachteten, hatten reichen Verdienst, und man weiß, daß die Größe Venedigs, das die erste Rolle in diesem Verkehr spielte, wesentlich auf diesem gewinnbringenden Zwischenhandel beruhte. Analoge Formen wie der asiatische hatte der afrikanische Handel. Karawanen gingen aus dem Innern nach der maurischen Küste, wo Ceuta, Salah, Tunis und andere im kleinen dieselbe Rolle als Stapelplätze spielten wie Alexandrien und Aleppo. Ein Vordringen der Europäer ins Land hinein war von Norden her ausgeschlossen, und ebensowenig wurde eine Erschließung Afrikas vom Westen in Angriff genommen. Im 14. Jahrhundert wurden zwar die kanarischen Inseln und die Azoren aufgefunden, aber eine dauernde Besetzung und regelmäßige Handelsbeziehungen schlossen sich an die Entdeckung nicht. Erst ein Jahrhundert nachher machte der normannische Seemann Jean de Bethencourt im Dienste des Königs von Kastilien den Versuch, die kanarischen Inseln zu unterwerfen, aber seine Bemühungen scheiterten und vermochten den kommerziellen Unternehmungsgeist nicht nach dieser Seite zu lenken. Im Osten wie im Westen hatten daher die Völker, die den Mittelmeerhandel in Händen hatten, darauf

verzichtet, nach einer Durchbrechung des mohammedanischen Gürtels zu streben, um nach den Ursprungsländern ihrer Waren zu kommen. Da sie sich, wie erwähnt, bei der ihnen auferlegten Beschränkung gut standen, hatten sie keine Veranlassung, ihren Besitz durch gewaltsame Veränderungen aufs Spiel zu setzen.

\* \* \*

Diese Epoche der europäischen Resignation wurde beendet durch die Tätigkeit der Portugiesen, einer Nation, die bisher in der allgemeinen Geschichte noch kaum hervorgetreten war. Ihr unmittelbares Interesse und ihre Tradition trieb sie dazu, das zu versuchen, was die anderen aufgegeben hatten: über den augenblicklichen Besitz hinauszustreben in die unbekannte Ferne, Wissen und Handel zu erweitern und dem menschlichen Geiste ganz neue Aufgaben zu stellen. Ein Blick auf die Geschichte Portugals im Mittelalter wird das verständlich machen.

Die christlichen Völkerschaften der Pyrenäischen Halbinsel waren durch die Mohammedaner im 8. Jahrhundert bis weit nach dem Norden zurückgetrieben worden und hatten da einen beständigen Kampf um ihre Existenz zu führen. Allmählich erlangten sie Erfolge, da die kriegerische Kraft des Islam sich durch innere Kämpfe schwächte; die Christen gingen zum Angriff über und entrißen den Feinden bis zum Schluß des 13. Jahrhunderts den größten Teil der Halbinsel wieder. In diesen Kämpfen bildeten sich mehrere selbständige Christenstaaten aus; Arragonien im Osten, Castilien im Zentrum und Portugal im Westen waren die bedeutendsten, die übrigen gingen allmählich in ihnen auf. Oft standen sich die neuen Reiche feindlich gegenüber, da jedes danach trachtete, möglichst viel vom maurischen Gebiet zu erobern, aber so sehr sie sich dadurch mitunter hemmten, sie haben doch stets in der Überwältigung der Mohammedaner eine gemeinsame Aufgabe erblickt. Nun versteht man leicht, daß die Christen bei ihrem allmählichen Vordringen nach Süden über die Meerenge von Gibraltar hinauszublicken und nach der Befreiung des heimischen Bodens die Eroberung der nordafrikanischen Maurenstaaten ins Auge zu fassen begannen: kein Staat, der sich auf Eroberung gründet, wird in der Eroberung freiwillig einhalten, solange sie ihm noch ein lockendes Ziel bietet. Zudem hatten die afrikanischen Moslems ihre Glaubensgenossen in Spanien stets unterstützt, und die jungen Pyrenäischen

Staaten konnten nie das Gefühl der Sicherheit haben, so lange drüben noch kräftige islamitische Staaten bestanden. Und dazu kam ein Drittes. Die Pyrenäischen Völker waren groß geworden im Kampfe gegen Fremde, die zugleich Feinde ihrer Heimat und ihres Glaubens waren; jeder Schritt vorwärts verminderte also die Zahl der politischen und religiösen Widersacher; jeder Maure, der dem Christentum gewonnen wurde, konnte auch als politischer Bundesgenosse gelten. Der Drang, den eigenen Glauben auszudehnen, der in jeder gesunden religiösen Empfindung lebt, verband sich also mit politischen Erwägungen; der Missions- und Eroberungsgedanke verschmolzen miteinander. Diese jahrhundertelange Gewöhnung an den Glaubenskrieg ließ die Vorstellung, daß man den Kampf gegen den Halbmond, nachdem man ihn auf dem eigenen Boden unschädlich gemacht hatte, einstellen könne, gar nicht aufkommen; man glaubte sich berufen, dem Christentum zum Siege über Islam und Heidentum zu verhelfen.

Diese, den Iberern von der Geschichte gestellte Aufgabe wurde verschieden in Angriff genommen, je nach der geographischen und politischen Lage der einzelnen Staaten. Castilien, der größte, hatte bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts sein Gebiet nach Osten und Westen so weit vorgeschoben, daß es Arragonien und Portugal von dem Rest des mohammedanischen Gebietes trennte und somit allein die Möglichkeit besaß, seinen Besitz durch direktes Vordringen nach Süden zu vergrößern. Die beiden andern Staaten dagegen mußten, wenn sie nicht auf weiteren Anteil an der arabischen Erbschaft verzichten wollten, den Erbfeind über die See angreifen. Arragon, der Küstenstaat am Mittelmeer, hat daher seine Hand auf die Balearen und Sardinien, beides maurische Besitzungen, gelegt; es verstrickte sich dann in italienische Kämpfe und verlor darüber die afrikanische Küste allmählich aus den Augen. Ganz anders Portugal. Vor seiner Küste lagen keine so bequemen Angriffsobjekte, und keine Aussicht auf europäische Eroberungen drängte die alten Aufgaben in den Hintergrund, die Idee, Afrika anzugreifen, blieb daher immer herrschend. Und das wirtschaftliche Moment arbeitete in derselben Richtung. Die Portugiesen waren durch die Natur ihres Landes auf den Seehandel hingewiesen; systematisch hatten die Könige seit dem 13. Jahrhundert durch Anpflanzung von Wäldern, durch Prämien auf den Schiffsbau, durch Gründung einer Seeversicherung die Nation dazu zu erziehen gesucht. Natürlich suchte der

neue Seehandel sogleich mit den Kulturnationen des Mittelmeeres in Verkehr zu treten, und dies Bestreben ließ wiederum eine Beherrschung der nordafrikanischen Küste angezeigt erscheinen: nur dadurch konnte man sich vor dem Seeraub der Mauren dort schützen. Alle diese Gründe führten daher zu wiederholten Angriffen auf Nordafrika und endlich zur Eroberung des Hafens Ceuta, womit man eine Basis für weitere Unternehmungen gewonnen hatte (1415). Sogleich fühlte man, daß jetzt die Möglichkeit neuer Erfolge gegeben war. Das Ziel, das der Nation immer dunkel vorgeschwebt hatte, die Eroberung des gesamten Maurenreiches, schien jetzt näher gerückt; die Absicht tauchte auf, es von Norden und Süden zugleich anzugreifen. Expeditionen sollten die afrikanische Küste nach Süden erforschen und feststellen, wie weit die maurische Macht reiche, ob man nicht jenseits Bundesgenossen gegen den Islam finden könne. Den abenteuerlichsten Vorstellungen gab man sich dabei hin. Auf Grund einiger Handelsexpeditionen im 14. Jahrhundert nahm man an, daß im Süden des Maurenreichs ein christlicher Negerstaat Guinea bestehe, mit dem man ein Bündnis gegen die Mohammedaner eingehen und Handelsbeziehungen anknüpfen könne. Man träumte davon, mit dessen Hilfe das Christentum über alle unbekanntem Länder ausbreiten zu können. Es wurde entscheidend, daß eine bedeutende Persönlichkeit diese populären Gefühle und Ideen mit voller Hingabe ergriff. Einer der Eroberer Ceutas, Prinz Heinrich, genannt der Seefahrer, ein Mitglied des Königshauses, stellte seine Intelligenz, seine Tatkraft und sein Vermögen in den Dienst dieser Gedanken; unermüdlich sammelte er alles, was an nautischen und geographischen Kenntnissen erreichbar war; sein Ansehen und sein Organisationstalent bewirkten, daß die maritimen Unternehmungen, die vorher mit wenig Umsicht geführt wurden, jetzt systematisch mit besseren Vorbereitungen betrieben und trotz mancher Fehlschläge nicht aufgegeben wurden.

Rasche und blendende Erfolge waren dem Prinzen nicht beschieden. Erst nach mehreren Versuchen gelang es, das Kap Nao zu umschiffen und Madeira zu entdecken (1419), beträchtlich später wurde das Kap Bojodar umsegelt (1432/33), und im nächsten Jahrzehnt wurde die Küste bis zum Archipel von Arguim erkundet (1443). Bis dahin hatte man weder politische noch große wirtschaftliche Vorteile zu verzeichnen; Bundesgenossen gegen die Mauren suchte man vergebens, Handel konnte man an den wüsten Küsten

der Sahara nicht treiben und Madeira lieferte nur Holz; Zucker und andere Handelsprodukte mußte man erst anpflanzen. Es ist verständlich, daß sich Mißtrauen gegen die Afrikafahrten geltend machte. Ohne Opposition waren sie von Anfang an nicht geblieben, denn selten wird eine Nation ganz einmütig sein, wenn sie vor einer so bedeutungsvollen Frage steht, ob sie ihr bisheriges Binnenleben verlassen und ihre Zukunft auf überseeische Unternehmungen basieren soll. Der Prinz, hieß es, handle allen guten Gewohnheiten seiner Vorfahren zuwider, denn diese hätten fremde Ansiedler ins Land gerufen, um die Bevölkerung zu vermehren; er führe sie aus dem Lande, während zu Hause doch noch manche Stätte der Kultivierung harre. Vielen galt die aus dem Altertum stammende Ansicht, daß das Äquatorgebiet unbewohnbar sei, als unbestreitbar: warum also Zeit und Menschen an die Erforschung wertlosen Landes setzen? Die afrikanischen Küsten schienen dies Verdikt zu bestätigen. Aber seit der Umschiffung des Kap Blanco (1441) begann die öffentliche Meinung anders zu urteilen. Die Prophezeiung des Prinzen, daß man auf zahlreiche Negerstämme treffen werde, ging ja in Erfüllung, und die Schiffe brachten Goldstaub, afrikanische Tiere, Elfenbein, Ingwer und Negerklaven mit nach Hause: jetzt galt Heinrich als ein Wohltäter, der auf eigene Kosten dem nationalen Reichtum neue Quellen erschließe. Weitere Kreise nahmen durch Bildung von Handelsgesellschaften an der Ausrüstung der Schiffe und an den Expeditionen seitdem teil.

Wie es nicht anders sein konnte, hat die Bereicherung der geographischen Kenntnisse manche Vorstellung umgestürzt, von der man ausgegangen war. So mußte man die Hoffnung auf ein christliches Negerreich Guinea fallen lassen. Aber die Zuversicht, in Afrika trotzdem Bundes- und Glaubensgenossen zu finden, hielt man fest: man erfuhr, daß in Abessinien ein christliches Reich bestehe und suchte mit ihm in Verbindung zu treten. Wie so oft verbanden sich in den Kombinationen, die man an solche Nachrichten aus fernen Welten knüpfte, Wahrheit und Dichtung. Abessinien wurde identifiziert mit dem legendarischen Staat des Erzpriesters Johannes, der seit dem 12. Jahrhundert in der abendländischen Literatur in verschiedener Gestalt auftritt und als Bundesgenosse gegen die Mohammedaner angesehen wird. Die Legende knüpft vielleicht an eine chinesische Staatengründung in Turkestan, vielleicht an georgische oder armenische Könige an; eine feste geographische Basis für das Johannes-

reich hatte man nicht und verlegte es bald nach Zentralasien, bald nach China; Prinz Heinrich versetzte es jetzt nach Afrika. Man sieht, wie die portugiesischen Unternehmungen, die ursprünglich auf naheliegende Ziele gerichtet waren, sich von selbst erweiterten, und in den letzten Lebensjahren des Prinzen, als man die Gestalt Afrikas besser kennen gelernt und die Scheu vor den tropischen Regionen verloren hatte, tauchte eine neue Idee von großer Tragweite auf: die Absicht, um Afrika herum nach Indien und China zu segeln. Man kam auf den Gedanken, daß Portugal mit den Produzenten der orientalischen Waren in direkten Verkehr treten, das Handelsmonopol der arabischen und venezianischen Zwischenhändler brechen und durch die Ausbeutung der fernen Wunderländer zum reichsten Lande der Welt werden könne. Der Prinz erlebte diese Krönung seines Werkes nicht mehr; bei seinem Tode (1460) war man erst bis Sierra Leone gekommen, und einige Jahre lang hemmten europäische Verwicklungen die Entdeckungsfahrten. Aber dann wendete der König selbst ihnen seine Teilnahme zu, und nachdem einige Expeditionen über den Kongo und das Kap Negro hinausgekommen waren, erkundete Bartholomäus Diaz die Südspitze Afrikas (1486); ein Dußend Jahre später umfuhr sie Vasco da Gama, um über Mozambique Kalikut in Malabar zu erreichen (20. Mai 1498). Jetzt war die Aufgabe gelöst, der man sich im letzten Menschenalter mit immer wachsender Sehnsucht gewidmet hatte. Aber damit hatte man die Früchte der mühevollen Seefahrt noch nicht in Besitz; der Admiral mußte sogleich erkennen, daß man mit denselben Feinden wie in Europa noch einen Kampf auf Tod und Leben ausfechten müsse. Araber und Ägypter hatten bisher den Zwischenhandel im Indischen und Roten Meere betrieben, sie sahen natürlich in den Ankömmlingen unbequeme Konkurrenten und fürchteten überdies von den Glaubensfeinden für die Sicherheit ihres Heiligtums in Mekka, falls die islamfeindlichen Portugiesen sich im Indischen Ozean niederließen. Sie setzten daher ihren ganzen Einfluß bei den indischen Dynasten gegen die Portugiesen ein, so daß Gama in Kalikut feindlich empfangen wurde. Aber ihm kam zustatten, daß Indien nicht ein einheitliches Riesenreich war, sondern in zahlreiche Fürstentümer zerfiel, und daß die malabarischen Staaten dem Islam ebenso fern standen wie dem Christentum: so gelang es ihm, mit Gegnern des Kaisers von Kalikut, meist seinen unbotmäßigen Vasallen, die an dem Fremden eine willkom-

mene Stütze sahen, Handelsverträge abzuschließen und Waren zu erhalten, die daheim den Beweis vom Reichtum Indiens liefern sollten. Seine Heimkehr war ein Triumphzug; er wurde gefeiert als Nationalheld, und einmütig waren Regierung und Nation, den neu gefundenen Weg nicht wieder zu verlieren. Der Titel „Herr der Schifffahrt, Eroberung und des Handels von Äthiopien, Arabien, Persien, Indien“, den der König annahm, zeigte der Welt, welchen Wert er auf die neuen Erwerbungen legte.

Geschwader über Geschwader segelten seitdem von Portugal nach Indien, Kriegs- und Handelsflotten zugleich. Mit einigen indischen Fürsten schloß man Bündnisse und Handelsverträge, andere, die zu den Mohammedanern hielten, oder von den neuen Gästen den Verlust ihrer Unabhängigkeit befürchteten, wurden mit Gewalt unterworfen oder wenigstens zur Duldung des Handels gezwungen; die arabischen Händler wurden aus den besten Plätzen verjagt und selbst im Roten Meere beunruhigt. Unermeßlich waren die Hindernisse, die die Entfernungen, das Klima und die Feinde schufen, aber die Überlegenheit der europäischen Waffen zu Wasser und zu Lande, die kriegerische Begeisterung, die viele Fehlschläge verschmerzen ließ, das militärische und organisatorische Talent einiger großer Führer, der Almeida, Pachetto und vor allem des gewaltigen Albuquerque, wurden der Schwierigkeiten Herr; etwa zwanzig Jahre nach dem Erscheinen des ersten portugiesischen Schiffes war die portugiesische Stellung von den Eingeborenen schwerlich noch zu erschüttern. Zahlreiche Festungen waren an den Küsten von Malakka, dem Treffpunkt der indischen und chinesischen Händler, bis Arabien angelegt; der Hauptplatz Goa lag an der Küste von Malabar; die wichtigen Eingänge zum Persischen Meerbusen und Roten Meere deckten Maskat auf der Südostspitze Arabiens und die Insel Sokotora. Überall begnügte man sich mit dem Besitze geringer Küstenstrecken, um von hier aus den indischen Fürsten zu imponieren; eine Eroberung des riesigen Hinterlandes war bei der geringen Menschenzahl, die Portugal entsenden konnte, ausgeschlossen. Daher hatte man auch nur mit schwachen Küstenstaaten zu schaffen, die großen Binnenstaaten blieben von der europäischen Invasion ganz unberührt. Eine starke Flotte unterhielt die Verbindung zwischen den Niederlassungen und machte Jagd auf die maurischen Schiffe; eine Reihe von Stationen in Afrika, wie Melinda und Mozambique im Osten, S. Paolo do Loando und S. Georg de Mina im Westen, sicherten die

Straße nach der Heimat. Natürlich bedeutete Indien den Portugiesen nicht das Ende der Welt; sie streckten ihre Hand nach den würzreichen Molukken und Sundainseln aus und schickten Schiffe bis nach China. Aber je weiter nach Osten, desto schwächer war ihre Macht basiert; auf den Sundainseln haben sie niemals politische Macht erlangt, sondern waren stets nur geduldete Kaufleute; aus China wurden sie sogar einmal wegen zu herrischen Auftretens vertrieben (1523), erlangten dann aber eine Niederlassung in Macao, die sie besetzten und zum Ausgangspunkt des Verkehrs mit Japan bestimmten.

Die Verwaltung des weit verstreuten Besitzes und den Oberbefehl zu Wasser und zu Lande führte ein reich besoldeter Generalgouverneur in Goa oder Vizekönig, wie er bald genannt wurde. Zölle auf die Ein- und Ausfuhr und Tribute der eingeborenen Fürsten lieferten die Mittel zum Unterhalt der bewaffneten Macht und Beamtenschaft. Ursprünglich besaß der Statthalter unbeschränkte Macht als Stellvertreter des Königs, später, nach der Zeit der eigentlichen Eroberung wechselten die Vollmachten, je nach den Anschauungen der Lissabonner Regierung. Es wurde üblich, nach Albuquerque's Tode (1515), die Vizekönige nach dreijähriger Amtszeit abzurufen, damit sie nicht auf den Gedanken kämen, der königlichen Autorität die eigene entgegenzusetzen. Diese Spanne Zeit war zu kurz bemessen, die Gouverneure mußten ihr Amt niederlegen, nachdem sie sich kaum eingearbeitet hatten, die Systeme wechselten häufig mit den Personen, und die Versuchung lag nahe, daß die Gouverneure die wenigen Jahre, die sie den gewinnbringenden Posten bekleideten, nach Möglichkeit im eigenen Interesse ausnutzten. Bedrückungen der Eingeborenen und Europäer, Durchstechereien mit den Händlern waren daher nicht selten, und das Beispiel der oberen Beamten fand Nachahmung bei den unteren. Daß der König eine besondere Oberbehörde für die überseeischen Angelegenheiten, den Rat von Indien, errichtete, der die Geschäftsführung der Behörden und alle Beziehungen nach Indien überwachen sollte (seit 1500), vermochte diese Übelstände nicht zu beseitigen. Es waren Erscheinungen, die bei den ungeheuren neuen administrativen Aufgaben unvermeidlich waren; ein geschultes, zahlreiches Beamtenpersonal war weder in Portugal noch in einem anderen Staate vorhanden, mit solchen Mißständen haben daher alle kolonialen Völker zu ringen gehabt.

Dreifachen Trieben, haben wir gesehen, waren die portugiesische  
Europäische Kolonisation.

fischen maritimen Unternehmungen entsprungen: politischen, religiösen und wirtschaftlichen. Keiner vor ihnen hatte in dem Jahrhundert, das man bis zur Ankunft in Indien brauchte, seine Kraft verloren. Auch nach dem Tode Heinrichs suchte man nach christlichen Bundesgenossen in Afrika und noch vor der Auffindung Indiens gelangten in der Tat einige Gesandte auf Schleichwegen über Ägypten nach Abessinien, freilich ohne das Bündnis gegen den Islam zustande bringen zu können. Nach der Festsetzung in Indien plante man einen Angriff auf Ägypten vom Roten Meere aus, um die Türkenherrschaft dort zu stürzen, was für die ganze Lage im Mittelmeer überaus wichtig hätte werden müssen. Zu dem Zweck verhandelte Albuquerque mit Persien und seine Nachfolger mit Abessinien; es ging sogar einmal eine kleine Expedition nach Abessinien, um dem durch das mohammedanische Zeila bedrängten Christenreiche beizustehen (1541). Alle diese großen Bündnis- und Offensivpläne zerrannen freilich, da die Bundesgenossen nicht zu gewinnen waren und die portugiesische Macht selbst in Indien reichlich in Anspruch genommen wurde. Überdies hatte die Kraft der nordafrikanischen Mohammedaner, die durch den Angriff von Süden her gebrochen werden sollte, viel von ihrer Gefahr verloren, seitdem die Portugiesen im Laufe des 15. Jahrhunderts mehrere marokkanische Plätze erobert hatten und seitdem Spanien, der andre Todfeind der Mauren, eine große Seemacht im Mittelmeere gebildet hatte. So mußte das eine der ursprünglichen Ziele nach mehreren vergeblichen Anläufen vor neuen Aufgaben zurücktreten.

Das zweite Ziel, die Ausbreitung des Christentums, wurde dagegen mit desto größerem Eifer angestrebt. Dominikaner und Franziskaner, später Jesuiten (seit 1542) strömten nach Afrika und Asien und errichteten überall ihre Niederlassungen. Goa, der kirchliche wie der weltliche Mittelpunkt, wurde zum Erzbistum erhoben, bald rechnete man die Klöster nach Hunderten, ihre Insassen nach Tausenden, die Bekehrten nach Hunderttausenden. Auch über Indien hinaus, in China und Japan, versuchte man Gemeinden zu bilden. Es ist selbstverständlich, daß die Bekehrung vielfach nur oberflächlich und durch äußere Beweggründe veranlaßt war: teils durch direkten Zwang, teils durch die Hoffnung auf weltliche Vorteile wie Anstellung in der Verwaltung, Bevorzugung im Handel und dergl. Nicht immer lebten weltliche und kirchliche Behörden in Eintracht. Die Versuche der Missionare und Bischöfe, sich in weltliche Geschäfte

ezuzumischen, stießen oft auf Widerspruch bei den Gouverneuren, ebenso ihre Propaganda für das Klosterleben, das der Wirtschaft viel kräftige Arbeiter entzog. Aber solche Mißhelligkeiten verhinderten nicht, daß ein überaus reges kirchliches Leben, das auch die weltlichen Behörden im allgemeinen förderten, bestand.

Noch mehr in die Augen fallend ist die wirtschaftliche Ausnützung der neuen Länder. Wie die großen Entdeckungen nicht privater Initiative entsprungen waren, sondern von der Krone — da man den Prinzen Heinrich hier mit dem Königtum identifizieren kann — betrieben worden waren, so war es selbstverständlich, daß ihr alles drüben Erworbene zufiel. Nur durch Staatsmittel vermochten ja die kostspieligen Anlagen und Eroberungen vollendet zu werden. Der Handel wurde betrieben mit königlichen Schiffen in großen Geschwadern; jedem Portugiesen stand es frei, sich am Handel mit allen Produkten gegen eine Abgabe von einem Drittel des Wertes zu beteiligen; allein der Pfefferhandel, das beste Stück, blieb dem Könige vorbehalten. Ebenso selbstverständlich war es, daß die Portugiesen die Frucht ihrer Mühe allein genießen und den anderen Nationen den Weg nach Indien verbieten wollten; ängstlich hüteten sie daher die neuen geographischen Kenntnisse als Geheimnis und verfolgten rücksichtslos jedes Schiff, das die Fahrt in die afrikanischen Gewässer wagte. Zu diesem steten Kampf mit europäischen Konkurrenten kamen Gefechte mit Seeräubern, den Indern und Arabern, kurz die Rücksicht auf den Kampf bestimmte die Form des Handels. Daher die großen Geschwader und die großen Dimensionen der Schiffe; der Sicherheit wegen mußte man in Kauf nehmen, daß der Handel schwerfällig wurde: Kanonen und Menschen verringerten den Laderaum, die Schiffe versammelten sich langsam und fuhren mit geringer Schnelligkeit; oft mag das Bewußtsein militärischer Stärke auch zu kriegerischen Expeditionen verleitet haben, wo sie unnötig waren.

In Lissabon nahmen die Schiffe Bargeld, Waffen, wollene Zeuge, Hüte, Wein, Öl, gesalzene Fische, Bücher an Bord. Dann ging die Fahrt über Madeira, das grüne Vorgebirge und die Küste von Guinea nach Süden; der Passate wegen folgte hier eine weite Ausbiegung nach Westen, hierauf die Umsegelung des Kaps, und endlich nahm man über Mozambique und die größere Lorenzinsel den Kurs nach Goa. In Mozambique handelte man Sklaven, Ebenholz, Elfenbein und Gold ein; das hier und an der Goldküste erworbene Gold diente

vielfach zur Bezahlung der indischen Waren. Den Handel in Indien betrieb man nach einem zeitgenössischen Schriftsteller auf dreierlei Weise: mit Völkern, die unterjocht waren und nach Anordnung ihrer europäischen Herren Waren zu festgesetzten Preisen liefern, also eine Art Tribut zahlen mußten; mit Souveränen, wie den Königen von Ceylon und zeitweilig dem Samorin von Kalikut, die Handelsverträge geschlossen hatten. Darin waren die Preise der europäischen wie indischen Waren festgesetzt, bald wurden die Portugiesen allein, bald zu günstigeren Bedingungen als andere zugelassen. Für die Vorteile versprachen sie den Eingeborenen Schutz gegen Seeräuber und sonstige Feinde. Endlich handelte man mit freien Völkern ohne gegenseitige Verpflichtung, wie auf den Großen Sundainseln und in Japan und China. Die Waren, die die Portugiesen einkauften — dieselben, die wir aus dem venezianischen Handel kennen — mußten sämtlich in Lissabon unter Aufsicht des indischen Rats ausgeladen werden. Sie strömten jetzt viel billiger und in größerer Menge nach Europa als früher; der Transport zu Wasser war einfacher als ehemals über Ägypten und Syrien, und die Portugiesen sparten den Verdienst, den die Venezianer den fremden Zwischenhändlern bewilligen mußten. Nach allen Nachrichten müssen die Gewinne der portugiesischen Kaufleute zeitweilig ungeheuer gewesen sein; es wird von Verdiensten an einigen Sendungen bis zu 1000 Prozent gesprochen, und wenn dergleichen auch nur ausnahmsweise vorgekommen sein mag, so sind Verdienste von 80 Prozent und darüber lange Zeit gewiß die Regel gewesen. Die größere Billigkeit des neuen Weges und die Feindschaft der Portugiesen gegen die Araber ließen den alexandrinischen Markt bald veröden; anstatt der italienischen Häfen wurde jetzt Lissabon der Stapelplatz für die orientalischen Waren, wo die Händler aus ganz Europa sich sammelten, da die Portugiesen die Spedition nach den übrigen Ländern nicht übernahmen. Dadurch, daß sie die Kunden nach Lissabon zogen, wo der Staat den Handel beaufsichtigte, vermieden sie ein Unterbieten der portugiesischen Kaufleute beim Angebot, steigerten die Preise durch die Konkurrenz der europäischen Einkäufer und verschafften der Stadt Lissabon durch den großen Fremdenverkehr einen neuen Verdienst. So ist die portugiesische Hauptstadt bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts gewiß eine der reichsten und volkreichsten Städte Europas geworden, deren Luxus die Zeitgenossen nicht genug preisen können. Hinter dem materiellen Aufschwung blieb der geistige

nicht zurück. Verdankt doch, um nur eins zu erwähnen, das edelste Erzeugnis des portugiesischen Geistes den asiatischen Kämpfen seine Entstehung. Alle Momente, auf die wir die begeisterte Hingabe an die überseeische Tätigkeit zurückgeführt haben, erscheinen poetisch verklärt in den Lusiaden: die durch die Maurensiege hervorgerufene Freude an den Eroberungen, getragen von dem stolzen Bewußtsein, „daß niemand kann dem Luser widerstehn“, das Begehren nach den Spezereien und Goldländern des Orients, die mächtige religiöse Empfindung, die im Siege der glaubensstarken Portugiesen über die lasterhaften Heiden den herrlichsten Triumph erblickt.

Freilich, so bewundernswürdig die Leistungen des kleinen Volkes waren, die Schattenseiten fehlten nicht. Durch den Verzicht auf die weitere Verfrachtung entging dem portugiesischen Seehandel ein lohnender Geschäftszweig, die Monopolstellung Lissabons schädigte die andern heimischen Häfen und hemmte schließlich den Unternehmungsgeist der Lissabonner Bürger selbst. Das ganze kommerzielle System beruhte auf der Sucht, möglichst rasch großen Gewinn zu erraffen und jede Konkurrenz auszuschalten. Da der Staat den Handel monopolisierte, machte sich dieser Kaufmannsgeist auch bald in der Staatsverwaltung geltend: an allen Ausgaben, die nicht unmittelbarem Nutzen dienten, wurde gespart, insbesondere an den Streitkräften in Indien und Europa. Daher gab es auf den Schiffen und in den Garnisonen drüben ungenügende Besoldung und Verpflegung, als Folge davon Krankheiten, schlechte Disziplin, Desertion und ähnliche Übelstände, die die Politik oft kompromittiert haben. Weiter ist es verständlich, daß die Abenteuer in den Märchenlanden und der rasche Handelsgewinn manche ungünstige Wirkung auf die Nation äußern mußten: jeder wollte teil daran haben, die Ansprüche an das Leben wuchsen schnell, und die bisherigen weniger lohnenden Beschäftigungen wurden vernachlässigt. Wir hören Klagen, daß das flache Land an Bevölkerung verliere, das Gewerbe stocke und so die produktive Tätigkeit der Nation nicht gefördert werde. Der Reichtum der Nation hing allein vom Handel ab; wenn er einmal aus irgendwelchen Gründen versagte, war keine wirtschaftliche Reserve vorhanden. Nur eine starke und einsichtige Staatsverwaltung hätte diesem Übel steuern können, aber wir wissen bereits, daß die Regierung auf falschem Wege war; ihre Monopolpolitik befruchtete nicht das ganze Land und Volk, sondern nur einen Bruchteil und trieb so den Rest geradezu an, sich in

den bevorzugten Kreis hineinzudrängen. Bei der fehlerhaften Wirtschaftspolitik konnten auch die Finanzen nicht dauernd gedeihen; die Einkünfte aus Indien wurden keineswegs immer sachgemäß verwendet und konnten so den durch den allgemeinen Luxus auch am Hof und in der Verwaltung gesteigerten Ansprüchen nicht durchweg gerecht werden. Es ist daher verständlich, daß die Klagen über Steuerdruck nicht verstummen. Auf allen Seiten macht sich eben das Fehlen einer einsichtigen und zuverlässigen Bureaucratie bemerkbar. Aber man muß sich immer wiederholen, daß das gewaltige Problem, die so plötzlich angeschwollene überseeische Tätigkeit mit den heimischen Interessen in Einklang zu bringen, völlig neu war, und daß viele Übelstände in dem Übergangsstadium unvermeidlich waren. Ferner muß man berücksichtigen, daß die trüben Seiten erst allmählich hervortraten und im ersten Menschenalter die großen Vorteile alles andere überstrahlten. Welche Ereignisse der inneren und äußeren Politik die portugiesische Nation verhindert haben, die Schäden in ihrem überseeischen System auszurotten und sie von ihrer rasch erstiegenen Höhe herabgestürzt haben, werden wir später noch sehen; jetzt wollen wir noch mit einem Blick die internationalen Folgen des portugiesischen Aufschwungs streifen.

Wir haben schon berührt, daß der neue Seeweg in erster Linie dem venezianischen Handel Schaden tat. Venedig erkannte die Gefahr sofort, schon die Heimkehr Vasco da Gamas erregte große Bestürzung. Einen Augenblick dachte die stolze aber schon sinkende Lagunenrepublik daran, die neue Konkurrenz auf dem herkömmlichen Wege, durch Krieg, niederzuschlagen, und König Manuel von Portugal war bereit, um dem Kriege zuvorzukommen, sich mit Venedig zu vertragen: er schlug vor, Venedig solle Lissabon als Stapelplatz anerkennen, aber vorteilhafte Bezugsbedingungen erhalten. Venedig verwarf dies Abkommen als zu geringfügig, und da es den Krieg mit Rücksicht auf die allgemeinen Verhältnisse doch nicht zu unternehmen wagte, so suchte es den Portugiesen andere Schwierigkeiten zu machen: es unterstützte die Ägypter in den Kämpfen um das Rote und Indische Meer (1503). Da die Portugiesen hier Sieger blieben, so erlitten die Venezianer die Niederlagen der Mohammedaner mit, sie verloren ihren besten Orienthandel und damit die Großmachtstellung. — Der eine Rivale war damit aus dem Wettbewerb verschwunden, aber noch ehe die Niederlage Venedigs entschieden war, galt es, sich mit einem neuen und stärkeren Konkurrenten, mit Spanien, auseinanderzusetzen.

## Zweites Kapitel.

### Erschließung Amerikas durch die Spanier.

Auf ganz andere Wege wurde Portugals Nachbarreich, Spanien, das mittlerweile durch die Vereinigung Kastiliens und Arragoniens gebildet worden war (1479), geführt. Während die Portugiesen den Kampf gegen die Ungläubigen zur See begannen, führten ihn die Kastilier zu Lande fort und machten dem letzten Rest maurischer Herrschaft in Europa durch die Eroberung von Granada ein Ende (1492). Damit stand auch die spanische Nation vor der Frage, die die portugiesische schon seit einem Jahrhundert entschieden hatte, ob sie den Erbfeind auch jenseits des Meeres bekämpfen oder sich mit der Befreiung der iberischen Halbinsel begnügen solle. Dieselben Gründe wie in Portugal sprachen für die Fortsetzung des Kampfes, und die Königin Isabella, der die Ausbreitung des Christentums über alles ging, setzte in ihrem Testament ausdrücklich fest, daß man den Kampf gegen die Ungläubigen in Afrika nicht einstellen solle. Gleichzeitig konnten die portugiesischen Fortschritte in der überseeischen Politik nicht ohne Wirkung bleiben. Man sah, welchen Aufschwung Handel und Wohlstand im Nachbarlande infolge des afrikanischen Handels nahmen; es war natürlich, daß der Wunsch rege wurde, auch Spanien daran Anteil zu verschaffen. Noch hatten ja die Portugiesen Indien nicht erreicht, es war also nicht unmöglich, ihnen zuvorzukommen und in der Hebung der fernen Schätze wie in der Verbreitung des Christentums den Rang abzulaufen. Allerdings war es ausgeschlossen, das Ziel, Ostindien, auf demselben Wege zu suchen wie die Portugiesen; ohne Zweifel hätten diese, gestützt auf ihre zahlreichen Befestigungen an der afrikanischen Küste, spanische Expeditionen mit Gewalt verhindert. Aber es fragte sich, ob der vom Prinzen Heinrich gewiesene Weg der einzige nach dem fernen Orient sei, und an diesem Punkte hat die gelehrte Spekulation entscheidend in die Entdeckungsfahrten und damit in die Weltgeschichte eingegriffen.

Denn während die portugiesischen Schiffe sich mühsam an der afrikanischen Küste entlang tasteten, tauchte die Idee auf, daß man bei der Kugelgestalt der Erde durch direkte Westfahrt nach Japan und China, dem Osten Asiens, kommen müsse. Verschiedene Momente hatten dabei zusammengewirkt. So waren an den Azoren und anderen Inselgruppen gelegentlich Gegenstände angespült worden, die nicht aus Europa stammten, Schilfrohre, Schnitzereien, Leichen u. dgl.; man schloß daraus, daß sie von unbekanntem Weltteilen, die nicht weit von Westeuropa entfernt sein könnten, herrühren müßten. Die Phantasie der Kartenzeichner zauberte auch bald allerlei Inseln zwischen Westeuropa und Ostasien hervor. Wichtiger als diese Argumente war aber die gelehrte Begründung der Westfahrt, die vornehmlich von dem Florentiner Physiker Paul Toscanelli geliefert wurde. Er berechnete den Umfang der Erde und führte aus, daß Ostasien durch die direkte Westfahrt nicht nur erreicht werden müsse, sondern daß dieser Weg auch weit kürzer als der um Afrika herum sei. Da er sich in der Berechnung des Erdumfangs irrte — er berechnete ihn auf etwa ein Drittel seiner wirklichen Größe — so hatte seine Darstellung allerdings viel Lockendes. In Portugal fand der Florentiner freilich keinen Anklang. Man ließ sich zwar ein ausführliches Gutachten von ihm erstatten (1474), aber da man soeben die Goldküste mit ihrer Wendung nach Osten entdeckt hatte, so glaubte man dem Ziele nahe zu sein und wollte den alten Weg nicht zugunsten des neuen, unbekanntem verlassen. Spanien erhielt daher die Möglichkeit, seine freigewordene Kraft in den Dienst dieser Idee zu stellen.

Es bedurfte längerer Vorbereitung, ehe die leitenden Kreise sich diesem Gedanken hingaben. In Spanien stand ja nicht ein so großer Bruchteil der Bevölkerung wie in Portugal in geistiger und materieller Beziehung zum Meere, vielmehr war die große Mehrheit ein Binnenvolk, und derjenige Teil, der sich bisher maritimen Aufgaben nachdrücklich gewidmet hatte, die Küstenbevölkerung im Osten, fühlte sich auf den Verkehr mit Italien und anderen Kulturländern und nicht auf das Entdecken neuer Gebiete hingewiesen. Es ist daher charakteristisch, daß die Idee, die Portugiesen in der Auffindung des Seewegs nach Indien zu schlagen, durch einen Fremden nach Spanien gebracht worden ist, durch den Genuesen Christofaro Colombo, in unserer Sprache heute allbekannt unter

dem Namen Christoph Columbus. Über seine Schicksale bis zum Auftreten in Spanien wissen wir wenig. Er war der Sohn eines Webers (geb. in Genua 1456), erlernte das väterliche Handwerk, ging zur See, wo er sich in untergeordneten Stellungen betätigte, bis er, 20 Jahre alt, durch einen Schiffbruch nach Portugal verschlagen wurde (um 1476). In Lissabon gründete er sich eine Familie, und hier, wo aller Augen auf die Entdeckungsfahrten gerichtet waren, hat er die Idee der Westfahrt in sich aufgenommen und zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Schon die verbreiteten mehr oder weniger märchenhaften Erzählungen der Schiffer hatten ihn zum Nachdenken hierüber gereizt, als er dann in Portugal die Begründung Toscanellis kennen lernte, stand in ihm der Plan fest, eine solche Fahrt zu versuchen. In Portugal fand er so wenig wie der wissenschaftliche Vater der Idee, Toscanelli, Entgegenkommen; er geriet sogar mit den Gesetzen in Konflikt, ohne daß wir den Grund wissen, verließ das Land heimlich und versuchte sein Glück in Spanien (1484).

Nach dem oben Gesagten ist verständlich, daß der Genuese hier zunächst wenig Freunde fand. Er machte nach seiner ganzen Persönlichkeit und Vergangenheit keinen vertrauenerweckenden Eindruck; seine wissenschaftliche Bildung war gering, so daß er der sich bald regenden Opposition gegen seine Begründung der Westfahrt nicht immer gewachsen war. Aber seine Unermüdlichkeit gewann ihm unter der Geistlichkeit und im hohen Adel einige Anhänger, und schließlich ließ sich auch das Königspaar bewegen, einen Versuch mit ihm zu machen. Die Eifersucht auf Portugal, die Aussicht auf Indiens Schätze und nicht zum wenigsten die Möglichkeit, die Kreuzesreligion in die fernen Lande tragen zu können, ließen Ferdinand und Isabella über alle Bedenken hinwegsehen. Namentlich Isabella stand unter dem Einfluß dieser ideellen Motive, und ihrer Fürsprache hatte Kolumbus wesentlich die königliche Unterstützung zu verdanken. Der Missionsgedanke war auch Kolumbus nicht fremd; in seinen Briefen erklärt er die Heidenbekehrung für Pflicht; ja er hofft zeitweilig, mit Hilfe der drüben erwarteten Schätze einen großen Kreuzzug auszurüsten und das Heilige Grab befreien zu können. Welchen mystischen Vorstellungen er zugänglich war, zeigte er vor und auf seinen Entdeckungsfahrten. So glaubte er an den nahen Weltuntergang und empfahl deshalb die schnelle Heidenbekehrung, um der Christenpflicht zu ge-

nügen, so lange es noch Zeit sei. Als er später, auf der dritten Reise, die Mündung des Orinoko entdeckte, lebte die mittelalterliche Fabel von dem irdischen Paradies in ihm wieder auf: er sah, daß der große Fluß mächtige Massen süßen Wassers ins Meer führte, schloß aber nicht daraus, daß er einem ausgedehnten Hinterlande entstamme, sondern daß er im Paradiese, das auf einem hohen, dem Wasser der Sündflut unzugänglichen Berge liege, entspringe: da es ihm vergönnt gewesen sei, das ersehnte Land zu finden, mußte er von Gott der Welt zum Heile gesendet sein. Phantasie, Wunderglaube und reale Anschauung kreuzten sich in ihm; er war gewiß kein Mann von systematischer Bildung und schöpferischem Geiste, der neue wissenschaftliche Ideen hervorbringen konnte; er war auch kein Mann reiner Gesinnung, trotz einer starken religiösen Ader; er scheute sich nicht, seine Herkunft zu verleugnen und sich adeliger Abstammung zu rühmen; seine Selbstsucht hat viel Anstoß erregt und was dergleichen mehr war: aber alles das berührt den Kern seines Wesens nicht. Er war ein Mann des feurigen Eifers, des Fanatismus, der sich in eine bestimmte Aufgabe hineingelegt hatte und nichts scheute, sie durchzuführen: keine Arbeit, keinen Bittgang, keine Enttäuschung, keine Verspottung. Solche Männer, hingebend und skrupellos, sind stets die besten Ausführer kühner Ideen gewesen. Man darf sein Verdienst, wie es nicht selten geschieht, nicht gering anschlagen; die Anekdote vom Ei des Kolumbus zeigt richtig, daß der Ruhm dieses Großen nicht das Wägen, sondern das Wagen ist. Das Große an der Tat war das Wagnis ins Ungewisse hinein. Bisher war die Fahrt mehr oder weniger Küstenschiffahrt gewesen; nur selten hatten die Schiffer das Land mehrere Tage lang aus den Augen verloren. Auch die Portugiesen klebten noch am Lande, an der afrikanischen Küste; Kolumbus wagte zum ersten Male eine Fahrt, die ihn wochenlang von allem festen Land entfernen und damit vor neue Aufgaben stellen mußte.

Die spanischen Unternehmungen haben also denselben Ursprung wie die portugiesischen: die Sehnsucht nach Erwerbung von Macht und Reichtum und den Drang nach religiöser Betätigung. Durch die Vergangenheit sind diese Empfindungen und Gedanken geschaffen, durch die Erfordernisse des Augenblicks erhalten sie ihre feste Gestalt.

Mit großen Erwartungen trug sich Kolumbus, als er endlich mit drei kleinen Schiffen, die er dem Hofe verdankte, den Hafen von Palos verlassen konnte (3. August 1492). Er hoffte, mit dem

Handel und den Bergwerken Indiens und Chinas Spanien mit Schätzen zu überschütten, und für sich selbst glaubte der kluge Genuese ebenfalls trefflich gesorgt zu haben. Nach einem Abkommen mit der Krone Spanien sollte er erblicher Admiral und Vizekönig über alle neu erschlossenen Gebiete werden, die Einkünfte darin erheben und ein Zehntel für sich behalten; am Handel zwischen Spanien und drüben sollte er sich stets mit einem Achtel der Unkosten und entsprechendem Gewinn beteiligen dürfen. Es ist klar, daß die Krone durch solche Ansprüche nicht gerade freundlich gestimmt werden konnte, und daß ein solcher Vertrag nur Sinn haben konnte, wenn man reiche Kulturländer zu finden hoffte.

Es gehört nicht zu unserer Aufgabe, im einzelnen zu erzählen, wie Kolumbus das Gesuchte nicht gefunden hat und wie allmählich die neue Welt erforscht worden ist. Nur die Hauptphasen sollen hervorgehoben werden. Nach 81 tägiger Fahrt landete Kolumbus auf Guanahani (heute vermutlich Watling Island, 12. Oktober) und entdeckte dann ein Stück Küste von Kuba und Haiti (von ihm Espaniola genannt): nichts war von den erwarteten Dingen zu sehen, keine großen Handelsstädte, keine reiche Kultur, überall nur eine schlecht bekleidete, wenig kultivierte Bevölkerung. Gold fand man nur auf den großen Inseln in geringer Menge, aber das Wenige genügte, um in Verbindung mit der üppigen Natur die Vorstellung festzuhalten, daß man in der Tat das ersehnte Ostasien gefunden habe. Eine glänzende Aufnahme wartete des Entdeckers bei der Heimkehr (15. März 1493). Er sparte in seinem Bericht die Farben nicht, um das Land drüben als eine Art Paradies zu schildern, und so wenig Anklang sein Unternehmen früher gefunden hatte, so sehr erregte es jetzt die Nation: von allen Seiten strömten ihm Menschen und Geld zu. Schon nach einigen Monaten segelte er aufs neue hinaus, diesmal mit einer mächtigen Flotte von 17 Schiffen, mit etwa 1500 Mann an Bord. Die neue Reise, auf der er Jamaika und ein weiteres Stück Kuba kennen lernte, bestärkte ihn in der Überzeugung, Asien gefunden zu haben. Auf einer dritten (1498) hielt er einen südlichen Kurs, weil er mit vielen Zeitgenossen glaubte, daß die Erde je näher dem Äquator desto fruchtbarer sei, er kam aber über Trinidad und die Mündung des Orinoko nicht hinaus; auf der letzten (1502) segelte er etwa von Honduras ab, den Isthmus südlich entlang bis zum

Golf von Darien, erlitt dann aber auf Jamaika Schiffbruch und konnte erst nach monatelangem, entbehrungsreichen Aufenthalt unter den Indianern nach Espaniola übersetzen. Durch Krankheit und Widerwärtigkeiten aller Art gebrochen, kehrte er nach Madrid zurück, wo er vergeblich vom Hofe neue Förderung seines Unternehmens begehrte. Seine Hauptgönnerin, die Königin Isabella, starb bald nach seiner Ankunft (1504), und ihrem Gemahl lagen andere politische Geschäfte am Herzen; wie man weiß, ist Kolumbus von der spanischen Nation fast vergessen in Valladolid in ärmlichen Verhältnissen gestorben (21. Mai 1506). — Auch seine Familie verschwand bald. Sein Sohn erhielt zwar die Statthaltertschaft in einigen Gebieten Mittelamerikas und reiche Ausstattung, aber mit dessen Enkel starb seine männliche Nachkommenschaft aus. Der letzte Sprosse schändete das Andenken des großen Ahnen durch seinen Lebenswandel und verzichtete auf alle seine Rechte, um sich vor dem Strafrichter zu retten.

Das ganze Leben des Entdeckers nach dem ersten Triumph war eine Kette von Enttäuschungen. Nicht nur, daß die erhofften Schätze ausblieben; er hat, wie noch zu sagen sein wird, auch eine rationelle Ausbeutung des aufgefundenen Gebietes nicht durchzusetzen verstanden und ist selbst mit der Krone über die Ausdehnung seiner Rechte zerfallen. Denn die Regierung, die beträchtliche Summen zur Ausrüstung seiner Geschwader leisten mußte, wollte auf die Dauer die Erschließung der fernen Länder nicht als Monopol an Kolumbus übertragen; sie erteilte auch anderen Untertanen die Erlaubnis zu Entdeckungen und stattete sie mit ähnlichen Rechten für das Gefundene aus, wie den Genuesen. Dieser sah zwar darin, wie er widerrechtlich interpretierte, eine Verletzung seines Vertrags, der ihm ein allgemeines Vizekönigtum für die neue Welt verheißt, mußte sich aber trotz aller Proteste damit zufrieden geben, daß die Statthaltertschaft und die sonstigen Rechte nur auf die von ihm selbst entdeckten Gebiete beschränkt wurden.

Durch die Ausdehnung der Entdeckerprivilegien war die Erschließung von der Persönlichkeit des Admirals unabhängig geworden. So befuhr einer seiner ehemaligen Gefährten, Alonso de Hojeda, begleitet von dem florentinischen Kartographen Amerigo Vespucci, die Küste Venezuelas (1499), in den nächsten Jahren wurde die Mündung des Amazonenstroms entdeckt und der Carai-

bische Golf besucht, kurz nach Kolumbus' Tode begann man mit Ansiedlungen in Darien (1509); wiederum einige Jahre später drang Balboa, der an der Erkundung Dariens teilgenommen hatte, über die Landenge bis zum Stillen Ozean vor und nahm ihn feierlich für seinen Herrn in Besitz (1513). Seit diesen Entdeckungen neigte man der Meinung zu, daß Kolumbus' Glaube irrig war und daß man sich nicht in der Vorhalle Ostasiens, sondern auf einem neuen Weltteil befinde; für den südlichen Teil der neuen Gebiete wenigstens erkannte man klar, daß ihn ein großes Meer von Asien trenne, für den Norden freilich nahm man noch lange einen territorialen Zusammenhang an. In dieser Zeit bürgerte sich auch bereits der Name Amerika für den neuen Kontinent ein, der, wie bekannt, von deutschen Gelehrten zu Ehren seines ersten populären Beschreibers, des erwähnten Amerigo Vespucci, vorgeschlagen worden ist, an den Entdecker dachte niemand. Hierdurch wird am besten deutlich, wie wenig Kolumbus an seinem Lebensende beachtet worden sein muß.

Die Entdeckung des Großen Ozeans jenseits der Landenge und die Perlen, die man bei den nächstgelegenen Inseln fand, belebten den Forschungseifer aufs neue. Florida wurde in den folgenden Jahren besucht, die Mississippimündung und der nördliche Teil des mexikanischen Golfs festgestellt; Sklavenjagden führten zur Erkundung der Halbinsel Yucatan (1517), wo Cordoba, ein Beauftragter des Gouverneurs von Kuba, endlich auf ein Kulturland stieß, von dem Kolumbus durch Indianer bereits gehört hatte, ohne Wert auf die Nachricht zu legen. Die Kunde davon bewog den Gouverneur Velasquez, eine große Expedition zur Erschließung der viel verheißenden Länder vorzubereiten, um sich das Vizekönigtum über sie zu erringen: aber einer seiner Untergebenen kam ihm zuvor. Ferdinand Cortez, der seit 1504 in den Kolonien diente und vom Gouverneur ursprünglich zum Führer der Expedition bestimmt war, dann aber sein Mißtrauen erregt hatte, ging mit den von Velasquez zusammengezogenen Schiffen heimlich unter Segel, um das Unternehmen auf eigene Faust durchzuführen (1519). Die Tat war ein Rechtsbruch, aber der rechte Mann war dadurch an die Spitze der Expedition gekommen. Cortez besaß alle Eigenschaften, die der Führer einer solchen Conquista haben muß, im hohen Grade: Mut, Ausdauer, Verschlagenheit, die Fähigkeit, die Menschen zu beherrschen und fortzureißen, die unentbehrlichen

geographischen und physikalischen Kenntnisse und Verständnis für die schwachen und starken Seiten der Eingeborenen. Dazu kam administrative Erfahrung, die den meisten seinesgleichen fehlte, und eine tüchtige Bildung, die ihm Erziehung und Studium in der Heimat verschafft hatten. Wie in Kolumbus lebten in ihm persönlicher Ehrgeiz und Genußsucht, aber auch ideale Motive, wie der Wunsch, durch seine Tätigkeit das Wissen der Zeit zu vermehren, waren ihm nicht fremd. Sein Weg führte ihn zum Angriff auf das Aztekenreich im Herzen des heutigen Mexiko; es war das mächtigste der vielen Reiche auf dem Isthmus und der stärkste Gegner, den die Eroberer bis dahin gefunden hatten. Aber ein dauernder Widerstand war unmöglich. Dem Spanier fielen sogleich tapfere Bundesgenossen in einigen Nachbarn der Azteken zu, die Verfassung des angegriffenen Staates war locker und erschwerte eine nachdrückliche offensive Verteidigung, und endlich kam dem Angreifer eine abergläubische Scheu vor den weißen Fremdlingen, ihren Feuerrohren, Hunden und Pferden zustatten. Genug, nach dreijährigem Kampfe waren Mexiko und seine Nachbarreiche durch einige Hundert Europäer überwältigt, und sogleich stellte sich eine neue Aufgabe dar: die nähere Erforschung des Isthmus und die Suche nach einer Verbindung zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean. Expeditionen wurden nach Norden und Süden zu Wasser und zu Lande vorgetrieben; im Norden gelangte man in den folgenden beiden Jahrzehnten bis ins Gebiet der Prärieindianer, etwa bis zum achten Breitengrad, dann gab man die Arbeit hier auf, weil man weder die gesuchte Durchfahrt noch das nördliche Goldland Quivira erreicht hatte, von dem die Indianer erzählt und immer wieder Gläubige gefunden hatten.

Erfolgreicher waren die Züge nach Süden. Nucatan wurde allmählich okkupiert, und je weiter man nach Süden kam, desto mehr häuften sich die Nachrichten, daß auf dem südlichen Festlande reiche Kulturländer vorhanden seien, freilich wurde es auch bald klar, daß bei der großen Entfernung ungewöhnliche Schwierigkeiten zu überwinden seien. Nachdem mehrere Versuche gescheitert waren, schlossen sich drei Männer zu einem neuen Unternehmen zusammen: Franz Pizarro und Almagro, zwei Kriegerleute vom Schlage des Cortez, nur ohne dessen edlere Eigenschaften, und Ferdinand de Lusque, ein Geistlicher von großem Reichtum; dieser streckte das Geld zur Ausrüstung der Expedition vor gegen einen

Anteil an der erwarteten Beute, die beiden anderen sollten die Ausführung leiten. Auch der Gouverneur von Panama, von dessen Gebiet aus das Unternehmen begonnen wurde, begünstigte es. Mit wenig mehr als hundert Mann wagte Pizarro in ein Reich einzudringen, das mehrere Millionen Einwohner zählte, eine starke Armee unterhielt und politisch weit straffer als Mexiko organisiert war (1524). Man hatte freilich die Schwierigkeiten noch unterschätzt; Pizarro konnte zwar an der Küste des Inkareiches landen und freundschaftliche Beziehungen zu einigen Stämmen anknüpfen, aber von der Möglichkeit eines Angriffs war keine Rede; erst nachdem er in jahrelangen Bemühungen Unterstützung von den heimischen Behörden erhalten hatte, konnte er den Marsch auf Quito, die Hauptstadt des Inkareichs, von den Spaniern gewöhnlich Peru genannt, antreten (September 1532). Wie Cortez kamen auch ihm viele äußeren Umstände zu Hilfe; ein Bruderkrieg hatte manche Verwirrung geschaffen, und das Erscheinen der Weißen wirkte ähnlich wie in Mexiko. Durch Brutalität und List bemächtigte sich Pizarro der Person des Inka (1532), als er sich weigerte, dem König von Spanien zu huldigen, und damit war einstweilen der Widerstand zu Ende; die streng absolutistisch regierten Indianer waren, ihres Oberhauptes beraubt, unfähig zur Initiative. Erst einige Jahre später (1536) brach ein großer Aufstand aus, der aber niedergeschlagen werden konnte, da mittlerweile Verstärkungen angelangt waren. Natürlich hörten die Entdeckungszüge nicht auf; so wurde das eroberte Land nach allen Richtungen durchsucht und Chile erkundet, wo als eine der ersten Gründungen Santiago erstand (1540). Segen brachten den Eroberern allerdings ihre kriegerischen Lorbeeren nicht: da sie sich nicht aus höheren Motiven, sondern aus Gewinnsucht zusammengefunden hatten, so entstand bald Streit um die Beute; ein halbes Menschenalter nach der Einnahme Quitos waren fast alle Führer eines gewaltsamen Todes gestorben.

Gleichzeitig wurde Südamerika von anderen Seiten her erforscht; im Gebiet des La Plata erschienen Europäer (seit 1534), Buenos Aires wurde gegründet, der Amazonenstrom von Nordperu aus bis zur Mündung befahren (1541), die nördliche Küste und ihr Hinterland wurde auf Sklavenjagden und auf der Streife nach Goldländern von der See und von Peru aus mannigfach durchzogen. Gegen Mitte des 16. Jahrhunderts war der spanische

Anteil an der neuen Welt in allgemeinen Umrissen bekannt und mit den großen Entdeckungsreisen war es zu Ende, wenn auch das Innere noch ungezählte Probleme bot und die Suche nach „Dorado“, dem Goldland, das jetzt in den Norden Südamerikas verlegt wurde, nicht aufhörte.

\* \* \*

In der Verwertung des neuen Besitzes mußten die Spanier ganz anders vorgehen als die Portugiesen. Ursprünglich hatte Kolumbus einfach die portugiesische Praxis an den Küsten Afrikas vorgeschwebt: Handel mit den Erzeugnissen der Ostasien und Ausbeute aller Naturschätze. Nun machte die Wirklichkeit alle Pläne zu schanden; gleich auf der ersten Reise erkannte der Entdecker, daß auf den unkultivierten Eilanden Handelsgegenstände erst geschaffen werden mußten, und er sah weiter, daß fruchtbarer Boden zur Schaffung solcher Werte durch Anpflanzen von Baumwolle, Zuckerrohr, vielleicht auch von Weizen, Oliven und Wein vorhanden sei. Die Vorbereitungen zur zweiten Reise zeigen, daß man in der Tat eine derartige schöpferische Tätigkeit beginnen wollte. Zuckerrohr von den kanarischen Inseln, Sämereien aller Art, Vieh u. dgl. wurden an Bord genommen; die große Zahl der Auswanderer sollte rationellen Ackerbau, Bergbau und die Fortsetzung der Entdeckungsfahrten ermöglichen. Auch die Eingeborenen wurden nicht vergessen. Sie sollten, wie der Hof aufs neue befahl, durch gute Behandlung gewonnen und zum Christentum bekehrt, also auch europäischer Arbeit und europäischen Ansprüchen zugänglich gemacht werden. Es waren gewiß treffliche Pläne, und man mag sich vorstellen, daß bei ernsthafter Arbeit sich drüben bald blühende Gemeinwesen entwickelt und kräftigen Handel mit dem Mutterlande getrieben hätten. Aber dazu kam es einstweilen noch nicht. Denn die dazu unentbehrliche Arbeitsfreudigkeit fehlte weitaus den meisten Ausziehender. Sie waren bestochen worden durch die glänzende Schilderung, die Kolumbus berauscht von den Entdeckungen wahrheitswidrig gemacht hatte; sie glaubten nicht, in ein Gebiet zu ziehen, dem alle Schätze erst abzarbeiten waren, sondern nach den Wunderländern Indien und Japan; sie wollten nicht die Scholle beackern, sondern Handel treiben, Edelmetalle suchen, raschen Gewinn erwerben, Heldentaten gegen Heiden verrichten und die

Kreuzesreligion ausbreiten, dann heimkehren, von den mitgebrachten Schätzen behaglich leben und Bewunderung für ihre Großtaten drüben ernten. Da naturgemäß zahlreiche Adlige, die seit dem Aufhören der Maurenkämpfe eine neue Gelegenheit für ihren kriegerischen Glaubenseifer suchten, sich zur Fahrt drängten, so ist verständlich, daß die unwirtschaftliche Gesinnung, die die *Hidalgos* kennzeichnet, die Expedition aufs stärkste beeinflusste.

So ist es kein Wunder, daß die Teilnehmer der zweiten Fahrt trostlose Briefe nach Hause schrieben, sobald Kolumbus Kolonistenarbeit von ihnen verlangte: es sei alles Zug und Trug mit China und Indien, keine Perle, kein Gold, kein Kamel sei vorhanden; der betrügerische Genuese liefere die edlen Kastilier der Arbeit und dem Elend aus. Zu dem Widerwillen der Menschen kamen die klimatischen Schwierigkeiten; Krankheiten mußten erst die Ankömmlinge belehren, daß auf jenen Inseln die Weißen zu harter Arbeit unfähig waren. Es leuchtet ein, daß solche Elemente auch nicht das von der Krone vorgeschriebene Verhältnis zu den Indianern finden konnten. Von einer planmäßigen Erziehung war keine Rede, vielmehr gab es Ausschreitungen und Mißhandlungen aller Art, um ihren Besitz und ihre Arbeitskraft nach Möglichkeit ohne Rücksicht auf ihr Wohl auszubeuten.

Natürlich wirkten solche Nachrichten in der Heimat abschreckend. Der Entdecker, der als Fremder stets mit Vorurteilen zu kämpfen gehabt hatte, verlor seine Popularität, die allgemeine Begeisterung für die Seefahrten kam rasch ins Wanken, und die Krone zeigte sich bei neuen Unterstützungsgesuchen zurückhaltend. Kolumbus war nicht der Mann, alle diese Übelstände durch seine persönliche Tätigkeit zu beseitigen. Er vermochte selbst sich nicht in den Verhältnissen, die so ganz anders waren, als er erwartet hatte, zurechtzufinden. Ihm fehlte der rechte Trieb, die Ansiedlungen und die Erziehung der Indianer mit allen Kräften zu pflegen, da er das in seinem felsenfesten Glauben an die baldige Auffindung der ostasiatischen Kulturländer als Nebensache betrachtete. Es war ihm überdies nicht gegeben, die Menschen nach ihrem wahren Wert zu erkennen und seinem Willen zu unterwerfen; oft hat er gerade die am wenigsten geeigneten zu Ansiedlern bestimmt und sich den Wünschen seiner Reisegenossen gefügt, selbst wenn er sie für verderblich hielt. Auch sein Eigenruhm wirkte schädlich. Er wünschte nicht, daß sich rasch zahlreiche

Niederlassungen ausbildeten, sondern daß die Einwanderer sich in wenigen Wohnstätten sammelten; so, meinte er, würde er sie besser überwachen und zur Achtung seiner Privilegien anhalten können. Ebensovienig wünschte er, daß die Ansiedler auf eigene Faust auf Goldsuche ausgingen. Wie sich denken läßt, ist dies Begehren stets eine Quelle von Streitigkeiten zwischen dem Admiral und den Kolonisten gewesen und hat Besiedlung und Erforschung gehemmt. Es sind daher in dem Gebiete des Kolumbus während seiner Amtsführung an größeren Ansiedlungen fast nur Häfen und Sitze für Behörden geschaffen worden, so der Hauptort Santo Domingo, und kleinere, später wieder aufgegebene, wie Isabella und Navidad auf Haiti.

An denselben Mängeln wie der Genuese litten natürlich auch die übrigen Entdecker. Man kann daher für die ersten beiden Jahrzehnte von einem System in der Verwaltung und der Ausbeutung des neuen Gebietes nicht sprechen. Je nachdem gute oder schlechte Nachrichten von drüben kamen, steigerte oder verringerte sich die Auswanderungslust und das Interesse der Regierung; wo man gerade günstige Bedingungen für Goldwäscherei oder landwirtschaftliche Tätigkeit fand, setzte man sich fest, stets bereit, den Sitz zu verlassen, wenn man hörte, daß in größerer oder geringerer Entfernung ein besserer Platz vorhanden, eine beutereiche Eroberung zu machen sei. So war die seßhafte Bevölkerung im ersten Menschenalter wenig zahlreich, die fluktuierende weit stärker. Viel Unheil hat dies unstete Element angerichtet durch Mißhandlungen der Eingeborenen, Angriffe auf die Niederlassungen u. dgl., aber es war für die Erschließung der unbekanntten Gebiete unentbehrlich.

Die spanische Regierung hat diesen regellosen Entdeckungen und Okkupationen ruhig zugeschaut, da sie die Verhältnisse in der Ferne nicht übersehen konnte. Aus Sparsamkeitsrücksichten hat sie sogar nur selten selbst Entdeckungszüge unternommen, sondern sie in der Regel privaten Unternehmern übertragen, und seit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts hören die staatlichen Forschungsfahrten überhaupt auf. Nach dem Muster des Vertrags mit Kolumbus wurde irgendeinem Untertan die Konzession erteilt, ein bestimmtes Gebiet zu erforschen; zum Lohn für seine Mühe und Kosten erhielt er gewöhnlich die Statthaltertschaft für sich und seine nächsten Nachkommen sowie Anteile an den Erträgen der

neuen Provinzen; oft gingen auch kühne Unternehmer ohne Autorisation auf Entdeckung aus, in der Erwartung, nachträglich für ihre Expeditionen belohnt zu werden; oft hat die Sucht, am Ruhm und Reichthum der Entdecker teilzuhaben, zu unlauteren Mitteln greifen lassen, wie wir bei der Eroberung Mexikos gesehen haben, und nicht immer ist wie hier das ungesetzliche Beginnen durch den Erfolg legitimiert worden.

Im Laufe des ersten Menschenalters bildete sich aber ein festes System für die Behandlung der neuen Länder heraus, das man als spanische Kolonialpolitik bezeichnen kann. Vielfach sind ihre Grundsätze erst später, unter Philipp II., formuliert und mannigfach modifiziert worden, aber in der Praxis sind bereits zur Zeit der Eroberung Mexikos feste Linien und bestimmte Ziele, denen man nachstrebte, zu erkennen. Sie standen natürlich im engsten Zusammenhange mit den Anschauungen und Bedürfnissen des Mutterlandes.

Spanien war um die Wende des 15. Jahrhunderts wirtschaftlich wenig entwickelt; schwerlich wird es mehr als drei Millionen Einwohner gezählt haben. Ackerbau und Viehzucht waren die Hauptnahrungsquellen; die Industrie, die die Königin Isabella besonders begünstigt hatte, lag noch in den Anfängen und ließ sich nicht entfernt mit der flandrischen, deutschen oder italienischen vergleichen. Tuch-, Leinen- und Seidengewerbe wurden durch die herkömmlichen Mittel — Vermehrung der Rohstoffe, Erschwerung ihrer Ausfuhr, Besteuerung fremder Fabrikate, Sorge für billiges Getreide u. dgl. — geschützt, und ohne Zweifel haben sie Fortschritte gemacht, wie die steigende Zahl der industriellen Anlagen beweist. Freilich stehen den Schutzmaßnahmen auch schwere Steuerlasten gegenüber, die durch die Kriege Karls des Fünften hervorgerufen wurden. Nun sieht man leicht, wie der neue überseeische Besitz der Nationalwirtschaft zugute kommen konnte. Er konnte viele Rohstoffe liefern: Häute, Pelze, Wolle, Federn und sonstige tierische Produkte, allerlei Hölzer, Edelmetalle, Perlen, Zucker und bisher unbekannte Erzeugnisse, wie Tabak und ähnliche Dinge. Da die spanischen Gewerbetreibenden dies Material aus erster Hand beziehen konnten, waren sie allen europäischen Konkurrenten gegenüber im Vorteil. Die Landwirtschaft ging ebenfalls nicht leer aus: sie konnte mit Öl, Weizen, Wein und anderen Gewächsen, die den Weißen unentbehrlich sind, und drüben, wie

sich bald zeigte, nicht überall gediehen, die Kolonien versorgen und so eine Preissteigerung ihrer Produkte erwarten. Der Verkehr zwischen Mutterland und einem blühenden Übersee mußte sich als weitere Quelle des Wohlstandes erweisen: viele Spanier mußten auf der Flotte lohnende Beschäftigung finden und die Schiffsbauindustrie mußte steigen.

Wiederholte Instruktionen der spanischen Regierung an Kolumbus und seinen Nachfolger sprechen dafür, daß ihr eine solche Perspektive vorgeschwebt hat. Sie hat auch, da neue Werte nicht ohne zahlreiche Arbeitskräfte und ohne Kapital geschaffen werden konnten, schon wenige Jahre nach der Entdeckung allen Untertanen die Auswanderung nach der neuen Welt gestattet (1495) und später noch wiederholt kastilische Bauern zum Übersiedeln ermutigt (1511, 1518). Aber dieser Begünstigung der Auswanderung, die im Interesse des Kolonialverkehrs lag, setzten sich bald andere Momente entgegen.

Sobald die Industrie einen gewissen Aufschwung nahm, machte sich Mangel an Arbeitern geltend, insbesondere, als gleichzeitig tüchtige Elemente die Heimat verließen. Und zugleich stiegen die Anforderungen an die militärische Kraft Spaniens. Die Regierung wurde ja durch die Wucht der arragonischen Tradition nach der Eroberung Granadas in italienische Kämpfe verwickelt und durch die Vermählung der Thronerbin mit dem Habsburger Philipp (1496) wurde sie dauernd in die mitteleuropäischen Gegensätze hineingezogen. Es war zu befürchten, daß Spanien sich militärisch erschöpfte, wenn es eine unbegrenzte Auswanderung gestattete. Wenn so dem Staat bald wirtschaftliche und politische Gründe eine Beschränkung nahelegten, so arbeitete der andere mächtige Faktor im Leben der Spanier, die Kirche, in derselben Richtung. Sie sah in den Heidenländern ein ungeheures Missionsgebiet und wollte natürlich die Amerikaner zu guten Katholiken machen: daher wollte sie nur solche Einwanderer dulden, die kirchlich unanfechtbar waren. So setzte sie durch, daß jeder Auswanderungslustige erst nachweisen mußte, daß weder er noch seine Eltern und Großeltern eine Bestrafung durch die Inquisition erlitten hatten. Damit stand im inneren Zusammenhange, daß Andersgläubigen, Juden, Mauren und ihren Abkömmlingen, die Kolonien verschlossen wurden. Ebenso selbstverständlich ist, daß Nichtspanier keinen Zutritt fanden; wie Portugal wollte auch

Spanien die Schätze des neuen Landes allein genießen. Ursprünglich hatte sogar Isabella ihren Kastiliern allein Amerika vorbehalten wollen, dann wurden auch die übrigen Reichsteile zugelassen: (1495), und Karl V. erteilte sogar seinen nichtspanischen Untertanen, Deutschen und Niederländern, Konzessionen zu wirtschaftlichen Unternehmungen (1529). Aber so groß die Beschränkungen waren, Tausende und Abertausende müssen doch den Weg übers Meer gefunden haben. Nach offiziellen Nachrichten wurden etwa 80 Jahre nach der Entdeckung 32 000 europäische Haushaltungen im spanischen Amerika gezählt (1574), auf etwa hunderttausend Weiße wird man daher die weiße Bevölkerung annehmen dürfen. Wieviel davon in den Kolonien geboren waren, läßt sich nicht sagen.

Um die Auswanderung regeln zu können, war eine strenge Konzentration und Beaufsichtigung des Verkehrs unerlässlich. Zur Zeit der ersten Fahrten hatte die Krone einem besonderen Beamten die Aufgabe übertragen, die Ausrüstung der Flotte zu überwachen und die königlichen Rechte gegenüber den Entdeckern wahrzunehmen, und zur leichteren Kontrolle wurde der gesamte Verkehr über Cadix geleitet. Als sich die überseeischen Aufgaben vermehrten, genügte diese Organisation nicht mehr, und es trat an ihre Stelle eine kollegialische Behörde, das Handelshaus (*casa de contratacion*), deren Sitz nach Sevilla verlegt wurde (1503). Diese Stadt wurde seitdem der bevorzugte Hafen, der allein den Verkehr mit Amerika zu vermitteln hatte. Später (1529) wurde zwar einigen anderen Häfen gestattet, Schiffe nach Amerika abzufertigen, aber sie standen ebenfalls unter der *Casa*, und auch diese Schiffe mußten den Rückweg über Sevilla nehmen. Die *Casa* kontrollierte und registrierte alle Schiffsloadungen nach und von Amerika, die Brauchbarkeit der Schiffe, die Pässe der Auswanderer, die Korrespondenz der Kolonisten; sie erhob die Abgaben, verteilte den Import aus Amerika an seine Besitzer, den Staat wie Private, sorgte für die Ausbildung von Seeleuten, kurz ihre Mitwirkung war bei jeder Sendung oder Reise erforderlich. Bald entwickelte sie sich auch zum Gerichtshof in kolonialwirtschaftlichen Fragen. Gewaltig und fruchtbar war das Arbeitsgebiet dieser Behörde. Sie erkannte, daß der wirtschaftlichen Ausnützung der Kolonien die wissenschaftliche Erforschung vorhergehen müsse; sie sammelte daher alle astronomischen, nautischen, geographischen, statistischen

und sonstigen Nachrichten von drüben und ließ sie durch Gelehrte und Praktiker verarbeiten. Sorgfältig ließ sie auf einer Karte jede neue Feststellung eintragen und gab danach den Ausfahrern genaue Anweisung; unermüdetlich versuchte sie sich im botanischen Garten — dem ersten in Europa — an der Akklimatisation und Erforschung der fremden Gewächse. Dabei war sie darauf bedacht, daß kein Unberufener in ihr Wissen eindringe; nach Möglichkeit wurden die Nachrichten geheim gehalten und dem Kolonisten und Seefahrer nur das ihm gerade Notwendige mitgeteilt. Manches mag durch diese Geheimniskrämerei verfehlt worden sein, aber sie gehörte zum System und trotz ihrer haben jene Sammlungen die Wissenschaft bereichert.

Der Kolonialhandel war nicht wie in Portugal ein Kronmonopol, aber strenge Vorschriften galten für ihn nicht weniger als dort. Zweimal jährlich, zwischen April und Juni und im September, segelten größere Flotten von Sevilla ab; mit Rücksicht auf die Unsicherheit der Meere wurden gewöhnlich nicht weniger als 10 Schiffe ausgesandt und keins unter 100 Tonnen. Häufig begleiteten sie sogar besondere, mehr für den Kampf als für den Handel gebaute Fahrzeuge, Galeonen, von mehreren hundert Tonnen. Das Frühjahrsgeschwader segelte über Santo Domingo nach Vera Cruz, die Septemberflotte über Cartagena nach Puerto Bello. Wie in Europa war auch in Amerika der Verkehr streng geregelt. Nur an diesen Häfen durften die Flotten anlegen; von Puerto Bello aus, neben dem Cartagena wenig bedeutete, wurde Südamerika, von Vera Cruz aus das mexikanische Gebiet auf dem Landwege versorgt. Nach einigen Monaten vereinigten sich beide Flotten in Habana zur gemeinsamen Rückkehr nach Sevilla.

Die Absicht der genauen Kontrolle charakterisiert auch die Verwaltung. Die höchste, unmittelbar unter dem König stehende Behörde war der Rat von Indien (errichtet 1511); wie die Casa, die ihr untergeordnet war, war sie aus kaufmännischen, juristischen und wissenschaftlichen Beamten zusammengesetzt; sie beriet den König bei der Erneuerung der Beamten, hatte die oberste Leitung in allen administrativen Fragen und war letzte Instanz in der kolonialen Rechtsprechung. In den Kolonien wurden zwei große Komplexe, Vizekönigreiche, geschaffen, Peru, mit dem Zentralsitz in Lima, das größere und vornehmere, und Mexiko oder

Neu-Spanien. Beide zerfielen in zusammen 29 Provinzen mit Gouverneuren an der Spitze; zu Peru gehörte Südamerika außer Venezuela, und Panama, zu Mexiko das übrige Mittelamerika mit den Inseln, Venezuela, Nordamerika und die Philippinen. Um den Vizekönigen und Gouverneuren ein Gegengewicht zu schaffen, wurden besondere kollegialische Behörden, die Audiencias, errichtet, fünf in Peru, vier in Neu-Spanien. Ihre Sprengel umfaßten, wie hieraus schon hervorgeht, mehrere Provinzen. Ihnen lag ob, die Gouverneure und Vizekönige zu beraten, in der Abwesenheit zu vertreten, sie durften sogar gegen ihre Anordnungen protestieren und hinter ihrem Rücken mit dem Indienrat korrespondieren. Außerdem bildeten sie die zweite Instanz in der Rechtsprechung. Um sie zu unbedingten Organen der Regierung zu machen, durften ihre Mitglieder weder Grundbesitz in den Kolonien haben, noch Handelsgeschäfte treiben, noch mit den maßgebenden Familien ihres Bezirks in engerer Beziehung stehen. Mit dieser Beamtenkontrolle war es noch nicht genug. Oft wurden geheime Agenten zur Überwachung ausgesandt oder plötzliche Revisionen vorgenommen, endlich hatten alle Beamten nach Ablauf ihrer Amtszeit wie in Portugal Rechenschaft abzugeben. Der bürokratischen Kontrolle schloß sich die durch die Bevölkerung an. Grundsätzlich wurden nur in Europa geborene Spanier zu Beamten ernannt, die in den Kolonien geborenen, die Kreolen, ausgeschlossen. Der Gegensatz, der hierdurch in der weißen Bevölkerung geschaffen wurde, zwang die Beamten, sich zur Regierung zu halten, und umgab sie mit einer Wolke freiwilliger Aufpasser. Allerdings waren es unmoralische Mittel, deren die Regierung sich bediente, und die Feindschaft zwischen Kreolen und Europäern hatte bald wirtschaftlich und politisch üble Wirkungen.

Fest geregelt wie alles war auch die Begründung von Niederlassungen. Nach einem von Philipp II. festgesetzten Schema (1573) erhielt eine Persönlichkeit oder eine Gesellschaft vom König den Auftrag auf eigene Kosten ein bestimmtes Gebiet zu besiedeln und die Kolonisten mit dem nötigen Wirtschaftsmaterial auszustatten. Der Unternehmer erhielt als Entschädigung Standeserhöhung, den vierten Teil des kommunalen Grundbesitzes, die Gerichtsbarkeit für sich und seine nächsten Erben und das Recht, die Ortsverwaltung einzusetzen. Dreißig Quadratmeilen sollte eine Ansiedlung groß sein, dreißig spanische Kolonisten sollten in

vorgeschriebener Zeit angelegt, eine Kirche, ein Hospital und andere öffentliche Gebäude errichtet werden; für Straßenanlage, Größe der Häuser und anderes waren genaue Vorschriften erlassen, um möglichste Gleichförmigkeit und Übersichtlichkeit zu erzielen. In dem durch Mißtrauen charakterisierten System der spanischen Regierung lag es, daß ihr stets mehr das Wohl der einzelnen Ansiedlung als der Gesamtheit am Herzen lag. Daher sollte jede Landschaft ein Sonderdasein für sich führen; die Provinzen, die durch natürliche Hindernisse getrennt waren, erhielten keine Verbindung. Auf die Belebung des inneren Verkehrs, der immer das Urelement jeder wirtschaftlichen Tätigkeit, und wie die Erfahrung gelehrt hat, besonders des kolonialen Gedeihens gewesen ist, verzichtete man damit.

Wie schon früher angedeutet war für die koloniale Administration die Kirche von besonderer Bedeutung. Ein päpstliches Privileg hatte die Kolonien dem Könige kirchlich untergeordnet; er ernannte die Bischöfe, erteilte die Genehmigung zur Auswanderung der Kleriker, zur Errichtung von Kirchen und Klöstern, kontrollierte mit Hilfe des Indienrats die Beziehungen zwischen Kurie und Episkopat, erhob den kirchlichen Zehnten, wovon ein Neuntel in die königliche Kasse floß und das übrige zu kirchlichen Zwecken verwendet wurde. Die Einteilung der Kolonien in vier Erzbistümer und 24 Bistümer war vom Könige festgesetzt worden, die Kirchenversammlungen wurden von den weltlichen Provinzialbehörden beaufsichtigt. Auch hieraus entsprang ein Gegensatz, der wie in der Laienbevölkerung zur gegenseitigen Überwachung diente. Namentlich als die Inquisition durch Philipp II. eingeführt wurde, fand die Regierung hierin eine treffliche Waffe, jede Regung der Selbständigkeit zu unterdrücken.

Eine Quelle unaufhörlicher Streitigkeiten zwischen den beiden Gewalten wurde die Frage der Behandlung der Eingeborenen. Die Entdecker traten den Indianern mit den Grundsätzen gegenüber, die im Mittelalter maßgebend für den Verkehr zwischen Christen und Heiden gewesen waren: man betrachtete sie als rechtlos und schrieb sich die Befugnis zu, sie als Sklaven zu behandeln, wenn sie sich nicht schleunigst unterwarfen und bekehrten. So hat es im Osten an der Grenze der heidnischen Slaven und auf der Pyrenäischen Halbinsel stets Sklavenhandel gegeben; maurische und schwarze Sklaven, die man durch Vermittlung der Araber erhielt, waren in

Spanien eine altgewohnte Einrichtung. Daher war für die portugiesischen Seefahrer der Sklavenhandel an der afrikanischen Küste etwas Selbstverständliches. Kolumbus handelte ebenso. Als er auf seiner zweiten Reise vergeblich nach Gold gesucht hatte, ließ er einige Indianer aufgreifen, um sie in Europa zu verkaufen, und ebenso hielt er sich für befugt, die Eingeborenen zu willkürlichen Fronarbeiten zu zwingen. Aber diese egoistische Auffassung fand Widerspruch bei der Königin Isabella, die ja die überseeische Politik wesentlich unter dem geistlichen Gesichtswinkel betrachtete und fürchtete, daß eine derartige Behandlung die Indianer nur mit Haß gegen die Weißen und ihre Religion erfüllen müsse. Die spanische Regierung verbot deshalb den Verkauf von Indianern in Spanien und bestimmte, daß die Rothäute als frei und den Weißen ebenbürtig gelten sollten. Hiermit trat sofort die Praxis in Widerspruch: sobald sich Ansiedlungen bildeten und sobald es Bergwerke auszubeuten galt, brauchte man infolge der klimatischen Verhältnisse eingeborene Arbeiter, und ohne Zwang, versicherten die Interessenten einstimmig, seien die Indianer nicht zur Arbeit zu bewegen. Das heute noch nicht völlig gelöste Problem, die Eingeborenen zur europäischen Arbeit zu erziehen, ohne ihnen durch Zwang und Willkür die neuen Pflichten widerwärtig zu machen, erhob sich also sofort. Die spanische Regierung versuchte es — entsprechend dem Charakter ihres ganzen Systems — mit einer wohlwollenden Vormundschaft zu lösen. Sie teilte die Indianer ein in Gemeinden von je einigen hundert Seelen, wies jeder Land zu und übertrug einem Weißen die Pflicht, für das körperliche und geistige Wohl der Barbaren zu sorgen, sie im Christentum und fruchtbringender Arbeit zu unterweisen, vor ungerechter Behandlung zu schützen u. dgl. Als Entgelt hatten die Indianer dem Weißen Abgaben zu zahlen und gesetzlich bestimmte, mäßige Dienste zu leisten. Sogleich brachte die Praxis auch hier Schwierigkeiten. Wenn der Schutzherr (Encomendero) einer solchen Gemeinde (Repartimiento oder Encomienda) wohlwollend und gerecht war, erfüllte die Einrichtung ihren Zweck, war er hart und gewinnsüchtig, so steigerte er die Pflichten seiner Schutzbefohlenen ins Ungemessene und verkehrte die Einrichtung ins Gegenteil. Dieser Versuchung sind, wie bei den moralischen Qualitäten der ersten Entdecker verständlich ist, die meisten Encomenderos erlegen, und die Regierung hat nicht selten durch die Art der Verleihung den Eigennutz angestachelt: sie belohnte oft

Konquistadoren mit Repartimientos, um ihren Eifer zu erhöhen. Daß diese dann nicht eine Pflicht zu übernehmen, sondern eine Einnahmequelle zu erschließen glaubten, leuchtet ein. — Eine andere Schwierigkeit folgte aus der Haltung der Indianer: bald zeigten sie sich feindlich, bald freundlich und zur Bekehrung geneigt. Man beschloß, einen Unterschied zwischen beiden Kategorien zu machen: die einen sollten freie Untertanen sein und nach spanischen Gesetzen regiert, die anderen bekämpft und als Sklaven betrachtet werden (1505). Auch dies human gedachte Gesetz ließ sich nicht rein durchführen. Die Grenze zwischen freundlich und feindlich war flüchtig; bei bösem Willen der Europäer war es leicht, die roten Männer zur Widersetzlichkeit zu treiben und dann demgemäß zu behandeln. So haben die Eroberer und Ansiedler oft den Wünschen der Krone entgegengearbeitet; Sklavenjagden und Überbürdung mit Arbeiten aller Art kamen täglich vor; es ist bekannt, daß die Indianer in den Gebieten, die die Spanier zuerst besetzten, ausgerottet worden sind. Die ungewohnte Arbeit, der ihre Kräfte nicht gewachsen waren, die neue sesshafte Lebensweise, die ihnen aufgezwungen wurde, europäische Genußmittel, wie Branntwein und allerlei Krankheiten, die durch das Klima unter den Europäern hervorgerufen, auch die Eingeborenen ergriffen — alles das hat den roten Insulanern das Verderben gebracht. Aber man darf sich nicht vorstellen, daß viele Millionen den spanischen Gewaltsamkeiten zum Opfer gefallen wären. Die Einwohnerschaft der Inseln muß vielmehr ziemlich dünn gewesen sein. Bei der geringen Neigung der Insulaner zum Ackerbau wurden nur wenig Nahrungsmittel produziert, und überdies hatten sie stets von den Angriffen der kräftigen Festlandsbewohner, der Kariben, zu leiden, die sie, ohne das Dazwischentreten der Spanier, früher oder später vernichtet hätten.

Während so die Regierung nach der besten Behandlungsart suchte, erhob auch die Kirche ihre Stimme. Ursprünglich hatten ihre Angehörigen in den Kolonien, besonders die Franziskaner, die Einrichtung der Repartimientos gebilligt; als sich dann die Mißbräuche zeigten, wandten sich die Kleriker zuerst davon ab, und zwar wurden die Dominikaner, die Rivalen der Franziskaner, die Führer im Kampfe. Sie forderten unbedingte Freiheit für die Eingeborenen und ihre räumliche Trennung von den Weißen, in der Überzeugung, daß die Indianer nur so gegen Unbill geschützt werden

könnten und in der Hoffnung, daß sie dann von den Missionaren geleitet, das Christentum und die europäische Kultur gern annehmen würden. Der Hauptvertreter dieser Anschauung war der Pater Bartolomeo de Las Casas. Ursprünglich ein Pflanzer auf Cuba, hatte er, erschüttert durch den täglichen Anblick des indianischen Elends, sein Leben dem Schutze der roten Rasse geweiht. Auf sein Betreiben wurden Indianer unter günstigen Bedingungen angesiedelt, aber die Hoffnung des optimistischen Menschenfreundes erfüllte sich nicht; sobald sie sich selbst überlassen waren, fielen die Indianer in völlige Barbarei zurück, mochten sie auch vorher das Christentum und manches Europäische angenommen haben (1521). Die Erkenntnis, daß man ohne Zwang nicht auskommen könne, drängte sich immer stärker auf. Gerade in dieser Zeit erhielt nun die Regierung einen neuen Anlaß, die Eingeborenenfrage von Grund aus zu regeln, denn damals kamen durch die Eroberungen des Cortez neue Millionen Indianer unter ihre Botmäßigkeit. Am liebsten hätte die Krone die Encomiendas, die sich auf den Inseln nicht bewährt hatten, hier gar nicht eingeführt, aber Cortez verteilte nach der Besiznahme sogleich Land und Leute unter seine Helfer; die ferne Regierung mußte das Geschehene gutheißen und konnte nur auf Besserung im einzelnen dringen. Ebenso ging es später in Peru, und man weiß, daß die Brutalität der ersten Eroberer, besonders in Peru, wiederum viele Opfer erfordert hat. Aber seitdem beginnt das Los der Indianer sich zu bessern. Die Regierung hielt trotz aller bisherigen Enttäuschungen an ihren humanen Bestrebungen fest und bestimmte nach der Eroberung Perus in mehreren Gesetzen, daß sämtliche Indianer als frei anzusehen seien, und nun — um die Mitte des 16. Jahrhunderts — hatte sich auch die Verwaltung so gefestigt, daß sie die Schutzgesetze im allgemeinen durchführen und grobe Ausschreitungen in den Encomiendas bestrafen konnte. Die Audiencias und die Pfarrgeistlichkeit wurden in erster Linie angewiesen, die Ausführung der königlichen Befehle zu überwachen. Sodann vermochte die Regierung die Encomiendas nach dem Aussterben von Besitzerfamilien zu vermindern, den größten Teil der Indianer unter königlichen Schutz zu stellen und so der privaten Ausbeutung zu entziehen. Für den königlichen Schutzherrn hatten sie in Bergwerken, Farmen, bei Straßenbauten, Transporten und ähnlichen Aufgaben Frondienste zu leisten, aber die Anforderungen waren gering und wurden überdies bezahlt.

Hieraus ergibt sich, daß die „Freiheit“ die Indianer vor Sklaverei sicherte, aber nicht volles Selbstbestimmungsrecht bedeutete. Vielmehr behandelte die Gesetzgebung sie als unmündig, um nach Kräften für ihr Wohl sorgen zu können. So sicherte man sie gegen wirtschaftliche Ausbeutung dadurch, daß sie nur bis zu geringem Wert mit den Weißen handeln und ohne behördliche Erlaubnis nicht gepfändet werden durften; Vergehungen gegen sie wurden als gegen unmündige Kinder begangen, mit besonderer Strenge bestraft. Stets wurden sie unter Aufsicht gehalten, Feuerwaffen wurden ihnen versagt, um nicht die Neigung zur Abschüttelung des wohlthätigen Jochs aufkommen zu lassen. Ferner erheischte das System, daß Weiße und Rote getrennt wurden. Denn bei täglichem Verkehr war eine Kontrolle ihrer Beziehungen unmöglich, Feuerwaffen würden bald in indianischen Händen gewesen sein und europäische Laster wie Trunksucht, würden sie nicht weniger rasch ergriffen haben. Grundsätzlich wurde daher Europäern der Eintritt in die indianischen Gemeinden verboten; die Eingeborenen lebten unter selbstgewählten Stammes- und Dorfhäuptlingen (Kaziken); von Weißen hielten sich nur Geistliche in ihrer Mitte auf. Nicht einmal der Encomendero durfte dauernd unter Indianern wohnen: ein Beweis, daß das Verhältnis zwischen Schutzherrn und Schutzbefohlenen ein rein finanzielles war und daß die Sorge für die Indianer ganz auf den geistlichen Diener des Königs übergegangen war. Nicht überall ließ sich die scharfe Trennung der beiden Rassen durchführen, an der Küste und in den größeren Städten saßen sie durcheinander, aber im Innern war sie in weiten Gebieten verwirklicht.

Eine besondere Eigentümlichkeit bildeten die sog. „Reduktionen“, in denen der Staat die gesamte Verwaltung der Geistlichkeit überließ. Unter geistlicher Leitung trieben da die Indianer Viehzucht, Ackerbau und gewisse Industrien. Privateigentum gab es nicht; auf Rechnung der Patres wurde alle Arbeit getan; sie gaben dem Indianer außer Haus und Garten so viel vom Ertrage der Arbeit, wie er zum Leben brauchte, der Überschuß wurde exportiert und der Gewinn für gemeinsame Zwecke wie Kirche, Wegebauten, Befestigungen und dergl. angelegt. Die Indianer ließen sich im allgemeinen diese Zwangserziehung gern gefallen und brachten ihren Lehrern viele Anhänglichkeit entgegen. Am reinsten wurde das System durchgeführt in Paraguay. Hier errichteten Jesuiten, denen Philipp III. das Land zur selbständigen Verwaltung über-

lassen hatte (1620), einen geistlichen Staat im spanischen Länderkomplex. So sicher fühlten sich da die geistlichen Herren ihrer Pflinglinge, daß sie ihnen sogar Feuerwaffen zur Verteidigung gegen Sklavenjäger in die Hand gaben.

Die spanische Eingeborenenpolitik hat ohne Zweifel in vieler Beziehung segensreich gewirkt. Sie hat durch ihre patriarchalische Zucht den fortwährenden Kämpfen unter den Indianern gesteuert, sie hat die Sklavenjagden gewaltig eingeschränkt, die wirtschaftliche Kultur der Roten durch neue Fertigkeiten und durch Seßhaftmachung vieler Nomaden gehoben und durch das Christentum die Menschenopfer der alten barbarischen Religionen beseitigt. Reichlich hat sie so wettgemacht, was die Konquistadoren gesündigt hatten; sie hat viele Stämme vor Ausrottung geschützt und die Erhaltung der roten Rasse gesichert. Daß viele Tausende von Indianern zugrunde gegangen und manche alten kulturellen Werte zerstört worden sind, hat sie nicht hindern können, es ist sogar möglich, wenn auch noch keineswegs erwiesen, daß die Zahl der Indianer am Schluß der spanischen Kolonialherrschaft geringer gewesen ist als vor dem Beginn. Aber überall, wo Völker aufeinanderstoßen, wird viel zerstört, insbesondere beim Zusammenprallen so grundverschiedener Kulturen wie hier; es ist gerecht, mehr das zu betonen was erhalten, als das, was vernichtet worden ist. Mehr als Erhaltung der Rasse und primitive Zivilisation hat freilich Spanien den Indianern nicht zu bringen vermocht; weder wirtschaftlich noch intellektuell noch moralisch hat es die Anlagen der Indianer systematisch entwickelt. Auch das Christentum hat nur in sehr geringem Maße fördernd wirken können. Denn das Christentum der Indianer war im allgemeinen nur rein äußerlich, gerichtet auf die Erfüllung von kirchlichen Formen und bestimmt, den Gehorsam gegen die Behörden als göttliches Gebot einzuschärfen. Hierdurch und durch das Prinzip wirtschaftlicher und politischer Bevormundung wurde der Sinn für Initiative und Selbständigkeit unterdrückt. Auch sittlich wurde nicht viel verlangt, um die neue Religion nicht widerwärtig zu machen. Eine wirkliche Kultivierung der Indianer fand also mit der Erötung der individuellen Initiative nicht statt, und gewiß hätte die geistliche Leitung bei ungestörtem Fortbestehen der roten Rasse keinen Segen gebracht. Als Gradmesser der Volksgesundheit muß stets das Tempo der Vermehrung der Bevölkerung betrachtet werden: im Jesuitenstaat Paraguay blieb die Einwohnerzahl während einer

wirtschaftlich günstigen Periode fast unverändert. Der Hauptschaden des Systems zeigt sich an den Indianern erst, als sie andert-  
halb Jahrhunderte nach der Gründung durch Aufhebung des Jesu-  
itenordens ihrer geistlichen Leiter beraubt und unter weltliche Be-  
amte gestellt wurden. Die neuen Behörden, die im allgemeinen das  
bisherige System aufrecht zu erhalten strebten, verletzten die Indi-  
aner durch Egoismus und Härte, und diese nicht gewohnt, auf eigen-  
en Füßen zu stehen, waren außerstande, sich dagegen zu wehren.  
Binnen kurzem ging ihr Wohlstand zugrunde, und sie selbst sanken  
in Barbarei zurück.

Dem Mutterlande machten sich die ökonomischen und finan-  
ziellen Mängel der Indianerbehandlung sofort bemerklich. Natür-  
lich erkannten Gouverneure und andere Beamte bald, wie unge-  
nügend die Eingeborenen zum Erwerb und zum Kauf erzogen wur-  
den, und da das geltende System wesentlich von der Kirche getra-  
gen wurde, so sahen sie im Einfluß der Geistlichkeit einen Hemm-  
schuß für die allgemeine Entwicklung der Kolonien. — Der Anta-  
gonismus zwischen den beiden Verwaltungen diente, wie wir wis-  
sen, den Interessen der obersten Leitung, aber auch aus anderen  
Gründen war die Krone gezwungen, die beiden Behörden gegenein-  
ander in der Schwebelage zu erhalten: ein rückhaltloses Eingehen auf  
die Forderungen der Geistlichkeit hätte die Gefahr der wirtschaft-  
lichen Verkümmern, und ein unbedingtes Nachgeben gegen die  
weltlichen Behörden die Möglichkeit einer Mißhandlung und Aus-  
rottung der Eingeborenen mit allen ihren üblen Folgen mit sich  
gebracht.

Wie schon erwähnt, ließ sich die Idee, die beiden Rassen voll-  
ständig zu trennen, nicht rein durchzuführen, es bildete sich daher an  
vielen Stellen eine Mischrasse, besonders zahlreich in den mittel-  
amerikanischen Ländern und in Mexiko. Auch in der Behandlung  
dieser Bastarde zeigt sich der humane Grundgedanke der spanischen  
Eingeborenenpolitik, die niedere Klasse zu heben: die Mestizen gal-  
ten als gleichberechtigt mit den Weißen und wurden wie diese von  
den Indianern getrennt, um allmählich von der europäischen Gesell-  
schaft ganz aufgesogen zu werden, was freilich nicht gelungen ist.  
Stets blieben die Mischlinge ein gefährliches Element der spanischen  
Kolonialpolitik.

### Drittes Kapitel.

## Spanien und Portugal nach der Eroberung Amerikas.

Unermesslich in Ausdehnung und Mannigfaltigkeit waren, wie man sieht, die Aufgaben, vor die die spanische Nation plötzlich gestellt wurde, und viel verdankt die neue Welt und die gesamte Menschheit der Energie, mit der sie sich ihnen hingab. Für die Spanier selbst brachte die neue Tätigkeit Anregungen auf allen Lebensgebieten und entwickelte manche schlummernde Kraft. Wir kennen schon die wissenschaftlichen Bestrebungen, die mit der Gründung der Casa in Sevilla zusammenhingen, aber auch die Kunst wurde wie in Portugal von dem neuen Leben befruchtet. In Poesie und Prosa spiegeln sich die kolonialen Dinge wider, und die sich in der Praxis kreuzenden Anschauungen der Humanität und der Verachtung gegen die Eingeborenen finden sich auch in der Literatur wieder. Am schönsten in der Araucana des Ercilla, die gleich den Lusiaden durch das Selbsterleben ihres Dichters eine besondere Note erhält.

Auf dem wirtschaftlichen Gebiete brachten die Kolonien zunächst ebenfalls reiche Früchte auf dem früher (S. 36) angedeuteten Wege. Die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zeigt mit Deutlichkeit eine beträchtliche Zunahme des Wohlstandes, wie sich aus den steigenden Erträgen der auf Landwirtschaft und Gewerben ruhenden Steuern, deren Sätze lange Zeit nicht erhöht wurden, ergibt. Die Zahl der Arbeiter in der Tuch- und Seidenindustrie in Toledo stieg von 10 000 auf 50 000 (1520—1550), der Bergbau wurde unter Anleitung deutscher Vorarbeiter, die König Karl kommen ließ, gefördert; Mützen und Handschuhe bildeten einen lohnenden Exportartikel. An alledem hatten die Kolonien starken, wenn auch im einzelnen nicht zu berechnenden Anteil; Kleidungsstücke für den täglichen Gebrauch und für den Luxus waren ihnen ebenso unentbehrlich wie Quecksilber aus den galizischen Gruben für die Gewinnung ihrer Edelmetalle. Die Landwirtschaft hatte den Vorteil lohnender Getreidepreise, da

die mit der Industrie wachsende städtische Bevölkerung einen aufnahmefähigen Markt bildete; Wein und Öl exportierte sie mit großem Nutzen in die überseeischen Ansiedlungen, wo zum Schutze der heimischen Produktion der Anbau dieser Artikel verboten wurde, und der Schafzucht kam die zunehmende Wollindustrie zustatten. Daß die Schiffszahl endlich stieg, ist nach dem hier Gesagten selbstverständlich.

Man sollte erwarten, daß mit der Vermehrung der Europäer und mit der Konsolidation der Zustände drüben das spanische Wirtschaftsleben in immer höherem Grade befruchtet und gestärkt worden sei; man sollte erwarten, daß Spanien die Rolle Lissabons erweitert und vergrößert für den amerikanischen Handel hätte übernehmen können: durch die Verarbeitung der ihm aus erster Hand zugehenden Rohstoffe konnte es eins der ersten Industrieländer werden, und was es nicht selbst verarbeiten wollte, konnte es mit hohem Vermittlergewinn nach auswärts verkaufen, also Europa in den amerikanischen Erzeugnissen von sich abhängig machen. An Kapital zu allen diesen Unternehmungen konnte es doch nicht fehlen, da seit der Entdeckung der Silberschätze in Peru und Mexiko alljährlich gewaltige Silberladungen in Sevilla landeten. Indessen grade das Gegenteil trat ein; der Aufschwung hielt nur etwa zwei Menschenalter nach der Entdeckung an; dann beginnt das Blut in den Adern des spanischen Wirtschaftskörpers zu gerinnen.

Verschieden sind die Ursachen dieser befremdenden Erscheinung. Man muß sich erinnern, daß die spanische Wirtschaft auf jungen und bei der geringen Einwohnerzahl auf schwachen Grundlagen ruhte (S. 35); der öffentliche Dienst in Staat und Kirche absorbierte viele Arbeitskräfte und zudem war in weiten Kreisen die Erwerbstätigkeit wenig angesehen. Infolgedessen konnten weder Industrie noch Landwirtschaft den durch die Kolonisation so mächtig gesteigerten Bedürfnissen ohne Beeinträchtigung des heimischen Marktes genügen; bis zur Mitte des Jahrhunderts stiegen die Preise für industrielle wie agrarische Produkte erheblich. Insbesondere machte sich Getreidemangel geltend, der durch den kolonialen Export und die Umwandlung von Äckern in Weideland hervorgerufen wurde. Rasche Steigerung der Produktion zur Hebung der Schwierigkeiten war unmöglich, weil in dieser Zeit die Auswanderung nach Amerika und die großen Kriege in Europa viele Hände der wirtschaftlichen Tätigkeit entzogen. Die Regierung suchte die Lösung des Problems

auf falschem Wege. Sie sah den Übelstand nicht in der unzureichenden Produktion, sondern führte die Höhe der Preise auf die Spekulation der Produzenten und Händler zurück und suchte diese Auswüchse durch Gewalt zu bekämpfen: sie setzte Taren für das Getreide fest und bewirkte dadurch, daß die Produktion noch weiter sank, denn manches Stück Land blieb fortan unbebaut, weil sich ein lohnender Preis nicht mehr erzielen ließ. Die Preise der Fabrikate suchte sie durch Beschränkung der Ausfuhr nach den Kolonien und die Erleichterung der Einfuhr fremder Waren zu verringern. In demselben Sinne endlich sollte ein Verbot der Ausfuhr von Edelmetallen wirken. Diese Vorschriften blieben zwar nur wenige Jahre gegen Ende der Lebenszeit Karls des Fünften (1558) in Kraft, aber sie schlugen doch dem Wirtschaftsleben tiefe Wunden, und nach seinem Tode wurde die Lage noch übler: sein Nachfolger Philipp II. geriet aus kirchlichen Ursachen mit dem gewerbfleißigsten Teile seiner Untertanen, den Moriskos, in Zwist, vertrieb oder tötete viele und störte die meisten in ihrer gewohnten Tätigkeit. Abermals verringerte sich hierdurch die Produktion. Verfehlte finanzielle Maßregeln kamen hinzu. So setzte die Regierung die Zinsen der Staatsschulden eigenmächtig herab und schädigte dadurch viele ausländische Kapitalisten, die zugleich Kunden der spanischen Kaufleute waren (1575). Natürlich rächten sie sich dadurch, daß sie ihren spanischen Geschäftsfreunden die Bezahlung verweigerten. Endlich zwangen in dieser Zeit der Teuerung und Handelschwierigkeiten die europäischen Kriege den Staat zu großen Aufwendungen, die durch drückende Aus- und Einfuhrzölle und eine Verkaufssteuer aufgebracht wurden, also den gewerbetreibenden Kreisen zur Last fielen. Alle diese Schläge bewirkten, daß Spanien schon zu Beginn der Regierungszeit Philipps nicht mehr daran denken konnte, den heimischen und überseeischen Markt zu versorgen; in immer steigendem Maße führte es die Erzeugnisse der Niederländer, Deutschen, Engländer und Franzosen hüben und drüben ein. Auf die Dauer stieg das Mißverhältnis zwischen den Bedürfnissen und der eigenen Produktion immer mehr. Seine Armeen und Flotten mußte z. B. Philipp mit fremdem Material ausrüsten; Holz und Taue lieferten die Niederländer, Geschütze die Italiener.

Wie schon bemerkt, vermochte die Silbereinfuhr aus Amerika dem hinsiechenden Körper kein neues Leben einzuflößen, sie hat sogar in mancher Hinsicht schädlich gewirkt. In den ersten beiden

Europäische Kolonisation.

Menschenaltern war der Silberstrom aus Amerika gering, schwerlich wird die Krone, der ja ein Fünftel des geförderten Edelmetalls gehörte, aus den Kolonien, selbst in den letzten Jahren Karls V., mehr als den zehnten Teil ihrer Gesamteinnahmen (4 Millionen Dukaten etwa) bezogen haben. Die amerikanische Beisteuer verschwand vor den Steuerleistungen der Niederlande, des wahren Indiens, wie Zeitgenossen sagten, die nicht selten das sechs- bis achtfache aufbrachten. Überdies war die amerikanische Einnahme schwankend und unsicher; weder der König noch Private konnten auf sie größere wirtschaftliche Unternehmungen basieren. Hierin fand allerdings unter Philipp ein völliger Umschwung statt, nachdem man die Minen von Potosi in Peru (1545) und von Zacatecas in Mexiko (1548) eröffnet und die Edelmetallgewinnung durch Quecksilberamalgamierung verbessert hatte. So unmöglich auch eine genaue Berechnung der amerikanischen Zugänge noch ist, so werden nach allen Schätzungen doch in den letzten dreißig Jahren des 16. Jahrhunderts gegen 10 Millionen Dukaten alljährlich nach Spanien geflossen sein, wovon dem Könige, der bald den Fünftel, bald einen Zehnten erhob, also mindestens eine Million zufiel. Mit den übrigen Einkünften aus dem amerikanischen Verkehr — dem Monopol des Quecksilber- und Salzhandels, den Zöllen — mag sich diese Summe noch erhöht und einen erheblichen Teil des Budgets (14 bis 15 Millionen Dukaten) gebildet haben. Aber diese Riesensummen nützten der spanischen Nationalwirtschaft wenig oder nichts. Denn die Geldbesitzer, der Staat wie die Privatleute, wollten für ihr Gold und Silber sogleich bestimmte Gegenstände erwerben: Waffen, Kleidungsstücke, Lebensmittel, Luxuswaren aller Art. Wie wir wissen, fand man diese Dinge in Spanien nicht mehr ausreichend; man kaufte sie daher im Auslande, wo man sie bekommen konnte. Das königliche Geld insbesondere mußte sogleich auswandern, um Schulden zu verzinzen, Truppen zu besolden und Ankäufe zu machen. So blieb Spanien in der Hauptsache nur ein Durchgangsland für die amerikanischen Millionen, und da man stets auf die Zufuhr rechnete, so fühlte man sich der Kaufmöglichkeit sicher und fand keinen Anlaß, mit dem einströmenden Kapital neue Unternehmungen zu begründen und durch Verheißung großen Gewinns die weitverbreitete Scheu vor gewerblicher Arbeit zu überwinden. Ja, je größer die Zahl derer wurde, die Anteil an den Schätzen Indiens hatten, desto mehr Kräfte entfremdeten sich der fruchtbringenden Tätigkeit. So mußte die

Produktionskraft nicht gestärkt, sondern geschwächt werden, immer mehr züchtete man sich die auswärtige Konkurrenz heran; die Kolonien verloren allmählich die Aufgabe, die spanische Wirtschaft durch Austausch von Arbeitsprodukten zu fördern und wurden vornehmlich Geldlieferanten für Private und den Fiskus. Aber dabei vermochten sie nicht einmal den Staatsfinanzen aufzuhelfen. Das Defizit verschwand nicht aus dem spanischen Etat, da die schon seit Ferdinand dem Katholischen aufgehäuften und seitdem bedeutend gestiegene Schuldenlast ungeheure Zinsen verschlang, und der Rückgang der Produktion sich natürlich auch allmählich in der Zahlungsfähigkeit der Untertanen geltend machte. Zwar wachte die Regierung eifrig darüber, daß fremde Schiffe den kolonialen Häfen fernblieben, aber die Flotten in Sevilla wurden mit auswärtigem Gut beladen, ja in Sevilla ließen sich fremde Kaufleute nieder, um den Verkehr mit Amerika aus erster Hand zu genießen. Den Vorteil von den Kolonien hatte nur noch ein geringer Teil der Nation: vor allem die Minenbesitzer, die Spediteure und die Händler in den bevorzugten Häfen. So groß der Reichtum in deren Händen sein mochte, so glänzend sie ihn zur Schau zu tragen verstanden: die große Mehrheit des Volkes blieb materiell und moralisch auf seinem tiefen Niveau und wurde von allen Nationen des großen germanisch-romanischen Kulturkreises überholt. Wenn das Geld der Herr aller Dinge wäre, hätten die Spanier das reichste, mächtigste und glücklichste Volk der Welt sein müssen. Da sie aber den moralischen Wert der Arbeit nicht schätzten, verarmten Nation und Staat und wurden in den täglichen Lebensbedingungen vom Auslande abhängig. Welche Folge das alles für die Gesamtkultur Spaniens gehabt hat, zeigt seine Geschichte mit allem ihrem Elend bis auf den heutigen Tag, und wie insbesondere die politische Macht davon beeinflusst worden ist, werden wir sogleich an einem drastischen Beispiele erkennen.

\* \* \*

Beide Entdeckungsnationen hatten ursprünglich dasselbe Ziel, wie wir sahen: Indien und Ostasien. Ihre Ansprüche mußten also aufeinanderstoßen, als die Spanier nach Kolumbus erster Reise das ersehnte Ziel gefunden zu haben glaubten. Allerdings besaß Portugal ältere Rechte auf Grund seiner fast hundertjährigen Forschungsfahrten, und überdies hatte es sich schon längst (1454) vom Papst alle Länder zusprechen lassen, die es im Süden und Osten entdecken

würde. Indessen das neue Feld reichte offenbar aus für zwei, und in Madrid wie Lissabon zog man deshalb einem Krieg um das Ganze eine Teilung vor. Nach längeren Verhandlungen, deren einzelne Phasen wir übergehen können, wurde unter päpstlicher Vermittlung das überseeische Gebiet durch eine „Demarkationslinie“, 370 Meilen (je 6 Kilometer etwa) westlich der Kapverdischen Inseln geschieden: alles Land westlich sollte den Spaniern, alles östlich den Portugiesen zufallen (Vertrag von Tordesillas 1494).

Da man die neuen Länder des Kolumbus damals noch für Ostasien vorgelagerte Inseln hielt, so glaubte die spanische Regierung hierdurch Anteil an China und Japan zu erlangen, bald lehrten aber weitere Entdeckungen, daß sie den Portugiesen Asien und einen erheblichen Teil des neuen Kontinents preisgegeben hatte. Schon nach sechs Jahren entdeckten zwei portugiesische Geschwader nacheinander die Küste südlich vom Äquator, in Pernambuco und Bahia, und bald danach erschienen spanische Expeditionen im Norden. Über die Zugehörigkeit des Landes, dem später sein Hauptprodukt, das bereits aus dem Orient bekannte, rote Brasilholz, den Namen gab (um 1520), entbrannte sofort ein Streit, aber er verhinderte die Fortsetzung der Fahrten nicht, und allmählich grenzten die Entdecker ihre Gebiete so ab, daß Brasilien den Portugiesen blieb. Auf die neue Besizung legte man in Lissabon zunächst wenig Wert, da die ostindischen Aufgaben die nationale Kraft genügend beschäftigten, und Brasilien mit seiner ungestaltlichen armen Bevölkerung auf den ersten Blick weit hinter den asiatischen Gebieten zurückstand. Nur wenige Ansiedlungen wurden — meist mit Schiffbrüchigen und Deportierten — begründet und dienten den Ostindienfahrern gelegentlich als Ausruhpunkte. Erst als man von Silberfunden der benachbarten Spanier am La Plata hörte, wandte man sich der Erschließung des Innern zu (um 1530). Die Krone wollte ihre Kraft durch die neue Aufgabe nicht von dem Hauptarbeitsgebiet im Osten ablenken lassen, sie gab daher Konzessionen aus, die sich an das spanische Muster anlehnten und schon auf den Azoren im Gebrauch waren. Privatunternehmer erhielten den Auftrag, Gebiete von etwa 50 Meilen Küstenlänge mit dem Hinterland bis zur Demarkationslinie zu besiedeln und einzurichten. Für die aufgewendeten Kosten erhielt der Lehensträger (Donatario) die oberste erbliche Leitung seiner „Kapitania“ in Verwaltung und Gericht, einen Teil der königlichen Einkünfte und des Ertrags besonders lukrativer Handels-

zweige wie des Fischfangs und des Brasilholzes. Um Einwanderer zu finden, wurden Angehörige aller katholischen Nationen zugelassen und die Abgaben gering bemessen, der Handel wurde selbstverständlich nur mit Portugal gestattet.

Mit dieser Organisation war noch keine Kolonisation des riesigen Gebietes gewährleistet. Es wurden zwar sofort sieben solcher Kapitanien errichtet (1534), aber nur einige von ihnen, besonders die von Pernambuco, entwickelten sich günstig. Da es an Einwanderern fehlte, so half man sich mit Deportierten, aber diese bildeten ein schlechtes Material und gaben zu vielen Unordnungen Anlaß, da die Regierung ihnen drüben die volle Freiheit schenkte, anstatt sie einem Arbeitszwang zu unterwerfen. Ihre Bändigung war um so schwieriger, als die einzelnen Kapitanien einander selbständig gegenüberstanden und die Auslieferung von flüchtigen Verbrechern ablehnten. Da die meisten Donatäre aus Mangel an Mitteln nicht vorwärts kamen, mußte sich die Krone doch selbst an der Besiedlung beteiligen und königliche Kapitanien errichten, die ersten in Bahia (1549) und Rio de Janeiro (1565), andere folgten, und allmählich (bis zum 18. Jahrhundert) wurden die Lehensfürstentümer wieder eingezogen. Manche Donatäre verkauften dem Könige ihre Gerechtsame, andere verloren sie wegen politischer Vergehungen, noch andere starben ohne Erben.

Die äußeren Schicksale des portugiesischen Südamerika sind wechselvoll. Im ersten Jahrhundert nach der Entdeckung hatte man fortwährend französische Unternehmer, die Niederlassungen errichten wollten und Kaperei trieben, abzuwehren, sodann geriet das Land mit allen portugiesischen Besitzungen unter spanische Herrschaft (1580 bis etwa 1650), und diese Veränderung führte zu einem Einfall der Niederländer, die, wie weiter unten erzählt werden soll, zeitweilig einen beträchtlichen Teil der Kolonie in Besitz nahmen. Nach der Abschüttelung der Fremdherrschaft gab es mancherlei Grenzfragen mit Spanien zu lösen. So um das Gebiet des La Plata, an dem die Portugiesen gegenüber Buenos Aires die Stadt Sacramento errichteten (1680) und trotz spanischen Einspruchs behaupteten. Als die Grenze zwischen den beiden Kolonialreichen galt immer noch die vom Jahre 1494; da sie aber als willkürlich gezogene Linie mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmte, so mußte sie, als die Ansiedlungen von beiden Seiten einander näher rückten, durch eine neue ersetzt werden (1750). An ihrer Stelle wurde „eine wahr-

haft königliche und sehr sichtbare Linie, denn sie sollte durch Gebirgsketten und tiefe Ströme, welche beide keinem Wechsel unterworfen sind, dargestellt werden“ eingerichtet und ist bis heute im wesentlichen erhalten geblieben.

Die Erschließung Brasiliens ging ungeachtet aller dieser Wechselfälle vorwärts. Am Schluß des 16. Jahrhunderts konnten bereits beträchtliche Massen Zucker exportiert werden; neben dem Zuckerbau wurde Viehzucht und Fischfang gepflegt, hier und da auch europäisches Getreide und Wein angebaut. Der Weinbau, der dem heimischen fühlbare Konkurrenz machte, wurde freilich bald wie die Zucht von Öl- und Maulbeerbäumen verboten. Da der Zuckerbau am rentabelsten in großen Plantagen betrieben wird, so bildete sich bald eine Großgrundbesitzeraristokratie von ansehnlichem Reichtum; von ihnen abhängig waren Pächter kleiner Parzellen, endlich gab es bald eine fluktuierende besitzlose und arbeitsscheue Bevölkerung, die als Räuber oder Schmaroher auf den großen Gütern lebte. Eine Erziehung und Leitung dieser Elemente war für den Staat bei seinen schwachen Machtmitteln unmöglich, und der in erster Linie dazu berufene Faktor, die Kirche, wie in Spanien von der Krone abhängig, widmete seine Aufmerksamkeit weniger den Weißen als den Eingeborenen. Schulen gab es nur wenige, und geistige Anregung fehlte ganz, da der Buchdruck, um dem heimischen Gewerbe nicht Konkurrenz zu machen, verboten war. Natürlich mußten bei diesem Tiefstand des geistigen Niveaus der Kolonisten die Beamten fast ausschließlich geborene Portugiesen, „Söhne des Königreiches“ sein, was unter den Ansiedlern wie in Spanien Unzufriedenheit erregte. Daß die Beamtschaft in moralischer Hinsicht viel zu wünschen übrig ließ, braucht kaum besonders erwähnt zu werden: die Oberaufsicht konnte nur schwach sein und die Versuchung, die Gewalt zu persönlichen Zwecken — wie in Ostindien — zu mißbrauchen, war groß. Die äußere Organisation der Verwaltung war der spanischen ähnlich. Unter dem „überseeischen Rat“ in Lissabon, der höchsten Behörde, stand ein Generalgouverneur, seit 1720 Vizekönig genannt, unter ihm neun Statthalter, die freilich ihre Provinzen fast unabhängig von ihm regierten. Oft lagen gar diese Distrikte um allerlei Besitztitel, wie um die Zugehörigkeit eines fruchtbaren Hinterlandes, in bitterer Fehde miteinander: eine Erscheinung, die wir im englischen Nordamerika wiederfinden werden. Die Besiedlung, die in Bahia, Pernambuco und Rio am schnellsten erfolgte, schob sich freilich nur

an einigen Flußläufen und an anderen besonders günstigen Stellen ins Hinterland vor. Kaufleute, die mit den Indianern handelten, und Missionare erkundeten die Landschaften, Sklavenjäger folgten, endlich stellten sich die Ansiedler ein und schlugen ihren Wohnsitz oft mitten unter den Wilden ohne Verbindung mit anderen europäischen Niederlassungen auf. Eine besonders rasche Entwicklung trat ein, als man nach vielem vergeblichen Suchen im Hinterlande von Bahia, Rio und Paulo Goldlager entdeckte. Das Gebiet, das wegen seiner Ergiebigkeit den Namen „Minas Geraes“ (allgemeine Minen) erhielt, lockte viele Abenteurer an, und bald wurden weitere Provinzen mit Edelmetallen, Goiaz und Matto Grosso, besiedelt. Meist stammten die Einwanderer aus den ackerbautreibenden Distrikten, aber auch Neuankömmlinge aus Portugal fehlten nicht, und wie sich versteht, fanden zwischen den Goldsuchern heftige Kämpfe um die besten Plätze statt, ohne daß die Regierung mildernd und ordnend eingreifen konnte. Aber die Goldförderung, die mit Hilfe von weißen, roten und schwarzen Arbeitern betrieben wurde, war enorm; im zweiten und dritten Viertel des 18. Jahrhunderts hat Brasilien reichlich die Hälfte der Gesamtproduktion der Erde geliefert. Infolge dieser Wandlung verloren die nördlichen Provinzen an Bedeutung, der Vizekönig siedelte daher von Bahia nach Rio über (1760).

Es ist bei dem Charakter der Kolonie selbstverständlich, daß auch die Portugiesen mit dem Problem der Eingeborenenbehandlung zu ringen hatten. Wir finden dieselben Gegensätze wie in Spanien: die Kolonisten, vornehmlich die großen Plantagenbesitzer, forderten die Sklaverei, die Geistlichen, voran die Jesuiten, verlangten Freiheit und Trennung von den Weißen. Die Regierung mußte — abgesehen von Rücksichten der Humanität — den Wünschen der Missionare entgegenkommen, denn sie trugen wesentlich zur Ausdehnung des portugiesischen Einflusses bei: sie mischten sich unter die Wilden, lernten ihre Sprache, zogen sie durch Geschenke und andere Mittel, besonders durch Pflege der Musik und des Gesanges, an sich heran und bildeten bald christliche Gemeinden, die mit den Europäern in Verkehr traten, es gelang ihnen sogar nomadisierende Stämme zu sesshaften Ackerbauern zu machen. Wie im spanischen Amerika strebten sie die Neubekehrten in Gemeinden, den „Missionen“, zusammenzuschließen und unter strenger Vormundschaft zur Arbeit anzuhalten, was die Pflanzer als eine verkappte Sklaverei bezeichneten: mit ihrer Bekämpfung der Zwangsarbeit auf den Plan-

tagen, behaupteten sie, verfolgten die Jesuiten nur die eigennützige Absicht, die Arbeitskraft der Indianer sich allein zu sichern. Die Regierung fand in einer Reihe von Gesetzen einen Kompromiß. Sie verbot, wie die spanische, christliche Indianer zu versklaven, lieferte aber Kriegsgefangene lebenslänglicher Sklaverei aus, während solche, die man aus der Gefangenschaft wilder Stämme loskaufte, fünf Jahre dienen sollten. Über die freien Indianer erhielten die Geistlichen allein die Oberaufsicht, mußten sie aber alljährlich sechs Monate gegen Lohn zur Arbeit an Pflanzern vermieten. Diese Praxis, die sich unter heftigem Widerspruch der Kolonisten seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den nördlichen Provinzen durchsetzte, gab den portugiesischen Missionen einen andern Charakter als den spanischen Reduktionen: der portugiesische Indianer blieb dem Weißen weniger fern und konnte mit größerer Bewegungsfreiheit auch selbständiges Eigentum erlangen. Im Süden hatte dagegen die Regierung nicht die Macht, die Pflanzern zur Unterwerfung zu zwingen; die Sklaverei blieb bestehen, und bis ins 18. Jahrhundert fanden Sklavenjagden im Hinterlande statt. Von den Sklavenjägern wurden auch die Missionen nicht verschont, selbst an die Reduktionen zwischen Uruguay und Parana wagten sie sich heran, wurden aber hier nach anfänglichem Erfolge abgeschlagen. Erst als die Goldfunde die Gewinnsucht auf andere Bahnen lenkten, hörten die Menschenjagden allmählich auf, nachdem sie vielen Tausenden von Indianern den Untergang gebracht hatten. So hat die portugiesische Eingeborenenpolitik infolge der Schwäche der Krone weit weniger erhaltend als die spanische gewirkt; besonders im Süden ist die rote Rasse außerordentlich vermindert worden.

Vollends trübe wurden die Verhältnisse, als die Regierung im Anschluß an den bekannten Gegensatz der romanischen Staaten gegen den Jesuitenorden im 18. Jahrhundert die geistliche Oberherrschaft über die Missionen antastete. Der Minister Pombal, als Vertreter des aufgeklärten Despotismus ein Feind aller intermediären Gewalten, suchte die Macht der Orden in den Kolonien zu brechen; er entzog ihnen alle Befugnisse in den Missionen und wies die Jesuiten aus (1755/59). Durch ein weltliches Regiment hoffte er die Indianer zu heben; er erklärte sie für frei und sicherte ihnen bestimmte Gebiete zu. Unter der Leitung eines weißen Dorfdirektors und des Weltgeistlichen sollten sie die lokale Verwaltung selbst führen; Weiße sollten sich unter ihnen ansiedeln, mit ihnen vermischen, die portu-

giesische Sprache verbreiten und ein Beispiel höherer Kultur und Gesittung geben. Die Erwartungen erfüllten sich nicht. Die Dorf- direktoren waren meist eigennützige, gewalttätige Menschen, die ihre Autorität zur Ausraubung der Indianer benutzten, und da die Arbeitsverpflichtung bestehen blieb, so gab es Gelegenheit zu Erpressungen genug. Die Vermischung schuf eine minderwertige Mischrasse, trug aber zur Verbreitung der portugiesischen Sprache nichts bei. Daher ging mit der geistlichen Zucht auch die Ordnung und die Arbeitslust zugrunde; der auf Ackerbau und einigen primitiven Handwerken wie Töpferei und Weberei beruhende Wohlstand verfiel schnell, ein Menschenalter später waren in Maranhão z. B. nur noch wenige der Missionen in leidlichem Zustande. Abermals hatte sich gezeigt, daß die Staatsgewalt die Kirche in der Leitung der Eingeborenen nicht entbehren konnte, daß aber anderseits die Kirche allein den Indianern eine wirkliche Kultur, die ersten Proben gewachsen war, nicht vermittelt hatte.

Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Kolonie und Mutterland waren entsprechend den politischen Ereignissen nicht konstant. Ursprünglich besaß die Krone das Handelsmonopol, das sie an einzelne Reeder verpachtete, nach Einrichtung der Lehensfürstentümer gab sie dies Recht auf und begnügte sich mit Ein- und Ausfuhrzöllen und Prozenten an den Edelmetallen und den übrigen Landesprodukten, wofür sie die Besoldung der Beamten, die Erhaltung der Kirche und den Schutz der Kolonie übernahm. Einige Monopole, wie der Salz- und Diamantenhandel, kamen später hinzu, aber bei dem geringen Verkehr werden diese Einnahmen schwerlich einen Gewinn abgeworfen haben. Um den Handel, der sich natürlich mit dem indischen nicht messen konnte, zu beleben, wurden — abweichend von dem allgemeinen Brauch — fremde Kaufleute gegen Abgabe des zehnten Teils vom Wert ihrer Waren zugelassen, was die spanische Herrschaft allerdings sogleich aufhob. Nach der Wiederherstellung der Unabhängigkeit erhielten Engländer und Niederländer wieder Zutritt, aber sie machten von der Ermächtigung wenig Gebrauch, da der Handel allein von portugiesischen Häfen ausgehen sollte. Freilich ging es in Portugal wie in Spanien: mochte die portugiesische Flagge auch im Kolonialhandel dominieren, so mußte der Handel doch wesentlich mit fremden Waren und fremdem Geld betrieben werden, da eine eigne große Industrie nicht bestand und viel Kapital in den Wirren der spanischen Zeit verloren gegangen

war. Zwar wurden im 17. Jahrhundert und später wieder unter Pombal Versuche gemacht, durch Gründung von privilegierten Handelsgesellschaften nach ausländischen Mustern, die wir noch kennen lernen werden, die portugiesischen Wirtschaftskräfte zu konzentrieren und den fremden konkurrenzfähig zu machen, aber alles das hatte nur vorübergehenden Erfolg. An diesem Verhältnis der wirtschaftlichen Dienstbarkeit gegen das Ausland änderte auch das Auffinden der Goldländer nichts. Mit großer Energie suchte man zwar durch Fernhaltung der Ausländer aus den Goldprovinzen den großen Gewinn der eigenen Nation allein zu sichern und erreichte in der Tat, daß mächtige Summen nach Portugal abgeführt wurden; auch der König erhielt jetzt aus seinem Anteil — zuerst dem Fünften, seit 1713 einem jährlich neu bestimmten Pauschquantum — gewaltige Summen zur Verfügung. Lissabon erlebte so im 18. Jahrhundert noch eine zweite Blütezeit, aber die Grundlagen des Reichtums waren nicht solider als früher. Die eigne gewerbliche Tätigkeit wurde nicht belebt, wie Spanien blieb daher Portugal nur das Durchgangsland für die amerikanischen Goldströme, die in der Hauptsache nach England, dem wichtigsten Lieferanten, abfloßen. Mehr und mehr wurde Portugal an den übermächtigen Verbündeten verschuldet, so daß die portugiesischen Handelshäuser als englische Faktoreien betrachtet werden konnten.

Wie über Brasilien einigten sich die Nachbarn über ein Stück Asien. Man weiß, daß der Portugiese Maghellaens im Dienste Spaniens auf seinen Entdeckungszügen an der Küste Südamerikas schließlich den neuen Kontinent und die ganze Erde umsegelte (1519—21); auf dieser Fahrt nahm die spanische Flotte die Philippinen in Besitz und berührte die Molukken, wo sie mit den Portugiesen zusammentraf. Da man sich nicht sogleich über die geographische Lage der ostindischen Inseln einigen konnte, bedurfte es wiederum längerer Verhandlungen, ehe man sich verständigte: endlich gab Kaiser Karl die Molukken gegen die Zahlung von 350 000 Dukaten auf. Er bedurfte des Geldes zu seinen europäischen Unternehmungen und erwartete bei der großen Entfernung der Inseln von den übrigen spanischen Besitzungen wenig Vorteil von ihrer Erwerbung. Indessen, die Zusammenstöße der beiden Pyrenäischen Völker betrafen nur Ausläufer der neuen Reiche und waren ohne größere Bedeutung; weit tiefere Verwicklungen und Wirkungen rief das Eindringen anderer Nationen in das überseeische Gebiet hervor.

## Viertes Kapitel.

### Eintritt der Niederländer in die überseeische Welt.

Es ist verständlich, daß die Nachrichten von den Erfolgen der Portugiesen und Spanier auch die anderen europäischen Nationen zu überseeischen Versuchen veranlaßten. Von den nächsten europäischen Rivalen der Spanier, den Franzosen, sollte man am ehesten erwarten, daß sie dem Feinde das Zukunftsland drüben streitig machten. Waren doch schon im 14. Jahrhundert einige kühne französische Seefahrer in den Atlantischen Ozean gezogen, getrieben von der Hoffnung, in der unbekanntten Ferne Reichtum zu erlangen und gegen Ungläubige fechten zu können; einige Inseln der Madeira-gruppe hatte ein normännischer Abenteurer bereits entdeckt (1402). Aber solche Pläne konnten in Frankreich nicht Gemeingut der Nation wie in Portugal werden. Denn die religiösen Traditionen auf Bekämpfung der Mohammedaner, so weit sie überhaupt noch bestanden, wie ihre wichtigsten kommerziellen Beziehungen wiesen sie nach dem Morgenlande. Marseille, das im 13. Jahrhundert ein bedeutender Platz war, handelte mit der Levante, Nordafrika und Italien; die atlantischen Häfen wie Bordeaux, Nantes, Rouen und andere verkehrten mit England, Deutschland, den Niederlanden, Norwegen und der Pyrenäischen Halbinsel, aber die westafrikanische Küste lag ihnen fern. Zudem wurde Frankreichs Kraft durch den Krieg mit England und später (seit 1494) durch den Kampf um Italien gefesselt, so daß größere maritime Unternehmungen nicht von hier ausgehen konnten. Nach der Entdeckung Amerikas versuchten zwar Franzosen größere Expeditionen, aber sie wurden bald durch die Religionskämpfe in der Heimat unterbrochen. Erst nach deren Beendigung im 17. Jahrhundert beginnen die Franzosen größere Bedeutung für die koloniale Geschichte zu erlangen.

Energischer und früher haben die Engländer in die Kolonialbewegung eingegriffen. Sie haben kurz nach Kolumbus' erster Fahrt sich an der Erschließung der fernen Welt beteiligt und das ganze

16. Jahrhundert eine rege überseeische Tätigkeit entfaltet, aber lange Zeit ohne durchschlagenden Erfolg. Erst um die Wende des 16. Jahrhunderts wird die englische Kolonialpolitik von größerer Wichtigkeit und eröffnet ein neues Zeitalter der Kolonisationsgeschichte. Wir wenden uns deshalb zuerst zu den Niederländern, deren Politik der spanischen und portugiesischen innerlich näher steht. Zwar sind sie später als die Engländer in den überseeischen Wettbewerb eingetreten, aber sie haben schneller große Erfolge errungen und fast unmittelbar mit ihrem Eingreifen eine große Besitzveränderung hervorgerufen.

Die Holländer unterschieden sich in ihrer überseeischen Tätigkeit von den iberischen Vorgängern darin, daß sie nicht wie diese durch die Fahrten in die Ferne erst Welthandel und Reichtum erwerben wollten: als sie in Ost- und Westindien einbrachen, waren sie vielmehr schon das erste Handelsvolk der Welt. Gewerbe, wie Tuch- und Schiffsbauindustrie, Fischerei und umfangreicher Speditionshandel vom Mittelmeer bis zur Ostsee bildeten seit dem Schluß des 15. Jahrhunderts die Grundlage des niederländischen Wohlstandes; schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts zählten die Provinzen, die wenig später die Republik der Vereinigten Niederlande bildeten, mehrere Tausend Handelsschiffe, und Amsterdam war bereits die reichste Handelsstadt des Nordens. Der wichtigste Handelszweig war der baltische, aber auch der Verkehr mit Lissabon und Spanien, dem wie erwähnt die meisten industriellen Erzeugnisse und Lebensmittel für den heimischen und kolonialen Verbrauch von außen zugebracht wurden, war von beträchtlichem Wert. Nur vorübergehend litt dieser gewinnreiche Verkehr durch den Krieg mit Spanien in der zweiten Hälfte des Reformationsjahrhunderts. Ohne genügende Marine war das große Spanien unfähig, Handel und Fischerei, die Lebensader des niederländischen Reichtums, zu zerstören, ja es konnte nicht einmal bei seiner schwachen Eigenwirtschaft die Zufuhr der verhassten Rebellen und Ketzler entbehren. Holz und Taue für seine Kriegsschiffe, Geschütze und andere Waffen, die es für den Krieg am Niederrhein und Schelde brauchte, mußte es zum guten Teil von den Niederländern erst einhandeln, und dieser Handelsgewinn trug dazu bei, den Aufständischen die Aufstellung einer Armee zu ermöglichen, die der spanischen in vielen Stücken überlegen war und die Freiheit der sieben nördlichen Provinzen schützen konnte. Je länger der Krieg dauerte, je größere Mittel die

Spanier aufwendeten, desto gewinnreicher wurde er für die Niederländer. Zwar erlitten sie durch spanische und andere Kaper manchen Schaden, zwar wurden wiederholt ihre Schiffe in den spanischen und, seit der Vereinigung Portugals mit Spanien (1580), auch in den portugiesischen Häfen konfisziert und die Mannschaften gefangen gesetzt, aber alle diese Repressivmaßregeln blieben fruchtlos. Dauern konnten sie gar nicht durchgeführt werden, da ein Ausbleiben der niederländischen Getreideschiffe z. B. eine Hungersnot hervorgerufen hätte. Einzelne Unternehmer trafen freilich solche Schikanen bitter, aber bis an die Wurzeln der niederländischen Kraft reichten sie nicht. Nicht mehr Erfolg als die spanischen Maßregeln hatten übrigens die Verbote der niederländischen Regierung gegen den Handel mit dem Todfeinde, die die Volksstimmung gelegentlich erzwang; die Aussicht auf Gewinn drängte alle Bedenken zurück.

In diese Zeit des kommerziellen und politischen Aufschwungs fällt auch das Eindringen der Niederländer in die überseeische Welt. Die unternehmenden und erfolgreichen Handelsleute, die den Wert der indischen Waren aus ihrem Zwischenhandel gründlich kennen lernten, mußten bald auf den Gedanken kommen, die Gewürze und Seidenstoffe im Ursprungslande selbst einzuhandeln, um desto mehr daran zu verdienen; als Portugal von Philipp II. annektiert wurde, sahen Kaufleute und Politiker darin einen neuen Antrieb, jetzt den portugiesischen Stapelplatz zu umgehen und womöglich zugrunde zu richten: der Reichtum, der dort aufgehäuft wurde, diente ja zu ihrer eigenen Bekämpfung. Den Weg nach dem fernen Osten mit Gewalt zu sperren, war auch die vereinigte spanisch-portugiesische Marine nach der Niederlage der Armada (1588) nicht mehr imstande, und die militärische Lage zu Lande besserte sich seitdem ebenfalls von Jahr zu Jahr. Man konnte also schon Mannschaften und Schiffe daheim entbehren und an das große Unternehmen wagen: die äußere Möglichkeit trat zu den inneren Gründen hinzu.

Zunächst versuchte man auf einem neuen Wege, den englische Expeditionen schon eingeschlagen hatten, auf einer nördlichen Durchfahrt, nach Indien zu gelangen; als diese Hoffnungen scheiterten, folgte man den Spuren der Portugiesen. Die erste Flotte, die Amsterdamer Handelsherren für Indien ausrüsteten, segelte unter Führung eines Seemannes Cornelius Houtman, der in portugiesischen Diensten eine ungefähre Kenntnis des Weges und der indischen Verhältnisse erlangt hatte, im Jahre 1596 nach Bantam (auf Java);

nach einigen Kämpfen mit den Eingeborenen kehrte sie ein Jahr später in die Heimat zurück, nicht eben mit reicher Ladung, aber der Erfolg war groß genug, um zu neuen Expeditionen zu reizen. Entsprechend dem Geiste des dezentralisierten Staatswesens bildeten sich sogleich in mehreren Städten, wie Amsterdam, Rotterdam, Middelburg und anderen, neue Vereinigungen, und zahlreiche Geschwader gingen um das Kap herum, im Jahre 1600 allein 22 Schiffe. Die Generalstaaten, die von dem neuen Handelszweig große finanzielle und politische Vorteile erwarteten, unterstützten die Gesellschaften durch Gewährung von Zollfreiheit für die Einfuhr indischer Produkte und durch Ausrüstung der Schiffe mit Waffen und Munition.

Diese ungeregelte Überfülle kaufmännischer Initiative brachte manche Mißstände mit sich: die verschiedenen Gesellschaften machten einander hüben und drüben unlautere Konkurrenz; die einzelnen Expeditionen waren in der Regel schwach und kamen bei Zusammenstößen mit Portugiesen und Eingeborenen oft in große Not, die Verluste an Menschen und Schiffen waren unverhältnismäßig hoch. Nur eine Zentralisierung des ostindischen Handels konnte Abhilfe schaffen, und nach jahrelangen Bemühungen, in denen der Partikularismus der Provinzen und Städte große Schwierigkeiten machte, kam auf Betreiben der Generalstaaten endlich eine Vereinigung sämtlicher ostindischer Handelsgesellschaften zustande: die vereinigte niederländische ostindische Kompagnie (20. März 1603). Noch in ihrer Verfassung war die Herkunft aus einer Reihe kleinerer erkennbar; sie zerfiel in sechs „Kammern“, mit Sitz in den Städten und Provinzen, die bisher eigne ostindische Gesellschaften besessen hatten. Die Direktoren der bisherigen Vereinigungen („bewindhebers“) übernahmen die Leitung der neuen, bei künftigen Vakanzern schlugen die Direktoren drei Kandidaten vor, aus denen die Magistrate der interessierten Städte einen erwählten. Die Gesamtzahl der Direktoren betrug 60, von denen 17 zur eigentlichen Geschäftsleitung bestellt wurden. Im Gegensatz zu den bisherigen Gesellschaften besaß die neue ein Aktienkapital und führte alle Geschäfte dauernd auf Rechnung der Gesamtheit, während die früheren nur Zusammenschlüsse zu einem bestimmten Unternehmen gewesen waren, in dem jeder Teilnehmer auf eigne Rechnung gehandelt hatte. Die neue Organisation, auf unbestimmte Zeit gegründet, konnte somit viel größere und planmäßigere Geschäfte beginnen als die alten zeitlich beschränkten Vereinigungen. Zur Beteiligung am Aktien-

kapital — über 2000 Anteile von zusammen 6 440 000 Gulden — waren alle Niederländer zugelassen. Über die Hälfte wurde allein von Holland gestellt, und in Holland dominierte wiederum Amsterdam, so daß die Hauptstadt etwa ein Drittel der Direktoren stellte (20) und damit den stärksten Einfluß auf die Geschäftsleitung gewann. So war die Kompagnie ein kaufmännisches Spiegelbild der politischen Verfassung, in der ja Amsterdam ebenfalls faktisch eine bevorzugte Stellung einnahm; ja in den Generalstaaten wie in der Gesellschaft gaben oft dieselben Persönlichkeiten den Ausschlag, da in beiden die kaufmännischen Kreise die Leitung besaßen und Handelsfragen einen hervorragenden Teil der niederländischen Politik bildeten. Entsprechend dieser engen Verbindung übertrug der Staat der Gesellschaft weitgehende Rechte: das Privileg des ostindischen Handels, die Befugnis, mit indischen Fürsten Verträge abzuschließen, Kriege zu führen, Land zu erwerben, Festungen anzulegen, Gouverneure anzustellen. Wie in Portugal war also auch in der Union der Handel monopolistisch geregelt, nur mit dem Unterschiede, daß ein Staatsmonopol aus Mangel einer zentralistischen Staatsgewalt nicht geschaffen werden konnte. Aber der enge Zusammenhang mit dem Staat blieb gewahrt, außer durch die erwähnten persönlichen und sachlichen Bande, durch die Bestimmung, daß die Truppen, Gouverneure und alle Beamten der Kompagnie auch den Generalstaaten den Treueid zu leisten hatten und daß der Staat die Kontrolle über die Formen des Kompagniehandels in Europa ausüben und eine Abgabe erhalten sollte.

Nach der Gründung dieser Gesellschaft war es den Portugiesen vollends unmöglich, ihre Handels Herrschaft zu behaupten. Sie vermochten den großen Flotten der neuen Konkurrenten den Weg nicht mehr zu sperren und in Indien entfalteten sie in der Verteidigung ihres Besitzes nicht dieselbe Energie wie bei der Eroberung. Sie ertrugen die Vereinigung mit Spanien höchst ungern und hatten wenig Neigung, Opfer zum Schutze Indiens zu bringen, dessen Schätze schließlich doch nur den herrschenden Kastilianern zugute kamen. Schrittweise wurden sie daher aus ihren bisherigen Positionen vertrieben, zuerst aus den Molukken, ihrer schwächsten Position; schon vier Jahre nach der Gründung konnte die Kompagnie sich hier, im Zentrum der Gewürzländer, festsetzen (1606). Ein Angriff der Niederländer auf Malakka, eine Hauptstation der Portugiesen, scheiterte zwar, aber ihr Vordringen war nicht mehr aufzuhalten. Als nach wenigen Jahren (1609) Spanien und die Union einen zwölf-

jährigen Waffenstillstand schlossen, hatten die Eindringlinge bereits solche Vorteile gewonnen, daß Spanien sie anerkennen mußte: beide Teile behielten sich vor, dem andern in ihren Besitzungen den Handel zu gestatten. Die Voraussetzung in dieser Abkunft war, daß die Holländer während des Waffenstillstandes ihren Besitz nicht mehr mit Gewalt ausdehnten, aber Verträge über koloniale Fragen sind damals nie peinlich beobachtet worden, und die Niederländer, die sich als die Stärkeren fühlten, dachten nicht daran innezuhalten. Gegen die Eingeborenen wie gegen die Portugiesen und andere europäische Konkurrenten führten sie einen dauernden Kleinkrieg, und als nach zwölf Jahren der Krieg in großem Maßstabe wieder ausbrach, hatten sie inzwischen durch die Gründung von Batavia auf Java (1619) und durch erfolgreiche Befehdung einiger javanischer Dynastien sich auf der Insel häuslich eingerichtet und den Feinden einen neuen Vorsprung abgewonnen. Bald mußten die Portugiesen aus den großen Sundainseln, aus Ceylon (1641), selbst aus Malakka (1641) weichen, und damit gehörte den Siegern die Herrschaft über den Archipel und die Verbindungsstraße mit Ostasien. Auch als Portugal sich gegen Spanien empörte und in Europa sogleich Friede mit seinen nunmehrigen Verbündeten, den Niederländern, schloß (1641), setzte die Kompagnie in Asien den Kampf noch drei Jahre fort, um noch einige Erfolge zu erringen. Als durch den westfälischen Frieden (1648) auch Spanien den Bestand der Union anerkannte, hatte die Gesellschaft ein mächtiges Reich erobert: außer auf den erwähnten Inseln hatte sie Niederlassungen an den Küsten von Bengalen und Coromandel errichtet. Batavia, der Hauptort, kam seit der Niederwerfung einiger javanischer Aufstände in den dreißiger Jahren immer mehr empor; bewohnt von Europäern — Beamten, Soldaten und Kolonisten — Javanen und Chinesen, befestigt mit Wall und Graben, bot es den Anblick einer europäischen Stadt. Eine Station in Formosa (seit 1624) vermittelte lebendigen Handel mit Japan und China; wie in Europa brachte man auch in Asien den Speditionshandel zwischen den verkehrsreichsten Häfen an sich. Forschungsfahrten führten zur Entdeckung von Neuseeland, Neuguinea und Australien, ohne daß indessen diesen Gebieten Bedeutung beigelegt wurde. Einen ebenbürtigen europäischen Handel gab es im Stillen und Indischen Ozean nicht mehr. Zwar behielten die Portugiesen Goa, Macao und einiges andere, zwar hielten sich auf der Molukkeninsel Tidore einige Stationen, die die Spanier nach der

Annexion angelegt hatten, bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, aber ihre kommerzielle Bedeutung war überaus gering, und im Verkehr mit Ostasien herrschte die Kompagnie ausschließlich. Allerdings suchte eine englische Handelsgesellschaft ebenfalls an der portugiesischen Erbschaft teilzunehmen, aber, wie noch zu zeigen sein wird, traten die Niederländer dem englischen Konkurrenten ebenso schroff entgegen wie dem portugiesischen und waren ihm noch lange überlegen.

Der kaufmännische Gesichtspunkt „billig einkaufen, teuer verkaufen“ beherrschte das ganze Tun und Lassen der Gesellschaft. Ihre Eroberung begannen die Niederländer mit der Wegnahme der gewürzreichen Molukken. Mit den Eingeborenen schlossen sie zunächst Bündnisse gegen die Portugiesen und erhielten das Versprechen, allein von allen Europäern zum Handel zugelassen zu werden; später, als sie sich nach der Vertreibung der Portugiesen wie der Engländer sicherer fühlten, traten sie herrischer auf: sie schrieben den Insulanern vor, welche Gewürze sie bauen und wieviel sie an die Kompagnie abliefern sollten; sie scheuten sich auch nicht, auf einigen Gewürzinseln, deren Produkte sie nicht verwerten konnten, die Nelkenbäume und andere Pflanzungen zu zerstören und die Schiffe der Eingeborenen zu verbrennen, um jeden ihnen mißliebigen Handel zu verhindern. Wo sie Widerstand fanden, gingen sie nicht selten mit barbarischer Härte vor. Auf den Bandainseln, die es zum Teil mit den Engländern hielten, wurde die Bevölkerung vom Gouverneur Coen fast ausgerottet und ein Teil der Überlebenden nach Java übergeführt. Mit großen Reichen von kriegerischer Kraft, wie Mataram und Bantam auf Java, verfuhr man glimpflicher; da begnügte man sich mit einem Bündnis und dem Ausschluß der anderen Europäer aus dem Handel. Die kaufmännische Gewinnsucht schonte, wie angedeutet, ebensowenig den Europäer; selbst der Niederländer, der nicht zur Gesellschaft gehörte und es wagte, in Indien Handel zu treiben, wurde blutig verfolgt. Die Interessen des eigenen Staates hat die Kompagnie oft genug mißachtet. Wiederholt hat sie die Bundesgenossen der Generalstaaten in Asien bekriegt, wenn sie ihre Kreise störten; einmal hat sie sogar den Generalstaaten rund heraus erklärt (1632), daß sie mit ihrem Eigentum nach Belieben schalten und walten, ja ihre Besitzungen und Schiffe an jede fremde Macht, selbst an Spanien, verkaufen könne. Die Skrupellosigkeit, die der jahrelange Handel mit

dem Landesfeinde erzeugt hatte, kam hier aufs schärfste und abstoßendste zutage. Es konnte nicht anders sein: der verzweifelte Kampf um die Existenz daheim, die Gleichgültigkeit gegen das eigene Leben, ohne die die Gefahren der überseeischen Tätigkeit nicht bestanden werden konnten, der unaufhörliche Krieg aller gegen alle in Indien — Europäer wie Eingeborene untereinander — mußten — vielleicht noch mehr als die spanische Conquista — alle Leidenschaften entfesseln und viele weiche und edle Regungen ersticken. Erst nach der Durchmessung eines Übergangsstadiums und nach der Begründung fester Verhältnisse konnten sich diese wieder geltend machen.

Für die Mission konnte eine derartige materialistische Politik keinen Sinn haben. Zwar verlangten die Instruktionen der Gesellschaft wiederholt Ausbreitung des Christentums, aber sie blieben fast unbeachtet, da die Gouverneure von dem Bekehrungseifer Zerwürfnisse mit den Eingeborenen, besonders mit den Mohammedanern, fürchteten. Im Gegensatz zu den Portugiesen proklamierten sie in ihren Herrschaftsgebieten Religionsfreiheit, um möglichst viele asiatische Händler anzulocken. Nur innerhalb der holländischen Niederlassungen durften die fremden Kulte nicht ausgeübt werden. Bezeichnend für die Nachwirkung heimischer Verhältnisse ist, daß anfangs Toleranz nur zwei Richtungen versagt wurde, den Jesuiten und Lutheranern.

Eine eigentliche Kolonisation, eine Verpflanzung von Europäern nach den neuen Ländern, war ebenfalls grundsätzlich ausgeschlossen. Die Direktoren fürchteten, eine Ansiedlung von Europäern im großen Maßstabe würde bald zur Umgehung ihres Handelsmonopols, vielleicht zu Reibungen mit Eingeborenen führen und sie zu kostspieligen Schutzmaßnahmen zwingen. Allerdings konnte man nicht hindern, daß einige ihrer ehemaligen Beamten und Soldaten in Indien blieben, aber man erschwerte ihnen Niederlassung und Fortkommen auf alle Weise; mit den Eingeborenen wurde diesen „Freibürgern“ nur ein beschränkter und mit den Europäern überhaupt kein Handel gestattet. Bei Interessengegensätzen mußten die der Ansiedler jedesmal zurücktreten. Vergeblich stellte einer der besten Gouverneure, die der Kompagnie gedient haben, Johann Coen (um 1630), den Direktoren vor, daß blühende holländische Gemeinden den Handel mächtig beleben und die Herrschaft über die Indier sichern würden, aber er fand taube Ohren. Die Direktoren scheuten

die Kosten der ersten Anlage und verweigerten dem Gouverneur die verlangten Mannschaften; gelegentlich verboten sie sogar die Übersiedlung von Frauen, weil sie, wie man sagte, in Europa besser als in Indien Kinder gebären könnten. Sie gestatteten dem unermüdliehen Coen zwar einen Ansiedlungsversuch mit ehemaligen Soldaten, aber der konnte nicht gelingen; sie seien, schilt Coen, zu faul, um die Früchte zu kauen, die man ihnen in den Mund lege, für ein tätiges Kolonistenleben waren sie also ganz unbrauchbar.

Dieselbe kurzfristige, auf den nächsten Gewinn gerichtete Politik leitete die Gesellschaft auch in der Behandlung ihrer Angestellten. Allen Beamten war es streng verboten, Handel auf eigene Rechnung zu treiben, sie mußten sogar ihre Privatkorrespondenz mit Europa kontrollieren lassen, damit sie nicht unerwünschte Konkurrenten nach Indien zögen; ja bei der Heimkehr mußten sie alles Privateigentum, besonders Karten, an die Gesellschaft abtreten. Da sie dabei noch schlecht bezahlt wurden, so wurde der Zweck, einen Handel neben dem der Kompagnie unmöglich zu machen, nicht erreicht. Vielmehr wurden die Beamten wie früher die portugiesischen veranlaßt, sich durch Unterschleife, Schmuggel und sonstige Durchstechereien schadlos zu halten, und es leuchtet ein, daß diese Demoralisation der Beamtschaft administrative und wirtschaftliche Nachteile im Gefolge haben mußte. Genau so stand es mit den militärischen Einrichtungen. Die Landtruppen bestanden meist aus moralisch minderwertigem Material, schlecht verpflegt und bezahlt; die Soldaten wurden durch das indische Klima rasch dezimiert, so daß stets Nachschub und gelegentlich die Einstellung von Farbigen notwendig wurde. Auch die Flotte, auf der doch die ganze Größe der Kompagnie beruhte, war keineswegs von tadelloser Beschaffenheit; auch hier suchte man alles möglichst billig zu schaffen, und die Disziplin ließ bei der mangelhaften Bezahlung daher viel zu wünschen übrig. Selbst die Offiziere betrachteten ihren Beruf oft von der kaufmännischen Seite, Privatspekulationen waren bei ihnen an der Tagesordnung. Daß diese Tätigkeit der Ausbildung eines spezifisch militärischen Geistes, der, wie wir noch sehen werden, der englischen Flotte einen so machtvollen moralischen Impuls verlieh, nicht förderlich war, liegt auf der Hand.

Indessen diese aus der Struktur des niederländischen Staatswesens hervorgehenden Mängel dürfen den Blick für die Größe des indischen Unternehmens nicht trüben.

Der Handel vollzog sich in ähnlichen Formen wie der portugiesische; Kriegs- und Handelsfahrzeuge zugleich segelten die Schiffe in großen Geschwadern vereinigt; dreimal in der Regel segelten solche Flotten von Indien, wo sie sich der Kontrolle wegen meist in Batavia sammelten, nach Hause. In Europa wurden die Waren in öffentlichen Auktionen versteigert; für manche Produkte hatte die Compagnie schon vorher einen bestimmten Preis festgesetzt, je nach dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage. Die Verkehrsartikel waren ungefähr dieselben wie im portugiesischen Handel: nach Indien gingen Bargeld, Lebensmittel und Kriegsbedarf für die drüben lebenden Europäer, daneben einige Fabrikate, wie namentlich Tücher. Eingeführt wurden Pfeffer, Zimt, Muskat, Ingwer, Kaffee, Tee, Seide, Baumwolle, Kupfer, Porzellan, Farbhölzer, Tiere und ähnliches. Gewürze aus den Molukken bildeten den wertvollsten Teil des Handels, während Kaffee erst seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts eine Rolle zu spielen begann.

Ostindien war nicht das einzige Ziel der niederländischen Expansion. Selbstverständlich suchte man, sobald man einmal die Kraft in sich fühlte, überseeische Gebiete anzugreifen, auch in die amerikanischen Länder einzudringen: dort konnte man ja, wie Unternehmer den Generalstaaten vortrugen, dem Todfeinde durch Unterbindung der Silberzufuhr die schwerste Wunde schlagen und durch Eroberung der Edelmetallgruben selbst raschen und reichen Gewinn davontragen. Freilich war die Herrschaft der Spanier hier viel fester basiert als die der Portugiesen in Indien; die ersten Versuche, die ebenso regellos wie in Indien unternommen wurden, mißglückten, und bald richteten die Unternehmer ihre Angriffe auf das portugiesische Brasilien: im Westen wie im Osten sollte also Portugal die Kosten des Kampfes zwischen den großen Gegnern bezahlen. Eine „westindische“ Gesellschaft, der Amerika und Westafrika als Handelsgebiet zugewiesen wurde, wurde nach dem Muster der ostindischen gegründet (1621), und nun nahmen die Angriffe einen größeren Zug an: Pernambuco wurde erobert (1630) und gegen mehrere Anfälle der Portugiesen behauptet; einige Inseln in Mittelamerika wie Curaçao gerieten ebenfalls in niederländische Gewalt und dienten als Stützpunkte für den Schleichhandel in spanische Kolonien und Kaperzüge gegen spanische Schiffe. Diese Seeräuberei großen Stils erwies sich namentlich als lukrativ; 5—600 Schiffe im Wert von 90 Millionen Gulden kaperte die Gesellschaft in den

ersten Jahren ihres Bestehens; einmal (1628) glückte es in der Tat, die Silberflotte mit 15 Millionen Gulden wegzunehmen. Ein zweites niederländisches Kolonialreich schien sich im Westen des Atlantischen Ozeans entwickeln zu sollen; der Handel der Gesellschaft nahm besonders unter der Statthalterschaft des Grafen Moritz von Nassau-Siegen (1636—1644), der — wie alle Oranier seiner Zeit ein Mann von ungewöhnlichem Talent — für sämtliche Seiten der Kolonisation lebendiges Verständnis besaß, einen großen Aufschwung. Auf 45 Millionen Gulden wurde um 1640 der Besitz der Kompagnie an Handels- und Kriegsschiffen geschätzt. Die Zuckerproduktion, die durch die Flucht vieler Portugiesen gelitten hatte, wurde mit Hilfe von Einwanderern aus Europa wiederhergestellt, daneben Tabak, Häute und Farbhölzer exportiert. Die Residenz des Statthalters Recife — oder Mauritsstad wie sie jetzt hieß, — war für einige Jahre ein Mittelpunkt europäischer Kultur; Künstler und Gelehrte, Architekten, Naturforscher, Straßenbauer und Gärtner erhielten hier von Moritz fruchtbare Aufgaben. Aber die Blüte war nur von kurzer Dauer. Die westliche Gesellschaft krankte an denselben Schwächen wie die östliche und war deshalb trotz aller Vorstellungen des Grafen Moritz nicht zu bewegen, das Erworbene durch ausreichende Festungen und Truppen zu sichern. Ebenjowenig waren die Direktoren für eine systematische Kolonisation, die der Statthalter zur Hebung der Produktion und Stärkung des niederländischen Elementes dringend empfahl, zu haben; sie verlangten raschen Gewinn durch Beraubung feindlicher Schiffe und Küsten, ihm schwebte die Gründung eines großen westlichen Neu-Niederland vor. Ermüdet und erbittert durch die unfruchtbaren Zänkereien mit den Direktoren nahm Moritz seinen Abschied, und nun machten sich die Übelstände der Kompagnieverwaltung aufs schwerste geltend. Und zu der Verschlechterung der zivilen und militärischen Einrichtungen trat eine verstärkte Feindschaft der Portugiesen. Bisher hatten die Eroberer die katholische Religion mit großer Vorsicht behandelt, selbst Jesuiten geduldet, um die Portugiesen und die bekehrten Brasilianer zu gewinnen, nach Moritz' Fortgang hörte diese Schonung auf, und die unterworfenen Bevölkerung wurde täglich unzufriedener.

Mit der Befreiung Portugals in Europa vom spanischen Joch schlug daher auch die Befreiungstunde für Brasilien. Allerdings suchte Holland durch ein Bündnis mit der neuen Regierung in Lissabon gegen Spanien seine brasilischen Besitzungen zu retten, aber sobald

Portugal mit französischer und englischer Hilfe wiederhergestellt war, erneuerte es die Angriffe auf Pernambuco und erhielt sogleich Unterstützung von innen. Jahrelang ging der Kleinkrieg hin und her; als dann Holland mit England in Krieg geriet (1652), wurde seine Seemacht durch andere Aufgaben gefesselt, und Portugal konnte eine Position nach der andern erobern. Nach zwei Jahren (Jan. 1654) hatten die Niederländer das südamerikanische Festland und einige westafrikanische Stationen verloren; die mittelamerikanischen Inseln hielten sie dagegen fest. Einige Niederlassungen in Guyana, die sie bald darauf anlegten und im Kriege mit England behaupteten — Surinam, Essequibo, Berbice — konnten Brasilien nicht ersetzen, wenn sie auch als Zuckerländer von Wert waren.

Zu dem Bereich der westindischen Gesellschaft gehörten auch einige Ansiedlungen auf dem nordamerikanischen Kontinent: Neu-Amsterdam an der Hudsonsbai (1615), daneben einige andre, bis zur Mündung des Connecticut. Als Handelsplatz war Neu-Amsterdam bald von Bedeutung, aber obgleich sich die Stelle vortrefflich zur Ansiedlung eignete, war seine Bevölkerung nur gering, da die Holländer bei den großen, ihnen in Europa und in den Kolonien obliegenden Aufgaben keine große Auswanderung abgeben konnten. Die Gesellschaft gestattete aber, um Arbeitskräfte für die Bebauung des Bodens zu gewinnen, Einwanderung aus fremden Ländern, und so kam es, daß der holländische Charakter der Pflanzung allmählich zurückgedrängt wurde. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts war sie bereits mehr englisch als holländisch. Der Übergang der Kolonie in englischen Besitz (1664) bedeutete daher nur den Abschluß einer längst im Fluß begriffenen unvermeidlichen Entwicklung.

Nur an einer Stelle haben die Niederlande damals eine wirkliche Kolonie europäischen Blutes begründet: in Südafrika. Als Stütz- und Erholungspunkt benutzten die Ostindienfahrer ursprünglich die Insel St. Helena und die Tafelbai, dann lernte man durch einen Schiffbruch die Südspitze Afrikas kennen (1648) und fand, daß alle Verhältnisse sich vortrefflich für eine europäische Ansiedlung eigneten. Vier Jahre darauf legte die Gesellschaft ein Fort im heutigen Kapstadt an und begann mit dem Hafenbau; bald siedelten sich neben der Gesellschaftsniederlassung Niederländer, Engländer, Deutsche und französische Reformierte an, die sich durch Ackerbau und Viehzucht nährten und an den Schiffen der Gesellschaft stets gute Abnehmer fanden. Allerdings ging es mit der Besiedlung langsam vorwärts,

nur einige Tausend Weiße mögen um Mitte des 18. Jahrhunderts in der Kolonie gelebt haben. Und auch als die Schiffszahl im Kapstadter Hafen zunahm, seitdem die Engländer und Franzosen sich dem indischen Verkehr stärker zuwandten, hat die Kolonie eine eigne große Entwicklung nicht gehabt und bis ins 19. Jahrhundert den Charakter als Station bewahrt. Aber historisch ist die Gründung doch von höchster Bedeutung: es bildete sich hier eine neue Bevölkerung durch Vermischung verschiedener europäischer Nationen, in der das vorherrschende Element immer das holländische und der Calvinismus das stärkste geistige Band blieb. Die Deutschen und Franzosen behielten ihre Namen vielfach bei, verloren aber ihre Sprache schnell, namentlich als das Predigen in anderer als holländischer Sprache verboten wurde.

\* \* \*

Reiche Ströme neuen Lebens brachten die Indiensfahrten in die Heimat. Die Kompagnien zahlten Abgaben an den Staat für die Gewährung des Privilegiums, dann verteilten sie hohe Dividenden — die ostindische in den ersten vierzig Jahren 12—20 Prozent durchschnittlich — und diese Summen kamen bei der großen Zahl der Aktionäre dem Nationalwohlstande zugute; drei Viertel der Einfuhr ging ins Ausland, brachte dem Zwischenhandel reichen Verdienst und bot den zahlreichen Spediteuren neue Arbeitsgelegenheit. Daß Handel und Gewerbe im 17. Jahrhundert stetig zunahmen, und die Niederlande zeitweilig das reichste Land der Welt waren, braucht heute nicht mehr bewiesen zu werden. Nicht die überseeische Tätigkeit allein hat den gewaltigen Aufschwung hervorgerufen. Die Erwerbszweige, auf denen das erste politische und wirtschaftliche Emporkommen beruhte, Fischerei, Handel mit allen Staaten Europas, besonders mit den Ostseeländern, blühten weiter und übertrafen an Umfang sogar den kolonialen Verkehr, aber diesem verdanken die Niederländer außer dem materiellen Gewinn Erweiterung ihres Gesichtskreises, Stärkung des Selbstgefühls und der Unternehmungslust: moralische Größen, die der Nation auf allen Gebieten zugute kommen mußten. Auch manche neue Industrie wird erst durch die überseeischen Beziehungen geschaffen oder emporgebracht worden sein, so die Seidenweberei, die Diamantenschleiferei, die Gold- und Silberschmiedekunst, die in dieser Zeit gewaltige Fortschritte machten. Endlich waren die politischen Vorteile nicht die

geringsten. Die Angriffe auf das überseeische Gebiet zwangen die Spanier ihre Macht zu teilen und lenkten einen beträchtlichen Teil ihrer Streitkräfte von Europa ab; vor allem aber fand die Unionsregierung in den Schiffen und Mannschaften der Kompagnien tüchtiges Material für die Kriegsflotte. Ohne die beständige Schulung, die der überseeische Dienst mit sich brachte, würden die Piet Hein, Tromp, Witt und Ruyter der spanischen Seemacht im Laufe des langen Krieges nicht so entscheidende Schläge haben beibringen können. Es ist bezeichnend für die Bedeutung der Kriegsmarine in den Kämpfen um Indien, daß der Hauptschlag nicht im Indischen sondern im Atlantischen Ozean gefallen ist: nachdem es dem Admiral Tromp gelungen war, die letzte große Flotte, die die Spanier gegen Holland ausrüsten konnten, an der englischen Küste zu zerstören (1639), ging es mit den Portugiesen in Indien reißend bergab, und größere Rückschläge haben die Holländer seitdem nicht mehr erlitten. Trotz der früher erwähnten Mängel war die niederländische Marine infolge der großen nautischen Geschicklichkeit ihrer Seeleute der spanischen, die bei ihrem geringen Eigenhandel über wenig geschulte Admirale und Matrosen verfügte, weit überlegen; jene Schwächen zeigten sich erst, als sie später dem besser gerüsteten englischen Feinde gegenüberzutreten mußte.

## Fünftes Kapitel.

### England und Übersee bis Cromwell.

Die Unternehmungen dieser drei Nationen hatten bei so mancher Verschiedenheit in Ursprung und Ausführung doch das gemeinsame, daß sie vorwiegend nach unmittelbarem Gewinn strebten. Hinter der Ausbeutung der vorhandenen Schätze ließen sie die Schaffung neuer Erwerbsmöglichkeiten durch eigne produktive Arbeit in dem neuen Gebiete zurücktreten, und die systematische Ansiedlung zahlreicher Volksgenossen lag den Portugiesen und Niederländern ganz fern, bei den Spaniern spielte sie nur eine Nebenrolle. Einen Fortschritt in diesen Richtungen haben erst die Engländer gebracht.

An der Erforschung Afrikas und der westlichen Meere haben sich die Einwohner der britischen Inseln so wenig beteiligt wie ihre niederländischen Nachbarn, und gerade ihre Geschichte lehrt aufs deutlichste, daß wirtschaftliche Motive allein nicht ausreichten, um derartige Wagnisse hervorzurufen. Obgleich die Kaufleute Londons und Bristols bereits im 15. Jahrhundert beträchtlichen Handel nach dem Mittelmeere trieben und unter der kommerziellen Übermacht der Venezianer litten, ist ihnen doch nicht der Gedanke gekommen, durch Auffuchung der direkten Verbindung mit Indien einen entscheidenden Schlag gegen diese zu führen. Und dabei hat es nicht etwa an Versuchen gefehlt, den ersten Tudor für ähnliche Pläne wie sie Kolumbus in Spanien und Portugal vortrug, zu gewinnen. Ein Bruder Christophs, Bartolomeo, entwickelte Heinrich VII. im Auftrage seines Bruders die Idee der Westfahrt (1488), aber der König wies sie als abenteuerlich ab. Erst als die Portugiesen die Südspitze Afrikas entdeckt hatten und Kolumbus von seiner ersten Fahrt heimgekehrt war, begannen die Engländer den fernen Gebieten ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden; jetzt war ja der Beweis erbracht, daß bei solchen Expeditionen Großes zu gewinnen war. Es bezeichnet die Zurückhaltung der englischen Nation, daß wie in Spanien ein Ausländer den ersten Entdeckerzug führte: Giovanni Cabotto, anscheinend ein Genueser, in England Cabot genannt. Immer noch

mißtrauisch in den Erfolg des Unternehmens, gewährte ihm der König nicht etwa Staatsmittel, nach dem Vorbilde Kastiliens, sondern überließ dem Entdecker, die Fahrt auf eigene Rechnung zu machen; er versprach ihm nur, daß er gegen Abgaben an die Krone die zu entdeckenden Länder unter englischer Oberhoheit besitzen und ein Handelsmonopol mit England erhalten solle. Cabot schlug eine andere Richtung ein als sein Landsmann im Süden: er segelte von Bristol nach Nordwesten. Diese Meere hatten die Engländer und er selbst auf früheren Fischereifahrten kennen gelernt und hier hatten sie von Spaniern oder Portugiesen keine gewaltsame Zurückweisung zu fürchten. Er landete nach einer Fahrt von fünf Wochen an der Küste von Neufundland (Juni 1497) und war wie Kolumbus überzeugt, hier die Ostküste Asiens gefunden zu haben. Nach seiner Rückkehr (August) verstand er auch in England den Glauben zu erwecken, daß der Weg nach den Gewürz- und Goldinseln eröffnet sei; König und Kaufmannschaft wagten nun größere Mittel an die Entdeckungen. Rasch wurden mehrere Fahrten unternommen, erst unter Cabots Führung, dann nach dessen Tode (um 1500) durch Gesellschaften englischer und portugiesischer Kaufleute, die alle denselben Weg nahmen. Von welchen Absichten und Hoffnungen man sich leiten ließ, zeigt uns ein Privileg, das König Heinrich einer solchen Gesellschaft erteilte (1502): den Entdeckern wird alles neue Land, das noch nicht von einer befreundeten Nation besetzt ist, als Eigentum unter englischer Oberhoheit zugesprochen, jedem Engländer wird die Ansiedlung gestattet, den Fremden ausdrücklich versagt, und der Handel ist allein England vorbehalten. Es ist dieselbe monopolistische Politik wie bei den Pyrenäischen Völkern, und das Ziel ist schleuniger materieller Gewinn. Mit Unrecht haben manche Forscher, voran Wilhelm Roscher, die Bestimmung über die Ansiedlung so ausgelegt, daß der englischen Regierung von Anfang im Gegensatz zur spanischen die Gründung eines Neu-England vorgeschwebt habe, und daraus auf eine tiefere Erfassung der kolonialen Aufgaben geschlossen. Wir wissen, daß der spanischen Regierung die Sorge für Ansiedlungen keineswegs fremd war, und die englischen Vorschriften denken offenbar nicht an planmäßige Besiedlung in großem Maßstabe, wie schon der Mangel jeder materiellen Unterstützung durch den König beweist. Nicht mehr als die Errichtung von Stationen für Handel, Fischerei und zur Abwehr europäischer Konkurrenten hatte man im Auge. Was das englische Unter-

nehmen von den gleichzeitigen spanischen unterscheidet, ist vielmehr ihr rein weltlich-wirtschaftlicher Charakter; Anweisungen über Heidenbekehrung sucht man vergebens. Nach Adam Smith hat die *auri sacra fames* die Europäer zur Kolonisation getrieben: für die Engländer und Holländer trifft der Satz zu, bei den Spaniern und Portugiesen vergißt er die edleren Motive.

Für uns, die wir heute die geographischen Verhältnisse übersehen, ist es sofort verständlich, daß die Fahrten Cabots und seiner Nachfolger mißglücken mußten. Die Forscher fanden zwar weite Länder wie Neufundland und Labrador, aber nicht das in dem rauhen Norden, worauf sie sich eingerichtet hatten: weder eine Durchfahrt nach Ostasien wie die Portugiesen, noch Bergwerke wie die Spanier, noch eine üppige Natur, noch Dinge, auf die man sofort einen großen Handel wie den portugiesisch-indischen gründen konnte. Aber trotz dieser Fehlschläge haben die Fahrten den Engländern Gewinn gebracht und sind entscheidend für ihre Zukunft geworden. Denn die Erkundung der überaus fischreichen Gewässer im Norden verlieh der Hochseefischerei und damit der Schifffahrt und dem Handel einen großen Aufschwung und verbreitete das Interesse an maritimen Dingen in der Nation. Die so gesteigerte Unternehmungslust und Leistungsfähigkeit zur See wendete sich bald nach aussichtsreicheren Gebieten: man ging dazu über, die südlicheren Teile der neuen Welt aufzusuchen, und wagte es, das ausschließliche Besitzrecht der beiden Entdeckungsnationen zu bestreiten. Anders als in Frankreich war die allgemeine Lage solchen Wünschen günstig; bürgerliche Unruhen von Bedeutung gab es nicht, und die Krone unterstützte nachdrücklich alle Bestrebungen, die nationale Macht und Geltung zur See zu haben. Der Trieb, den Spaniern und Portugiesen nicht allein den Anspruch auf die ferneren Gebiete zuzuerkennen, gewann namentlich an Kraft, als sich in England die evangelische Lehre ausbreitete: seitdem verlor der Anspruch jener Nationen, der sich auf päpstliches Urteil gründete, für die Engländer jede moralische Bedeutung. Alles Land, das noch keinen erkennbaren europäischen Besitzer hatte, galt fortan als herrenlos, dem zuerst Ankommenden gehörig, und die Krone setzte sich mit ihrer Macht für diesen Grundsatz ein. Als dann — wesentlich aus religiösen Gründen — in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts England und Spanien in immer steigende Feindschaft gerieten, verstärkte dies Moment die englische Angriffslust; jetzt verlangte man nicht nur zu-

gang zu den von Spanien noch nicht besetzten Küsten, sondern suchte auch in die spanisch-amerikanischen Provinzen selbst einzubrechen und die spanischen Silberschiffe abzufangen, um den Spaniern ihre englandfeindliche Politik zu erschweren. Aufs neue erkennt man die gewaltige Wirkung der geistigen Faktoren auf die wirtschaftlichen und politischen Dinge: die Reformation, deren Bekämpfung in ganz Europa sich die spanische Krone zum Ziel gesetzt hatte, verhinderte sie, ihre beste Kraft den überseeischen Dingen zu widmen, die Engländer feuerte sie zur maritimen Expansion an. So sind unter der Regierung Elisabeths viele spanische Schiffe und Ansiedlungen überfallen worden; manch kühner Handstreich ist dabei ausgeführt, und eine tüchtige, zahlreiche Seemannschaft herangebildet worden, die nachher bei der Verteidigung der britischen Unabhängigkeit gegen die Armada (1588) das Beste tat. Auch die Länderkunde wurde bereichert: die nordamerikanische Küste wurde auf der nicht aufhörenden Suche nach einer nördlichen Seeverbindung mit Indien erforscht, der Seeheld Drake, der Schrecken der Spanier, umsegelte die Welt (1577—80) und erkundete den Isthmus von Panama. Aber dauernde Niederlassungen im spanischen Machtbereiche zu begründen, wagte man mit Rücksicht auf die immer noch stattliche spanische Seemacht nicht, und das Gebiet nördlich von Florida, auf das die Spanier weniger Wert legten, schien nicht verlockend genug.

Die Einmischung der Engländer in die überseeischen Dinge zeigt somit lange Zeit keine neuen Züge gegen die spanische und portugiesische Praxis: Vermehrung der eigenen materiellen Mittel durch unmittelbare Benutzung der vorhandenen Werte ist ihr Ziel. Aber in den Jahren, da man sich durch Überwältigung der spanischen Seemacht endgültig das Bürgerrecht im Kolonialgebiet erstritt, bahnte sich ein Umschwung an.

Bei der großen Bedeutung, die die überseeischen Dinge für das nationale Leben Englands gewonnen hatten, beschäftigten sich nicht nur die unmittelbaren Interessenten, die Kaufleute und Seefahrer, damit, sondern die ganze öffentliche Meinung; bei Shakespeare findet man ja viele Hinweise auf die Schätze Indiens, Arabiens und allerlei Kämpfe zur See. Vor allem aber treten ihnen die besten politischen Denker näher, und aus ihren Reihen sind neue fruchtbare Gedanken hervorgegangen. Sie erkannten, daß man bei den herrschenden Machtverhältnissen, so lange man südliche Länder aufs Korn

nehme, nicht über größere oder geringere Raubzüge hinauskommen werde, und das genügte ihnen nicht: sie verlangten als Krönung der Tätigkeit zur See dauernde Besitznahme und Besiedlung mit Landsleuten. Und da konnten nur die nördlich Florida gelegenen Gebiete in Betracht kommen; sie seien, hieß es, binnen sechs Wochen von England zu erreichen, hätten ein günstiges Klima und noch keinen europäischen Herrn, insbesondere sei von Spanien dort nichts zu fürchten. Viele Vorteile versprach man sich von ihrer Beschlagnahme: man könne dort Dinge produzieren, die England in Europa gar nicht oder nur in ungenügender Menge hervorbringe: Öl, Seide, Holz, Färbemittel, Teer, Häute und dergl. Bisher habe man diese Gegenstände in Europa kaufen und damit seine unsicheren Freunde oder gar seine Feinde bereichern müssen: wieviel vorteilhafter würde es sein, wenn man sie Engländern abkaufen könne. Die Vorbedingung für das Gelingen solcher Pläne, die Überführung einer beträchtlichen Anzahl von Volksgenossen, glaubte man erfüllen zu können, denn England sei volkreich genug, um eine Auswanderung gestatten zu können. Die Frage wurde erörtert, ob man nicht Sträflinge und Arbeitscheue hinüberführen und zu ordentlicher Arbeit erziehen könne; die Bienen schöben ja ebenfalls solche überflüssigen Elemente ab, und von Karthagern, Griechen, ja den Portugiesen, könne man daselbe lernen. Sogleich wurden Anweisungen für die äußere Anlage einer solchen Kolonie erdacht: sie sollte im gemäßigten Klima liegen, einen guten Zugang zur See, süßes Wasser, Bedarfsartikel wie Früchte und Fische, Bau- und Brennholz haben und verteidigungsfähig sein. Ihren Unterhalt sollten die Ansiedler zunächst durch Getreidebau, Fischfang und Viehzucht sichern und dann zur Kultur der erwähnten, für das Mutterland nützlichen Dinge übergehen. Die Vertreter dieser Anschauung waren keinen Augenblick im Zweifel, daß man auf diese Weise nur langsam vorwärts kommen werde: wie bei einer Waldanlage dürfe man bei einer neuen Kolonie in den ersten zwanzig Jahren nicht auf Ertrag rechnen. Aber die Zeit werde gewaltige Vorteile bringen: Hebung der Industrie durch Verbilligung der Rohstoffe und Erweiterung des Marktes, Vermehrung der Schiffahrt, kurz, Stärkung aller Zweige der nationalen Tätigkeit. Der erste, der diese im großen Publikum erörterten Gedanken systematisch formulierte und begründete, war Richard Haklunt (1553—1616), ein fruchtbarer Publizist und gelehrter Geograph, ein eifriger Sammler aller Nachrichten über die fremden

Weltteile; neben manchen andern ist dann vor allem Baco von Verulam zu nennen, der Philosoph des Empirismus. Dieser faßte seine Anschauung in der klassischen Formel zusammen, eine Kolonie solle ihre Zukunft nicht unter sondern über der Erde suchen, d. h. nicht Minenbetrieb wie bisher in Amerika, sondern Landwirtschaft und Handel sollten die Kolonialwirtschaft beherrschen. Der Bergbau, sagte er, mache unlustig zu jeder andern Arbeit; darum wollte er nur die Förderung von Eisen, dem zu jeder wirtschaftlichen Arbeit unentbehrlichen Material, empfehlen. Natürlich kamen in der öffentlichen Diskussion auch Gegner zum Worte: England habe kein Recht, die Eingeborenen ihres Landes zu berauben, oder man müsse das portugiesisch-spanische Entdeckerrecht respektieren. Der zweite Einwand wurde leicht durch die Nichtanerkennung der päpstlichen Verleihungsbulle beseitigt, und Haklunt fügte hinzu, daß in Nordamerika zuerst Engländer unter Cabots Führung erschienen seien. Dem ersten erwiderte man, daß England sein Recht zur Erwerbung der überseeischen Länder durch Predigt des Evangeliums und bessere Erziehung der Wilden erweisen könne; ja es sei sogar Pflicht, jene Gebiete nicht den Papisten allein zu überlassen. Der religiöse Gedanke, der sich um diese Zeit mehr und mehr in England vertiefte, spielt fortan auch eine gewisse Rolle in den kolonialen Bestrebungen; in allen königlichen Verleihungen kehren Vorschriften über Heidenbekehrung wieder. Endlich wurde auch die überseepolitik mit der Gefahr der Entvölkerung und dem Sinken der Verteidigungsfähigkeit bekämpft, aber diesem Argument wurde entgegengehalten, durch die Anlegung von Kolonien werde man gerade die Schiffahrt, auf der Sicherheit und Reichtum der Heimat beruhe, verbessern. Nicht immer stimmte die Beweisführung der kolonialen Wortführer überein. Haklunt z. B. empfahl, wie bemerkt, Sträf- lingskolonien, Baco lehnte sie ab, weil Zwangsarbeiter nichts Fruchtbringendes schaffen würden; der Philosoph befürwortete die Auswanderung mit der Besorgnis vor Übervölkerung, der Geograph weiß davon nichts. Aber in den meisten Punkten kamen sie überein und ließen sich durch die Gegengründe nicht beirren.

Wie bei den Niederländern vereinigte sich bei den Engländern das Bestreben, die eigene Kraft durch den Erwerb von Kolonialgebiet zu steigern mit dem politischen, die Macht der Spanier dadurch zu schwächen. Häufig hat man freilich nach Koschers Vorgang das Einsetzen der starken überseeischen Expansion in England um die

Wende des 16. Jahrhunderts mit inneren Krisen erklären wollen: der Großgrundbesitz und mit ihm die Schafweidewirtschaft habe sich ausgedehnt, die Kleinbauern von der Scholle vertrieben und den Getreidebau verringert; so sei eine Menge von heimatlosen und bald arbeitscheuen Elementen entstanden, für die man einen Abfluß nach außen haben suchen müssen. Landnot sei also der beste Förderer der englischen Kolonisation gewesen, sie sei daher auf weit soliderem Grunde errichtet als die spanische auf dem Begehren nach Gold und Silber. In einer Zeit der Not, meint Roscher, sei der englische Trieb zur Expansion entstanden, die englischen Kolonien hätten daher an dem dann folgenden Aufschwung des Mutterlandes teilgenommen; die spanische Kolonisation dagegen sei in einer Periode des Glanzes begründet und durch den rasch einsetzenden Verfall des Mutterlandes in ihrer Entwicklung gehemmt worden. Wir wissen schon, daß seine Motivierung der spanischen Kolonialpolitik ungenügend ist, aber auch die der englischen trifft nicht zu. Das England der Tudors ist keineswegs ein notleidendes, sondern ein blühendes und aufstrebendes Land. Das Bauernlegen kam in der Zeit Elisabeths zum Stillstand, ja die Zahl der Kleinbauern hat sich eher vermehrt als vermindert, wie der steigende Vorrat an Brotgetreide beweist. Denn wiederholt wird zur Getreideausfuhr im Interesse der Schifffahrt ermutigt; Baco von Verulam und der venezianische Botschafter treffen in dem Urteil überein, daß Hungersnot in England unmöglich sei. Allerdings hat es gelegentlich nach Mißernten Teuerungen gegeben, aber solche Zustände waren vorübergehend. Und die Schafzucht mit ihrer bauernfeindlichen Wirkung begann eingeschränkt zu werden, weil sie weniger lohnend wurde; die merkantilistische Politik strebte nach Hebung der Tuchindustrie und drückte daher durch Einfuhr ausländischer Wolle den Preis der englischen herab. Daß der Wohlstand im allgemeinen wuchs, beweist die rege Bautätigkeit in Stadt und Land, die zunehmende Kleiderpracht in allen Ständen, die Ausdehnung der feinen Industrien wie des Zucker-, Glas- und Papiergewerbes, die eine gesteigerte Kaufkraft voraussetzen. Und wie sollte Arbeits- und Landnot entstehen, wenn Industrie und Schifffahrt täglich mehr Hände beanspruchten, wenn man zur Deckung der Arbeitsgelegenheit fremde Arbeiter kommen lassen mußte? Somit ist die englische Kolonialpolitik nicht ein Erzeugnis der Not, sondern der strotzenden Kraft; jene Gegenüberstellung der englischen und spanischen wird beiden nicht gerecht.

Die Ideen Hakluyts und Bacos bedeuten ohne Zweifel einen gewaltigen Fortschritt gegen die Theorie und Praxis der Zeit, obgleich sie sich mit der portugiesischen und spanischen berühren, wenn man sich an die Ansiedlungen in Brasilien und im übrigen Amerika mit ihren Wirkungen auf den heimischen Wohlstand erinnert. Indessen jene portugiesische Besiedlung in Bahia war damals doch nur eine kümmerliche Verlegenheitsgründung ohne wesentlichen Einfluß auf die wirtschaftliche Entwicklung daheim, und die Ähnlichkeit mit den spanischen Dingen ist nur äußerlich. Denn die spanische wirtschaftliche Blüte war nur eine vorübergehende und nebensächliche, man möchte sagen zufällige Begleiterscheinung der Kolonialpolitik: in England soll sie als leitender Zweck angestrebt werden. Und grade in dieser Epoche war der Verfall der spanischen Industrie und Wirtschaft überhaupt in vollem Gange, das Beispiel Spaniens kann also für die englischen Denker nicht maßgebend gewesen sein. Niemals ferner hatten die Spanier solchen Nachdruck auf den Ackerbau im Gegensatz zum Minenbetrieb gelegt; nie hatte der Verkehr zwischen Kolonie und Mutterland eine solche Rolle gespielt wie hier verlangt wird. Die Spanier duldeten in ihrem riesigen Besitz nur wenige Häfen, den Engländern galt ein guter Zugang zur See unentbehrlich für jede Niederlassung. Rohprodukte für europäische Gewerbe wurden in den spanischen Besitzungen unbedeutend kultiviert, in den künftigen englischen sollen sie massenweise erzeugt werden; Spanien sucht den Abfluß seiner heimischen Fabrikate nach den Kolonien zu hemmen, England will ihn befördern. Materielle und geistige Ursachen vereinigen sich, um diesen Unterschied zu erklären. Die Engländer waren, wie bemerkt, auf die Einfuhr gewisser Rohprodukte angewiesen, die Spanier erzeugten dieselben zum Teil reichlich im Inlande, sahen also keinen unmittelbaren Anlaß, sie in Amerika zu pflegen; den Spaniern fehlten die Arme zur Verwertung der Rohprodukte; die Engländer waren bei der Betriebsamkeit ihrer Bevölkerung sicher, Arbeitskräfte für eine vergrößerte Industrie zu finden, wenn sich nur lohnender Absatz bot. In der verschiedenen Begabung der Nationen liegt der Kern des Unterschiedes, in der Überlegenheit des englischen Fleißes und wirtschaftlichen Sinnes; in London und Bristol wollte man nicht wie in Madrid und Sevilla Macht und Reichtum kaufen, sondern verarbeiten.

\* \* \*

Die Vorstellung, daß die überseeischen Unternehmungen weniger unmittelbaren als mittelbaren Gewinn bringen sollten, taucht in der Praxis zum erstenmal in den Instruktionen auf, die die Seefahrer Frobisher und Humphrey Gilbert (1576 und 1578) bei ihrer Suche nach der nordwestlichen Durchfahrt empfangen, tritt hier aber neben dem genannten Zweck noch tief in den Hintergrund. Der erste wirkliche Kolonisationsversuch im Sinne Hakluyts wurde gemacht von dem Günstling Elisabeths, Walter Raleigh, einer der markantesten Erscheinungen der Epoche. In ihm vereinigte sich alles: Abenteuerlust und wirtschaftliche Erkenntnis, Feindschaft gegen Spanien und patriotische wie religiöse Begeisterung. Er erkundete auf der Suche nach günstigem Ansiedlungsland die Insel Roanoke an der Küste des heutigen Neukarolina (1584) und glaubte wie Kolumbus das Land, wo Milch und Honig fließt, entdeckt zu haben. Im nächsten Jahr führte er über hundert Auswanderer, die seine überschwengliche Schilderung angelockt hatte, hinüber nach Virginien, wie er das Land der jungfräulichen Königin zu Ehren nannte, aber wieder zeigte sich, daß große Neuerungen nur unter großen Opfern möglich sind: der größte Teil der Nation war zu kolonialen Aufgaben noch nicht reif; die meisten Ansiedler dachten nicht an ein entbehrungsreiches Fischer- und Farmerleben, sondern zerstreuten sich auf der Suche nach Gold und begannen Handel mit den Eingeborenen. Vergeblich suchte Raleigh diesem Übel zu steuern und die Kolonie durch Nachschub auf feste Füße zu bringen. Als er einige Jahre später seine Kraft der Verteidigung der Heimat gegen die Armada widmen mußte, gingen die sich selbst überlassenen Ansiedler in durch ihre Disziplinlosigkeit entfesselten Kämpfen mit den Indianern zugrunde. Dies Mißgeschick war nicht geeignet, zu neuen Versuchen an der Küste Nordamerikas zu ermuntern, und der nach der Überwältigung der Armada sich ausdehnende Seekampf mit Spanien zog ebenfalls von Ansiedlungsversuchen ab. Raleigh selbst verzichtete auf die Erschließung des nordamerikanischen Festlandes und gab sich der Suche nach dem fabelhaften Goldlande Dorado hin.

Erst der Friede mit Spanien, den die neue Dynastie Stuart schloß (1604), rief neue koloniale Unternehmungen hervor. Spanien, der Besiegte in dem großen Kampfe, mußte stillschweigend die englischen Fischereistationen, die hier und da in Nordamerika angelegt waren, sowie die Fahrten nach noch freien Ländern dulden, etwaige Siedlungen und deren Verkehr mit dem Mutterlande konnten

sich also voraussichtlich größerer Sicherheit als bisher erfreuen. Menschen, die ihr Glück drüben versuchen wollten, gab es jetzt, da die gewinnbringenden Korsarenzüge gegen spanische Schiffe und Häfen aufhörten, genügend. Es war natürlich, daß man sogleich wieder an Virginien dachte, dem der Ruf der Fruchtbarkeit und des Reichtums trotz jenes verunglückten Versuchs geblieben war. Zwei große Gesellschaften bildeten sich (1606), die eine mit dem Sitz in London, die andere in Westengland, die vom König das Monopol erhielten, das Gebiet zwischen dem 34. und 45. Breitengrad auszubeuten, eine riesige Länderstrecke, die ganze Ostküste der heutigen Union von Karolina an nordwärts bis über die Grenze Neuschottlands. Mancherlei läßt erkennen, daß jetzt eine neue Epoche in der überseeischen Expansion beginnen sollte. In den Urkunden, die Elisabeth ausgestellt hatte, war gewöhnlich den Unternehmern der unbeschränkte Besitz und die Verwaltung des Landes unter englischer Oberhoheit zugesprochen worden: Jakob I. behielt sich dagegen die Verwaltung selbst vor. Er ernannte einen Rat, der von London aus mittels zweier ebenfalls vom König bestimmten Unterbehörden die Kolonie regieren sollte. Die neuen Gebiete sollten demnach fest mit der Heimat verknüpft werden, eine selbständige Macht wie die niederländisch-ostindische sollte nicht aufkommen. Ausschließlich wirtschaftliche Rechte erhielten die Gesellschaften: sie durften Auswanderer anwerben und allein den Handel nach dem neuen Gebiet betreiben, Edelmetalle schürfen, wovon sie allerdings der Krone nach spanischem Vorbild den Fünftel abzugeben hatten. Für später verlangte der König auch die Erhebung eines Schiffszolls, sobald sich erst der Handel entwickelt haben werde. Der absolutistische Sinn Jakobs wie sein Geldbedürfnis sprechen aus diesen Bestimmungen. Die Auswanderer erhielten keinen Teil an der Landesverwaltung; die einzige Zusicherung, die sie erhielten, war, daß sie nach englischem Recht leben und nach Hause zurückkehren durften, wenn ihre Hoffnungen sich nicht erfüllten.

Ohne Zweifel ist hier der Grundsatz akzeptiert worden, von den Kolonien keine schleunigen Einnahmen zu erwarten, sondern ihnen eine Entwicklungszeit unter möglichst geringen öffentlichen Lasten zu gönnen. Denselben „modernen“ Charakter tragen Instruktionen über die Anlegung von Häfen, die Suche nach schiffbaren Flüssen, den verständigen Verkehr mit den Indianern, die Verteilung der Ansiedler auf Landwirtschaft, Militärdienst, geographische Entdeckungen u. dgl.

Die bedeutendere und für die Kolonialgeschichte wichtigere der beiden Gesellschaften war die Londoner, der das Gebiet zwischen dem 34. und 38. Breitengrade, damals gewöhnlich Virginia genannt, zufiel. Sie führte in den ersten Jahren ihres Bestehens mehrere Hundert Ansiedler hinüber, die in der Chesapeakebai landeten. Als erste Ansiedlung gründeten sie dem Könige zu Ehren die Stadt Jamestown (1607), aber das Debut war nicht glücklich. Die Auswanderer kamen entweder um oder fristeten ein kümmerliches Dasein, soweit sie nicht heimkehrten. Die Ursachen waren ähnlich wie bei Raleighs Unternehmen. Man konnte sich noch nicht von dem Spüren nach Edelmetallen freimachen und versäumte darüber die Sorge für das Notwendigste, und viele schlechte Elemente wollten überhaupt von ernsthafter Arbeit nichts wissen. Es konnte nicht anders sein bei der Agitation, die für die Auswanderung betrieben worden war. Nicht etwa die Möglichkeit, drüben eignes Land zu erwerben, war in den Vordergrund gestellt worden, sondern die Wahrscheinlichkeit, mühelos reich zu werden; Gold und Silber liege auf der Straße, man brauche nicht zu gehorchen wie zu Hause, sondern sei sein eigener Herr. Außer denen, die sich freiwillig auf solche Anpreisungen hin meldeten, hatte man gewaltsam Findlinge, Arbeitscheue und Verbrecher an Bord genommen, also ein recht buntes und der Arbeit wenig gewohntes Personal. Zudem war die Anfangspraxis der Gesellschaft, kein Privateigentum auszugeben, sondern gemeinsame Wirtschaft auf ihre Rechnung und unter ihrer Leitung treiben zu lassen, nicht geeignet, individuellen Fleiß zu entwickeln. Die besseren Elemente waren ebenfalls meist zur schweren Arbeit nicht geschickt; es waren vornehme und gelehrte Herren, die sich aus politischen und wissenschaftlichen Gründen für die Kolonien interessierten. Ackerbauer und Handwerker bildeten eine geringe Minderheit: ein neuer Beweis, daß man die Kolonialbewegung nicht auf Mangel an Land und Arbeit zurückführen darf. Von Unternehmergeinn konnte schon aus diesen Gründen nicht die Rede sein. Ein weiterer Mangel war das geringe Kapital der Gesellschaft. Sie konnte den vermögenslosen Ansiedlern nicht genügende Gerätschaften zum Ackern und Bauen zur Verfügung stellen; diese waren daher von Anfang an in übler Lage und befanden sich der Gesellschaft gegenüber in Oppositionsstimmung. Um zum Beitritt zur Gesellschaft anzulocken und so das Kapital zu erhöhen, verzichtete der König auf seine administrativen Rechte und übertrug sie der Gesell-

schaft selbst (1612), die nunmehr einen Gouverneur ernannte. Zugleich ging die Gesellschaft zur Austeilung von Privateigentum über, und seitdem kam man allmählich vorwärts. Ein halbes Menschenalter nach der ersten Besiedlung hatten sich im heutigen Virginien etwa ein Duzend Gemeinden von mehreren Tausend Seelen gebildet. Die Ansiedler betrieben teils den Bau von Kornfrüchten, teils Fischfang, vor allem aber die Kultur des Tabaks, dessen Genuß damals in Europa in größerem Maßstabe aufkam. Gegen eine halbe Million Pfund vermochte die Kolonie bald zu exportieren (1628).

Mit der Konsolidation der virginischen Verhältnisse beginnt die eigentliche englische Kolonisation. Die Ansiedler, die nach Überwindung der ersten schweren Jahre im Lande saßen, waren grundverschieden von den ersten Ankömmlingen: sie dachten nicht mehr an schleuniges Zusammenraffen von Schätzen und Heimkehr; sie hatten vielmehr eine neue Heimat gefunden und den durch ihren Fleiß urbar gemachten Boden lieb gewonnen. Gelegentliche Unfälle, wie Mißernten und blutige Kämpfe mit den Indianern, konnten die günstige Entwicklung nur vorübergehend verzögern. Die tüchtigen Elemente waren nun stark genug, die abenteuerlichen und liederlichen Einwanderer, die bald aus eignem Antriebe herüberkamen, bald von der Regierung deportiert wurden, im Zaume zu halten. Mit dieser Umwandlung steht es im Einklange, daß seit dieser Zeit (zum ersten Male 1620) Frauen in größerer Anzahl hinübergingen, und in den folgenden Jahren entwickelte sich ein förmlicher Frauexport von England nach Amerika. Agenten warben sie daheim an, bezahlten ihnen die Reise und ließen sich ihre Auslagen mit entsprechendem Nutzen von den virginischen Freiern ersetzen. Da der Pflanzer gewöhnlich Bargeld nicht besaß, wurde der Preis in Tabak entrichtet, erst betrug er einen Zentner, später, bei der steigenden Nachfrage, erhöhte er sich beträchtlich. So widerwärtig dieser Menschenhandel auf den ersten Blick erscheint, so unvermeidlich war er unter den geltenden Verhältnissen und so segensreich hat er gewirkt: nicht nur sind hierdurch die Weißen vor Verbindungen mit Indianerinnen bewahrt worden, auch die Stellung der weißen Frau hat dadurch keineswegs gelitten. Im Gegenteil, da die Frau eine sehr begehrte und teure Ware darstellte, wurde sie von dem Empfänger hoch geachtet und vortrefflich behandelt.

Sobald die wirtschaftliche Existenz einigermaßen gesichert war, begannen die Kolonisten sich eine regelmäßige Regierung zu geben.

Geschult in der britischen Selbstverwaltung richteten sie Gemeindevertretungen für die lokalen Ansiedlungen und eine Volksvertretung für die ganze Kolonie, je zwei Vertreter einer Gemeinde, ein. So sehr lebten sie in heimischen Gewohnheiten, daß sie auch die kirchlichen Einrichtungen in Amerika einführten und streng an dem anglikanischen Ritus festhielten; jede „unnütze Neuerung“ wurde verboten. Der eigentliche Landesherr, die Kompagnie, mußte diese Selbstregierung wohl oder übel gestatten; sie behielt sich nur die Mitwirkung bei den Beschlüssen der Volksvertretung (der Kolonialversammlung) und die Ernennung des Gouverneurs, des obersten Exekutivbeamten vor. Aber Nutzen von dem Gedeihen der Kolonie hatte sie nicht. Die Einkünfte, die sie von den Kolonisten für Landverkäufe erhielt, und der Handel deckten die aufgewandten Kosten nicht, und als der König den aufblühenden Tabakhandel für ein Kronmonopol erklärte, war vollends jede Rentabilität ausgeschlossen. Es ist das ein Schicksal, das weitaus die meisten Kompagnien betroffen hat, die wirkliche kolonialisatorische Aufgaben lösen und sich nicht nur auf Handel beschränken wollten: es dauerte eben zu lange Zeit, bis die Kolonisation wirklichen Gewinn brachte, und so lange konnten die Aktionäre gewöhnlich nicht auf Verzinsung warten. Zudem ließ in der Regel, wie wir dies ja schon bei den niederländischen Gesellschaften gesehen haben, die Verwaltung zu wünschen übrig, oft bekämpften sich unter den Teilnehmern mehrere Parteien, und die Direktoren und Angestellten waren nicht immer ehrlich. Endlich machten sie sich, wenn wie damals in England mehrere Kompagnien nebeneinander bestanden, empfindliche Konkurrenz; sie machten sich die Auswanderer streitig, suchten die Privilegien der anderen zu umgehen und sie in der öffentlichen Meinung mit allen Mitteln zu diskreditieren. An allen diesen Übeln krankte die Londoner Virginiagesellschaft, und überdies hatte sie noch mit besonderen Hindernissen zu kämpfen. König Jakob war ihr nicht wohlgesinnt, weil zahlreiche oppositionelle Parlamentarier zu ihr gehörten und er davon einen antimonarchischen Einfluß in der neuen Welt befürchtete; die Privilegierung war ihm als ein Element der Selbständigkeit verhaßt, und endlich drohte sie ihn in auswärtige Verwicklungen zu bringen. Von Frankreich, Holland und Spanien liefen andauernd Beschwerden über die Kompagnie ein; sie finge Handelsschiffe ab und wolle weder französische noch niederländische Faktoreien an der Küste Nordamerikas dulden. Jakob

konnte es bei seiner schwankenden und verwickelten europäischen Politik mit keiner Macht verderben; er beschloß daher die Kompagnie zu kassieren und sich selbst ihre Rechte beizulegen. Durch ein Gerichtsverfahren, in dem ihr ungeschickte Behandlung der Indianer und liederliche Verwaltung vorgeworfen wurde, wurde sie aufgelöst, ihr Freibrief aufgehoben und die Kolonie direkt dem König unterstellt (1624). So wenig hatte die Gesellschaft in den letzten Jahren für die Kolonie bedeutet, daß diese kaum Notiz von der Veränderung nahm. Es blieb auch für sie alles beim alten, da der König, obgleich er die Kolonialverfassung nicht anerkannte, doch bei den sich grade damals häufenden europäischen Schwierigkeiten drüben durchgreifenden Einfluß nicht üben konnte. Eine wohlthätige Wirkung der neuen Ordnung war, daß nun sämtliche englische Schiffe, anstatt wie bisher die Gesellschaftsschiffe allein, in der Kolonie Zutritt hatten. Die auswärtigen sollten nach wie vor ferngehalten werden, aber es wird sich bald zeigen, daß diese Bestimmung nicht streng durchgeführt worden ist.

Noch weniger als die Londoner konnte die westenglische Gesellschaft auf einen grünen Zweig kommen. Während Virginien sich aus der Verwirrung herausarbeitete, begründete sie nur wenige Handelsstationen in ihrem Gebiet, trotzdem erneuerte und erweiterte der König ihr Privileg bis zum 48. Breitengrad, um ein Gegengewicht gegen die Londoner zu schaffen. Es befanden sich zwar auf dieser Strecke bereits einige französische und niederländische Ansiedlungen, aber darauf achtete man nicht, wie schon der Name Neu-England, den man kurzweg diesem Gebiete beilegte, beweist. Es kennzeichnet die Schwäche der Gesellschaft, daß die erste Kolonisierung nicht ihr, sondern einem Zufalle zu danken ist. Eine Schar Puritaner, denen die Unduldsamkeit der Hochkirche England verleidet hatte, hatte sich von der Virginia-Kompagnie ein Stück Land an der Mündung des Hudson anweisen lassen, ihr Schiff, die „Mayflower“, das in der amerikanischen Tradition eine große Rolle spielt, wurde aber nordwärts getrieben und landete bei Kap Code (Nov. 1620). Da die Landschaft geeignet erschien, beschloßen die Puritaner, sich hier niederzulassen und gründeten in Erinnerung an ihren englischen Ausfahrtshafen als erste Gemeinde New-Plimouth. Es war der erste Fall, daß nicht wirtschaftliche Berechnung oder Abenteuerlust, sondern ein ideelles Motiv, die Sehnsucht nach ungestörter religiöser Betätigung, Engländer zur Auswanderung veran-

laßte, und demgemäß bietet die erste Geschichte von New-Plimouth ein anderes Bild als die von Virginien. Mit großen Schwierigkeiten hatten die wenigen Ankömmlinge — etwa hundert Menschen — zu kämpfen; da sie im Winter landeten, litten sie durch die Kälte große Not, und etwa die Hälfte ging an den Entbehrungen zugrunde. Aber da es ihnen nicht um Gewinn, sondern nur um eine neue Heimat und kirchliche Freiheit zu tun war, so harrten sie aus, und als im folgenden Jahre neue „Pilger“ nachkamen, konnten Landarbeiten in größerem Umfange begonnen werden, so daß man in den nächsten Wintern keine derartigen Beschwerden mehr zu ertragen hatte. Von Gold- und Silbersuchen wie unter den ersten Virginern war hier keine Rede; von Anfang an warf man sich auf Getreidebau, Viehzucht und Fischefang. Anfangs wurde gemeinschaftlich gewirtschaftet, bis die Kosten für die Überfahrt an die englischen Unternehmer bezahlt waren, dann ging man auch hier zum Sondereigentum über. Die Disziplin, die in Virginien gefehlt und manche Konflikte der Weißen unter sich und mit den Indianern hervorgerufen hatte, war hier vom ersten Moment an vermöge der puritanischen Kirchenzucht stark ausgebildet und hielt das öffentliche wie das private Leben unter straffer Aufsicht. Die Folge war ein langsames Wachstum der Kolonie; wer rasch verdienen wollte, fand seine Rechnung dort nicht, und die puritanische Strenge schreckte vollends viele Auswanderer ab. Den Puritanern lag auch nicht an einem Zustrom von außen; nicht selten haben sie Kolonisten, die ihnen von England aus zugesendet wurden, zurückgeschickt, wenn ihnen deren sittliche Qualität und religiöse Richtung nicht behagten. Die Regierungsform, die sich die ersten Pilger gaben, und von der Kompagnie bestätigen ließen, war entsprechend den puritanischen Anschauungen durchaus demokratisch. Alle Kolonisten wählten in einer Generalversammlung einen Gouverneur und ein Regierungskollegium, aber diese Behörden blieben stets an das Votum der Generalversammlung gebunden. Diese primitive Verfassung wurde nach zwanzig Jahren, als die gestiegene Volkszahl und die größeren räumlichen Entfernungen die Einberufung der Generalversammlung unmöglich machten, durch das Repräsentativsystem abgelöst, aber die Forderung, daß jeder Bürger dem puritanischen Bekenntnisse angehören müsse, blieb erhalten.

Von nun an, da die Pilger die Wohnlichkeit der nördlichen Gebiete nachgewiesen hatten, ging es schnell vorwärts mit der Aus-

breitung des englischen Stammes in Nordamerika. Eine Genossenschaft Puritaner ließ sich von der Neuengland-Kompagnie ein Stück Land an der Massachussettsbai verleihen (1628) und gründete eine Anzahl Ansiedlungen, aus denen die Kolonie Massachussetts mit dem Hauptort Boston erwachsen ist. Ihre Verfassung, die auf einem vom König bestätigten Vertrag mit der Gesellschaft beruhte, zeigt die charakteristischen Züge des puritanischen Geistes. Die Versammlung der Hausväter war zugleich Synode und gesetzgebende Versammlung, die alle kirchlichen und weltlichen Beamten wählte. Nach wenigen Jahren waren die Verhältnisse auch hier zu groß für die einfachen Formen geworden, nach mehrfachen Versuchen wurde ein Zweikammersystem eingeführt, das ebenfalls Exekutive und Legislative von der Gesamtheit abhängig machte.

Von Massachussetts aus wurden dann weitere Küstenstrecken besiedelt, wozu die religiösen und politischen Wirren des Mutterlandes stets neues Material lieferten. Auch die Ansiedlungen blieben von kirchlichen und wirtschaftlichen Zwisten nicht frei, als sich die Bevölkerung vermehrte; in Massachussetts z. B. erhob sich ein Geistlicher, Roger Williams, gegen den harten Glaubenszwang und stiftete, da er mit seiner Forderung auf allgemeine Toleranz nicht durchdrang, eine Tochterpflanzung Rhode Island (1636), die er zum Asyl für alle religiös Verfolgten bestimmte. Die einzelnen Gründungen und Veränderungen können wir übergehen, genug, um Mitte des 17. Jahrhunderts war die neuenglische Küste von der Mündung des Connecticut bis nach Neuschottland — natürlich mit großen Unterbrechungen — in englischen Händen. Ein geistiges Band vereinte alle diese neuenglischen Gemeinwesen, wenn man von dem kleinen Rhode Island absieht: die puritanische Weltanschauung. Am längsten und reinsten hat die stärkste Pflanzung, Massachussetts, die puritanischen Einrichtungen bewahrt. Bis ins 19. Jahrhundert hinein (1833) ist hier die enge Verbindung von Staat und Kirche erhalten worden, alle Licht- und Schattenseiten des puritanischen Geistes sind hier ausgebildet worden: die strenge Kirchlichkeit, die eine herbe Sittlichkeit, zugleich aber auch nicht selten eine Beobachtung der äußeren Form ohne innere Frömmigkeit und Neigung zur Heuchelei erzeugt; der Stolz einem auserwählten Volk anzugehören, und das Gefühl, sich seiner würdig zeigen zu müssen und die Unduldsamkeit gegen alle, die außerhalb dieser Gemeinschaft standen; die Abneigung gegen leichtfertige Vergnügungen, die das

Seelenheil gefährden konnten, oft gesteigert bis zur Verachtung des harmlosen Lebensgenusses und der Freude am Schönen; die Energie in der Arbeit auf dem von Gott gewiesenen Platze, woraus sich häufig eine Überschätzung des materiellen Arbeitsertrags ergibt. Mag vieles an ihnen unsympathisch berühren, zweifellos ist, daß die Puritaner bei der Entschlossenheit ihrer Lebensbetätigung für die Geschichte Nordamerikas überaus wichtig geworden sind, und grade ihre edelste Eigenschaft, die von der Versenkung in religiöse Fragen unzertrennliche Begeisterungsfähigkeit für hohe sittliche Forderungen, hat sie in entscheidenden Krisen zu führenden Rollen berufen: in den Kämpfen um die nationale Unabhängigkeit wie um die Abschaffung der Sklaverei und die Erhaltung der staatlichen Einheit der Nation haben die Neuengländer in den vordersten Reihen gestanden.

Die westenglische Kompagnie, der Neuengland gehörte, hatte nur geringen Anteil an der Besiedlung und beeinflusste die weitere Entwicklung so gut wie gar nicht. Nachdem sie mehrfach vergeblich versucht hatte, den Kolonisten ihre Verwaltung aufzuzwingen, löste sie sich, da ein kaufmännischer Gewinn nicht zu erzielen war, auf und übertrug ihre Rechte der Krone (1635). So wenig wie für Virginien hatte dieser Vorgang nachhaltigere Bedeutung für Neuengland, da der bald darauf ausbrechende Bürgerkrieg dem König jedes Eingreifen in die überseeischen Verhältnisse unmöglich machte. Bei dieser Änderung wurden aber im Gegensatz zu den virginischen Dingen die kolonialen Verfassungen ausdrücklich bestätigt; die Verträge, die die Ansiedler mit der Gesellschaft abgeschlossen hatten, galten als Verfassungsurkunden, die ihnen ihre Freiheiten garantierten. Daher wurden die puritanischen Kolonien gewöhnlich Freibriefskolonien genannt — chartered colonies — zum Unterschied von der „Kronkolonie“ Virginien, die nur eine faktische, aber keine rechtliche Selbstregierung besaß, sondern dem Gesetz nach direkt unter dem Könige stand. So hatten sich zwei Typen kolonialer Verfassungen entwickelt, zu denen bald noch ein dritter, die Eigentümerkolonie, trat.

Wenn die neuenglischen Kolonien ihren Ursprung und Charakter den Zwistigkeiten innerhalb der evangelischen Kirche verdankten, so eine andere dem Gegensatz zwischen Evangelischen und Katholischen. Ein katholischer Edelmann, Günstling Karls I., Lord Baltimore, wünschte seinen Glaubensgenossen, die in England bedrückt und von allen bestehenden überseeischen Ansiedlungen ausgeschlossen

wurden, eine Freistätte zu schaffen und ließ sich zu dem Zweck ein Stück Land an der Mündung des Potomac übertragen (1632). Mit zweihundert Ansiedlern begann er die Erschließung seines „Maryland“, wie er die neue Kolonie nach der englischen Königin nannte. Nicht eine freie Genossenschaft wie in Neuengland oder eine Gesellschaft wie in Virginien, sondern ein Einzelner stand an der Spitze des Unternehmens; er wurde durch königliche Verleihung Eigentümer des gesamten Landes, konnte es nach Gutdünken unter Kolonisten verteilen und hatte an die Krone nur den Scheintribut von zwei Indianerpfeilen und den Fünften aller Edelmetalle abzuliefern. Wie überall hatte in der Kolonie nur englisches Recht zu gelten und wie überall behielt sich der König später die Erhebung von Zöllen vor, verzichtete aber im übrigen auf Mitwirkung bei der Einrichtung der Kolonie. Den Siedlern wurde dagegen das Recht gewährt, eine Kolonialversammlung zur Bewilligung von Steuern und zur Gesetzgebung zu wählen; der Eigentümer Lord Baltimore ernannte die Beamten und besaß ein Veto gegen die Beschlüsse der Kolonialversammlung. Die Anfänge der neuen Gründung waren günstig, da sich Kapital und Ordnung vereinigten. Lord Baltimore konnte die Erfahrungen der benachbarten Virginier benutzen und verstand seine Ansiedler geschickt auszuwählen, endlich stattete er sie mit hinreichenden Mitteln aus, so daß sie sofort nach der Ankunft an die Arbeit gehen konnten. Auch der Grundsatz, alle Christen zu dulden, den der Lord aufstellte, wirkte auf viele tüchtige Elemente anziehend. Ein schwieriges Kapitel war die Abgrenzung der wirtschaftlichen Rechte des Landeigentümers gegen die Landkäufer, die Kolonisten, aber diese Frage hat erst später zu ernstern Differenzen Anlaß gegeben und das rasche Aufblühen nicht gehemmt.

\* \* \*

Die Erschließung des nordamerikanischen Kontinents erschöpfte die englische Expansionskraft nicht. Auf den Handels- und Freibeuterzügen nach den spanischen und portugiesischen Besitzungen lernten englische Kapitane die mittelamerikanischen Inseln, gewöhnlich damals Westindien genannt, kennen und errichteten da zuerst auf St. Christoph eine Station (1623); weitere Niederlassungen erfolgten auf Barbados, Antigua, Tabago, selbst auf dem Festlande von Südamerika versuchte man festen Fuß zu fassen, zunächst freilich ohne Erfolg. Die Pflanzungen auf den Inseln blühten schnell auf,

da der Bau des Zuckerrohrs in kurzer Zeit lohnenden Gewinn gewährte und die Lage für den Schleichhandel nach den spanischen Besitzungen wie zur Kaperei günstig war. Freilich brachen die Engländer damit wieder in die spanische Domäne ein, aber Spanien war jetzt nicht mehr imstande, sein Hausrecht unbedingt zu wahren, nur vorübergehend hat es die fremden Eindringlinge zu strafen, aber nicht ihre dauernde Festsetzung zu verhüten vermocht.

Wie mit den Spaniern kamen sie auch mit deren Todfeinden, den Niederländern, in Konflikt. Wir wissen, welche Sehnsucht die englischen Seefahrer belebte, nach Indien zu kommen, es ist daher verständlich, daß sie, als sich die nördliche Straße nicht finden ließ, den Weg der Portugiesen einschlugen. Noch früher als Holländer sind englische Kaufleute nach Indien gesegelt (zum ersten Male 1591), anfänglich aus denselben Gründen wie die Niederländer ohne rechten Erfolg, bis sich eine große ostindische Gesellschaft bildete, die ganz ähnliche Privilegien wie ihre um zwei Jahre jüngere niederländische Schwester erhielt (1600). Ihre ersten Fahrten, die nach den großen Sundainseln gingen, brachten reichen Gewinn, da die indischen Fürsten in dem neuen europäischen Eindringling eine Stütze gegen die verhassten Portugiesen erblickten und gern mit ihm in Verkehr traten. Bald konnten Faktoreien in Siam, in Japan, in Surat und vor allem auf der Molukkeninsel Amboina errichtet werden. Die Portugiesen waren ohnmächtig, ihnen zu wehren, aber ihre Bezwinger, die Niederländer, waren nicht gesonnen, den indischen Handel mit den Engländern zu teilen. Die beiden Handelskompagnien bekämpften einander mit Gewalt, durch Überfälle auf Stationen, Wegnahme von Schiffen, und mit List, indem sie die indischen Häuptlinge gegeneinander einzunehmen suchten. Die Entscheidung fiel am wichtigsten Punkte, in den Gewürzinseln: die Holländer überfielen die englische Niederlassung auf Amboina und richteten den größten Teil ihrer Bewohner hin, weil sie angeblich mit Hilfe von Japanern und Eingeborenen einen verräterischen Angriff geplant hätten (1623). Seitdem hatte die englische Gesellschaft hier verspielt, nur auf Java und dem Festlande behauptete sie einige Niederlassungen. Auf Beschwerden der Kompagnie in London verlangte zwar die englische Regierung Genugtuung und Schadenersatz, aber die holländische verweigerte sie, und die schwachen Stuarts waren nicht in der Lage, den Schimpf zu rächen. Die englische Gesellschaft kam nach diesem Schlage nicht wieder zu Kräften. Sie

hat zwar den Handel nach Indien weiter getrieben und wiederholt kostspielige Versuche unternommen, außerhalb der unmittelbaren holländischen Interessensphäre eine Herrschaft nach niederländischem Muster aufzurichten, aber trotz einiger Erfolge über Jnder und Portugiesen konnte sie nur ein kümmerliches Dasein fristen und war bald mit Schulden überlastet. Schwierigkeiten daheim kamen zu den auswärtigen Hindernissen. So privilegierte der König aus Rücksichten der inneren Politik eine neue Gesellschaft und vermehrte damit die Konkurrenz, und der Ausbruch des Bürgerkriegs ließ vollends das Interesse an den indischen Dingen erschlaffen und schwächte die Kaufkraft für die orientalischen Erzeugnisse.

## Sechstes Kapitel.

### Frankreichs Kolonialpolitik bis zum Tode Richelieus.

Während dieses Aufblühens des englischen Kolonialreiches begann auch Frankreich seine koloniale Zurückhaltung aufzugeben. Wie schon erwähnt, hatte die französische Nation, abgesehen von einigen Abenteurern, an der großen Entdeckerzeit so wenig wie die englische Anteil gehabt, im 16. Jahrhundert trieben dann dieselben Gründe diesseits wie jenseits des Kanals zu den Korsarenfahrten gegen das spanische Eigentum. Die Suche nach einer neuen indischen Straße fehlte ebenfalls nicht, z. B. unterstützte König Franz I. den Italiener Verazzano, der die nordamerikanischen Gewässer besuchte (1523). Sodann suchte man im Gebiete des schwächeren der beiden Kolonialvölker, vor allem in Brasilien, Eingang zu gewinnen. Einen höheren Schwung brachten in diese Taktversuche die religiösen Kämpfe im Mutterlande. Admiral Coligny entwarf den Plan durch Ansiedlung seiner hugenottischen Glaubensgenossen in Brasilien und Florida ein überseeisches evangelisches Frankreich zu begründen, aber diese Okkupation feindlichen Landes ohne die Stütze einer heimischen Seemacht nahm ein trauriges Ende: hier vernichteten die Spanier (1565), dort die Portugiesen (1568), die Anfänge der Pflanzung. Seitdem ließ man in Frankreich die Hoffnung auf Erwerb südlicheren Gebiets fallen, aber eine gewisse historische Bedeutung kommt diesen ephemeren Bestrebungen doch zu. Denn sie waren von Einfluß auf Raleighs Unternehmen und werden auch für Hakluyt und seine Gesinnungsgenossen manche Anregung gegeben haben. Freilich suchte der englische koloniale Polyhistor seine Anschauungen auf eine breitere Basis zu stellen: Colignys Versuche entsprangen dem unmittelbaren religiös-politischen Bedürfnis, Hakluyt belegte seine Vorschläge mit allgemeinen nationalen und wirtschaftlichen Gründen.

Mit nicht größerem Erfolg endeten die Bemühungen um Nord-

amerika. Auf den Entdeckerfahrten nach Norden landete ein Seemann aus St. Malo, Jean Cartier, in Kanada (1534) und proklamierte Frankreichs Anspruch auf das Lorenzgebiet. Seine Berichte über den Reichtum an Pelzwerk, die Wahrscheinlichkeit, eine Straße nach Indien und reiche Bergwerke zu finden, bewirkten, daß mit königlicher Unterstützung eine Station in der Nähe des heutigen Quebec begründet wurde, um diesen Aufgaben obzuliegen (1541). Aber schon nach drei Jahren kehrten die Kolonisten, durch Entbehrungen aller Art zusammengeschmolzen, unverrichteter Dinge in die Heimat zurück. Von allem, was sie gesucht hatten, fanden sie nur den Pelzhandel, der nicht ausreichte, die Ansiedlung zu erhalten. Wenn man sich erinnert, mit welchen Schwierigkeiten die ersten Niederlassungen in Virginien und Neuengland zu kämpfen hatten, so ist es erklärlich, daß diese nicht auf Ackerbau und Fischfang ausgehende Pflanzung in dem rauhen Gebiet zugrunde gehen mußte.

Dieser Fehlschlag und die bald darauf ausbrechenden Bürgerkriege verboten die Wiederholung eines derartigen Versuchs bis zum Schluß des Jahrhunderts. Nur Fischereieyepeditionen aus normannischen und bretonischen Häfen fanden statt, daneben selbstverständlich die hergebrachten Angriffe auf spanische Schiffe und Kolonien. So gering die Betätigung der Nation auf dem maritimen Gebiet im Vergleich mit England oder Holland war, so hatte sie für Frankreich doch große Bedeutung. Denn sie bewirkte, daß der Anspruch auf das entdeckte Kanada festgehalten und ein gewisser Zusammenhang mit den überseeischen Dingen gewahrt wurde. Auch in der trüben Zeit der Religionskriege suchten die zunächst interessierten Kreise auf die Gesamtheit zu wirken; eine koloniale Literatur bildete sich, die die Berichte der eignen und fremden Seefahrer zu verbreiten strebte, und Diskussionen grundsätzlicher Art wie in England spielten sich in der Öffentlichkeit ab. So heißt es in einer Flugschrift aus der Zeit der Coligny'schen Unternehmungen (1563), die Gründung von Kolonien werde Frankreich in Händel mit den übermächtigen Seestaaten Portugal und Spanien bringen und ins Verderben führen, in andern liest man, Frankreich könne sich selbst genügen und brauche sich nicht auf so entfernte und abenteuerliche Wagnisse einzulassen, um sein tägliches Brot zu gewinnen: deshalb hätten die Vorfahren mit gutem Bedacht die Schiffahrt gering geschätzt. Ja man behauptete, durch Besiedlung der fernen, durch die Natur so reich gesegneten Länder würde man nur einen Konkurren-

ten großziehen, der über kurz oder lang das Mutterland und ganz Europa unterdrücken werde. Diesen pessimistischen und materialistischen Erinnerungen an die „gute alte Zeit“ trat der erste staatswissenschaftliche Denker der Epoche, Joannes Bodinus, gegenüber mit dem von nationaler Zuversicht und Idealismus zeugenden Sage, Frankreich bedürfe grade aus wirtschaftlichen und politischen Gründen der Kolonialpolitik. Denn viele Kolonialwaren, wie Zucker, Gewürze, Farbstoffe und dergl. könne es nicht entbehren und der nähere Verkehr mit anderen Völkern, in den es dadurch treten müsse, sei zu seinem materiellen und geistigen Gedeihen unerlässlich.

Der Zug der Zeit war den Aposteln der binnenländischen Selbstbeschränkung nicht günstig. Angesichts der holländischen und englischen Erfolge zur See wurde auch in Frankreich, sobald die Ordnung mit Heinrichs IV. Thronbesteigung wiederhergestellt war, der Ruf nach Erneuerung der überseeischen Versuche stärker, und bald kamen grundsätzliche Gegner kaum noch zum Wort. Gleichzeitig mit dem Siege des kolonialen Prinzips drang auch die mittlerweile durch die englische Geistesarbeit geläuterte Anschauung durch: „Das schönste Bergwerk, das ich kenne,“ sagt Lescarbot, ein Zeitgenosse Heinrichs, „ist Getreide, Wein und Viehzucht. Wer das hat, der hat Geld. Von den Bergwerken leben wir nicht.“

Diesen praktischen und theoretischen Vorarbeiten des In- und Auslandes entsprechend, wurden die Unternehmungen ausgeführt. Mehrere größere Handelsgesellschaften wurden gebildet, denen der König den Auftrag gab, Ansiedlungen mit Ackerbau, Fischfang und Handel zu begründen. Als Entgelt erhielten die Unternehmer für die Kosten der Anwerbung der Auswanderer, des Transports und der ersten Ausstattung das neue Gebiet zu vollem Eigentum und den ausschließlichen Handel mit Frankreich für eine Reihe von Jahren zugewiesen. Als Siedlungsgebiet nahm man selbstverständlich die schon von Franzosen untersuchten Länder in Angriff, die nordamerikanische Küste, etwa vom 40. Breitengrad an nördlich. Während der Regierungszeit Heinrichs sind da auf mehreren Zügen, von denen einige verunglückten, einige Ansiedlungen errichtet worden, so Port Royal (heute Annapolis) in Akadien (1603) und Quebec in Kanada (1608). Aber damit war zunächst herzlich wenig erreicht, denn lange Zeit führten die Niederlassungen ein kümmerliches Dasein. Es zeigte sich doch überaus schwierig, trotz der literarischen Agitation in der bisher fast ausschließlich binnenländischen

Nation genügend Auswanderungslustige zusammenzubringen, und in den kaufmännischen Kreisen war das Mißtrauen gegen die Rentabilität der Unternehmungen stark vertreten, so daß die Gesellschaften immer nur mit geringen Mitteln arbeiten konnten. Dazu waren die politischen Institutionen Frankreichs wie die Englands noch nicht stark genug, um den Gesellschaften den ungestörten Genuß der königlichen Privilegien zu sichern; ohne Rücksicht auf das Handelsmonopol fuhren Kaufleute, die ihr nicht angehörten, nach Kanada, handelten mit Ansiedlern und Eingeborenen und schmälerten so durch unlauteren Wettbewerb den kärglichen Verdienst der Kompagnie, ohne an ihren Kosten teilzunehmen. Endlich waren die Gesellschaften aus denselben Gründen wie die englischen und holländischen zu einer energischen Besiedlungspolitik nicht geeignet, da ihr kaufmännisches Interesse nach schleunigen Erträgen verlangte. Sie drängten daher die Ansiedler fortwährend, sich eifrig der Jagd zu widmen, um billiges Pelzwerk liefern zu können; von sesshaften Ackerbauern konnten sie diesen begehrten Handelsartikel nicht in gleichem Maße erhalten, mußten vielmehr von ihnen einen selbständigen Handel mit Europäern und Eingeborenen befürchten. Der Widerstand des Gouverneurs Champlain, des Gründers von Quebec, der im kleinen dieselbe Politik empfahl wie Jan Coen in Ostindien, war vergeblich. Diese Übelstände waren schon unter der Regierung Heinrichs aufgetreten, nach seiner Ermordung (1610) verschlimmerten sie sich, weil die Regierung in den schwachen Händen seiner Gemahlin Maria Medici die überseeischen Interessen vernachlässigte. Um so eifriger betrieb deshalb die Gesellschaft ausschließlich Handelspolitik, um auf ihre Kosten zu kommen. Daher kann man von einer Kolonisation in Kanada und Akadien gar nicht sprechen; nach zwanzigjährigem Bestehen wird Quebec, der Hauptort, nicht mehr als 100 Einwohner gezählt haben: ein klägliches Bild, wenn man es mit dem etwa gleichaltrigen Virginien, ja mit dem so viel jüngeren New-Plmouth vergleicht. Akadien nahmen sogar die Engländer weg (1613) und behielten es fast zwanzig Jahre im Besitz. Somit hatte der erste kolonisatorische Versuch zu nichts geführt, Heinrich hatte nur Ansprüche erneuert und Wege gewiesen.

Wiederum dauerte die Pause in den kolonialen Unternehmungen Frankreichs so lange, als eine schwache Regierung am Ruder war; sobald mit dem Emporkommen des Kardinals Richelieu (1624) ein starkes und selbstbewußtes Regiment begründet war, begannen

sie aufs neue. Richelieu betrachtete die kolonialen Fragen stets im engsten Zusammenhang mit seiner auswärtigen Politik. Seine Lebensaufgabe sah er in der Verkleinerung des Hauses Habsburg, insbesondere des spanischen Zweiges, der Frankreich mit seinen zahlreichen Besitzungen — außer Spanien: Neapel, Mailand, Franche-Comté, Belgien — umklammerte und zu einer Macht zweiten Ranges herabzudrücken bestrebt war. Die Niederringung dieser Macht war aber nur möglich mit Hilfe einer starken Seemacht, denn wenn die Seeverbindung zwischen Spanien und den mitteleuropäischen Nebenlanden unterbrochen war, mußten diese in ihrer Isolierung un schwer überwältigt werden können. Und welche Schläge eine französische Marine dem Feinde durch Abfangen der Silberschiffe zufügen könne, entging dem Kardinal natürlich so wenig wie den Engländern oder Holländern. Endlich brauchte Frankreich eine Seemacht, um England ebenbürtig zu sein, „denn,“ sagt Richelieu in seinem politischen Testament, „niemals darf sich ein großer Staat in die Lage bringen, eine Beleidigung zu empfangen, ohne sie erwidern zu können.“ In dieser demütigen Lage befand sich aber das flottenlose Frankreich England gegenüber, wie Richelieu und schon Heinrich IV. wiederholt erfahren hatten. Seemacht, Seehandel und Kolonien standen dem Kardinal in untrennbarer Verbindung. Der Handel mit den Kolonien und andern Ländern sollte die Kosten für die Errichtung der Marine decken, eine Pflanzschule für Matrosen schaffen und den Franzosen Lust und Liebe an den maritimen Dingen beibringen. Er nennt den Seehandel gradezu eine Dependenz der Seemacht, wofür Holland das beste Beispiel sei. Obwohl es nur ein kleines Land sei, bewohnt von einer Handvoll Leute, zwischen Wiesen und Gräben, und nichts außer Butter und Käse selbst hervorbringe, sei es doch durch maritime Tätigkeit reich und mächtig geworden. Wie viel mehr müsse Frankreich aufblühen, wenn es sich der Schifffahrt mit Energie hingeebe, da es alle Materialien zum Schiffsbau selbst erzeuge, an Wein und Getreide Überfluß habe und eine mächtige Exportindustrie in Tüchern, Leinen und Seide schaffen könne!

Diese Einsicht von der Notwendigkeit der Seeinteressen zu pflegen, führte den Kardinal sogleich zur Erkenntnis der Hauptgebrechen der bisherigen kolonialen Unternehmungen: des Mangels an Kapital und Sicherheit nach innen und außen. Um hier mit Nachdruck eingreifen zu können, ließ er sich zum Chef des Handels und Seewesens ernennen und viel größere Summen als bisher für den

Marineetat auswerfen; schleunigst wurden Kriegsschiffe gebaut, schlecht versorgte Häfen verbessert, Matrosenschulen errichtet, kurz binnen einem halben Menschenalter eine Marine geschaffen, die der spanischen das Gleichgewicht halten konnte. In der Kolonialpolitik ließ er sich durch Champlain und andere überzeugen, daß die bestehenden Gesellschaften ihren Pflichten nicht nachgekommen waren: er kassierte sie sämtlich und bildete eine neue Kompagnie für Neu-Frankreich (1628), die sich in Gestalt und Wesen von der früheren unterschied. Die früheren Gesellschaften hatten sämtlich aus wenigen Kaufleuten einer oder weniger Seestädte bestanden: die neue zählte nicht weniger als 107 Mitglieder, daher gewöhnlich die Hundertgesellschaft genannt. Nicht nur Geschäftsleute, auch Edelleute und Geistliche wurden zum Beitritt aufgefordert, den Direktoren wurden sogar zwölf Adelsbriefe für bürgerliche Mitglieder von besonderem Verdienste um die Gesellschaft zur Verfügung gestellt. Der König schenkte ihr zwei Kriegsschiffe und Waffen, Richelieu selbst trat ihr bei, und seinem Beispiele folgten gezwungen oder freiwillig viele vornehme Herren, so daß ihr Grundkapital größer als das einer Vorgängerin war. Binnen 15 Jahren sollte sie 4000 Ansiedler nach Neu-Frankreich hinüberführen und sie drei Jahre lang unterhalten. Kolonisation galt im Unterschied zu der früheren Praxis als Hauptaufgabe; der Kompagnie wurde Verlust ihrer Privilegien angedroht, wenn sie sie vernachlässige. Als Entschädigung fiel ihr Kanada und Akadien als freier Besitz zu; nur die Ernennung des Gouverneurs und der obersten Gerichtsbeamten behielt sich der König vor. An Handelsvorteilen gewährte die Regierung das Monopol des Pelzhandels mit Neufrankreich für ewige Zeiten, und den Vertrieb der anderen Waren auf 15 Jahre. Um Handwerker zur Auswanderung zu treiben, wurde bestimmt, daß jeder, der sechs Jahre lang sein Handwerk drüben geübt habe, als Meister heimkehren dürfe; alle drüben angefertigten Produkte sollten in den nächsten 15 Jahren zollfrei in Frankreich eingeführt werden dürfen. An Gegnern fehlte es dem so begünstigten Unternehmen so wenig wie den früheren, aber Richelieus Protektion und die Beteiligung der höchsten Kreise der Nation verurteilten sie zur Ohnmacht, und die Existenz einer einzigen Gesellschaft schloß von vornherein viele Reibungen aus. Vor allem kam ihr der Fortgang der zentralistischen Politik Richelieus zustatten. Die gefährlichste Gegnerin der früheren Kompagnie war stets die seetüchtige hugenottische

Einwohnerschaft von La Rochelle gewesen: sie wurde grade zur Zeit der Gründung unschädlich gemacht. Wie für die Festigung der französischen Monarchie und ihrer europäischen Machtstellung war die Unterwerfung der Reformierten auch für die Ausbildung einer nationalfranzösischen See- und Kolonialpolitik von hoher Bedeutung.

Es entspricht dem hohen religiösen Interesse des Zeitalters und der Praxis der meisten anderen Kolonialvölker, daß in den Instruktionen der Gesellschaft kirchliche Vorschriften nicht fehlen: alle französischen überseeischen Besitzungen sollten dem katholischen Glauben vorbehalten bleiben. Nicht selten, z. B. von Leroy Beaulieu, ist dies Begehren ungünstig beurteilt worden; Richelieu hätte vielmehr den Protestanten, denen in Frankreich das Leben sauer gemacht wurde, in Kanada und Akadien eine Zufluchtsstätte eröffnen sollen, wie ja die Engländer weite Strecken mit Dissidenten besiedelten. Gewiß wären sie gern dorthin gezogen, zumal ihnen das Gebiet durch Handels- und Fischereifahrten schon bekannt geworden war. Indessen diese Kritik verkennt, daß die Kolonialpolitik sich nach den Grundsätzen der Gesamtpolitik richten mußte, und daß diese den Ausschluß der Protestanten verlangte. Die öffentliche Meinung war damals eifrig katholisch und lehnte eine Begünstigung der Hugenotten ab, die Geistlichkeit gar, die sich mit großen Summen an den Gesellschaften beteiligte, und deren Glieder wichtige Beamtenposten in den Kolonien übernahmen, hätte sich nie zu dieser unentbehrlichen Unterstützung herbeigelassen, wenn sie damit die Ausbreitung der Ketzerei mittelbar hätte fördern sollen. Richelieu selbst dachte durchaus katholisch, in seinen Schriften bezeichnet er es wiederholt als Pflicht des Königs, für Ausbreitung des wahren Glaubens zu sorgen. In Frankreich mußte er aus politischen Gründen beschränkte Toleranz üben, in den Kolonien lag diese Notwendigkeit nicht vor. Hier sprachen sogar Rücksichten der auswärtigen Politik dagegen: da, wie sich bald zeigte, man überall mit den Engländern und Holländern zusammenstieß, so war zu befürchten, daß evangelische französische Ansiedler mit ihren auswärtigen Glaubensgenossen gemeinsame Sache machen könnten. Suchten sie doch auch zu Hause mit englischer Hilfe einen Staat im Staate zu bilden. Die Gegenüberstellung der englischen und französischen Verhältnisse ist vollends schief. Denn in England hatte der Staat an der Gründung der Kolonien viel weniger Anteil als in Frankreich, und überdies konnte man die Dissidenten ruhig wandern lassen, ohne schäd-

liche Folgen befürchten zu müssen: die Puritaner waren ja grim-mige Feinde des Katholizismus und hätten niemals eine englische Kolonie an eine katholische Macht verraten.

Aus den kirchlichen Anschauungen folgte, daß man hohen Wert auf die Heidenbekehrung legte. Schon in den Privilegien Heinrichs wird sie den Gesellschaften auferlegt, und später wird sie sogar als vornehmster Zweck der Kolonisation angesehen. Die Führer der Kolonisationsbewegung unter Richelieu, wie Champlain und Razilly, der in Akadien eine fruchtbare Arbeit entfaltete, berichten über ihre Bekehrungserfolge mit größerer Genugtuung als über ihre Ansiedlungen; das Publikum zeigte das größte Interesse, wie die große Zahl von Missionschriften, von denen viele mehrere Auf-lagen erlebten, bekundet. In der Teilnahme für die Wilden gin-gen manche Agitatoren der Mission so weit, daß sie den Neubekehr-ten das französische Bürgerrecht ohne Einschränkung zugestehen woll-ten. Offenbar war es unmöglich, bei diesem Streben nach Heiden-bekehrung zwei Bekenntnisse in den Kolonien zuzulassen. Ihre Kämpfe untereinander hätten dem Ansehen der Weißen bei den Indianern geschadet und den Glaubenshaß unter die neuen Christen getragen. Ein Versuch mit der konfessionellen Freiheit unter Hein-rich IV. war in der Tat übel ausgeschlagen und hatte mit Schlä-gereien unter den Geistlichen geendet.

Auch dieser mit so viel Umsicht und Mühe geschaffenen Gesell-schaft leuchtete kein günstiger Stern. Frankreich lag mit England wegen der Unterdrückung der Hugenotten im Kriege und während Richelieu ihre Privilegien ausstellte, wurden in Kanada sämtliche Besitzungen von den Engländern erobert und ihre ersten Schiffe, die nach Quebec bestimmt waren, weggenommen. Die Erfolge Frank-reichs in Europa zwangen allerdings die englische Regierung zur Herausgabe Kanadas und des früher gewonnenen Akadien (1632), aber die Mittel der Kompagnie hatten durch diese Unfälle so ge-litten, daß ihre Leistungen weit hinter den Forderungen des Pri- vilegs zurückblieben. Trotz aller Bemühungen des Gouverneurs Champlain (1636 †) befanden sich bei Richelieus Tode nur einige Hundert Ansiedler in der Kolonie, und diese Zahl war für einen ge-winnbringenden Handel zu gering, so daß die Kompagnie stets in großen Schwierigkeiten war. Aber die Kolonie selbst blieb bestehen und kam langsam vorwärts. Mochten die Kolonisten bei ihrer ge-ringen Anzahl auch noch mehrfach von den Indianern bedroht wer-

den, sie konnten sich doch halten und ihr Leben durch Ackerbau und Handel mit dem Mutterlande sichern. Die Grundlage zur weiteren Erschließung Kanadas war gelegt worden: ein großer Fortschritt gegen früher.

Ähnlich war die Entwicklung in Akadien. Da die Hundertgesellschaft ihre Mittel für die Ausnutzung auch dieses Gebiets zu schwach fand, trat sie es an andere Unternehmer ab, und diese vermochten ungefähr ebensoviel Kolonisten wie in Kanada anzusetzen. Große Schwierigkeiten waren dabei zu überwinden, namentlich gab es heftige Streitigkeiten unter den Kolonisten selbst, und die Pariser Regierung war nicht imstande, Ruhe zu stiften, da sie durch den Krieg mit Spanien (seit 1636) gezwungen wurde, ihre Seemacht in Europa zu konzentrieren. Viele Hemmungen folgten aus diesem Zustande, aber die Kolonie war doch stark genug, den französischen Charakter zu wahren, als sie in der Folgezeit abermals von den Engländern genommen und ein Jahrzehnt besetzt gehalten wurde.

Glänzender waren die Erfolge an einer dritten Stelle: in den Antillen. Wie schon erwähnt, hatten sich Franzosen stets an den Freibeuterzügen in das überseeische Spanien beteiligt, und es war nur natürlich, daß Richelieu hier etwas Dauerndes zu schaffen und mit großen Mitteln einzugreifen suchte. Auf sein Betreiben und unter seiner finanziellen Beteiligung bildete sich im Anschluß an eine erfolgreiche Flibustierfahrt nach St. Christoph eine Kompagnie zur Besitznahme der westindischen Inseln, so weit sie noch nicht von Europäern besetzt waren. Gegen die Verpflichtung, den zehnten Teil des Ertrags an den König abzugeben, erhielt sie für zwanzig Jahre das Vorrecht, alle Produkte und Schätze jener Eilande allein auszubeuten, den Tabak sogar zollfrei in Frankreich einzuführen. Sogleich nahm d'Esnambuc, dessen Erfolg den Anstoß zu der Gründung gegeben hatte, St. Christoph und Barbados in Besitz; hier stieß er mit Engländern, dort mit Spaniern zusammen, wußte sich aber gegen beide zu halten. Ein harter Rückschlag traf das Unternehmen nur einmal, als Spanien eine letzte Anstrengung machte, alle Eindringlinge wegzufegen: eine große Flotte überfiel die französischen und englischen Niederlassungen, zerstörte sie und trieb die Bewohner in die Wälder oder auf die See (1630). Da aber die Spanier, durch andere Aufgaben gefesselt, eine dauernde Beobachtungsflotte nicht zurücklassen konnten, so kamen nach ihrem Abzuge

die Flüchtlinge zurück und begannen ihr Werk von neuem. Als in den nächsten Jahren die französische Flotte erstarkte und Spanien vor neue europäische Aufgaben stellte, konnte die Madrider Regierung noch weniger als früher an die alleinige Behauptung des viel begehrten Gebietes denken. Sie mußte erst faktisch, bald auch formell, die Fremden in Mittelamerika dulden; die Hebung der französischen Seemacht hat also wesentlich dazu beigetragen, daß sich in Amerika ein geordneter Besitz- und Rechtszustand bilden konnte, was bisher bei den spanischen Präntensionen nicht möglich gewesen war.

Die Expansion beschränkte sich nicht auf die zuerst besetzten Inseln. Guadeloupe, Martinique, La Tortue und der Nordrand von San Domingo, wurden besetzt; die Ansiedlung machte rasche Fortschritte, namentlich als Richelieu die erste Gesellschaft, die sich den Aufgaben nicht gewachsen zeigte, aufgelöst und eine größere begründet hatte (1635). An 7000 Franzosen lebten bei Richelieus Tode (1642) bereits in diesen Besitzungen. Der Kardinal war von dem Erfolge so befriedigt, daß er der Kompagnie kurz vor seinem Tode das Privileg um zwanzig Jahre verlängerte und ihr zollfreie Einfuhr aller Waren aus den Inseln gewährte. Es ist ein gewaltiger Unterschied in den Anfängen des nordamerikanischen und mittelamerikanischen Kolonialreichs der Franzosen, aber er erklärt sich leicht aus den verschiedenen Bedingungen. Nach Mittelamerika lockte der Reiz der tropischen Natur und die Möglichkeit, abenteuerliche und gewinnbringende Kämpfe mit Spaniern und anderen Europäern zu bestehen; im Norden winkte harte eintönige Arbeit ums tägliche Brot wie in Europa, und in den Kämpfen mit den armen Indianern oder europäischen Seeräubern war nichts zu verdienen. Von den freiwillig Auswandernden haben daher gewiß die meisten die südlichen Länder gewählt, und ebendahin wurde eine beträchtliche erzwungene Auswanderung gelenkt. Die Kompagnien für die Antillen erhielten das Recht, Vagabunden, Bettler, Verbrecher und ähnliche Elemente aufzugreifen und in Amerika zur Arbeit anzuhalten; einige Jahre sollten sie dort umsonst oder gegen geringen Lohn dienen, bis sie durch ihre Arbeitsleistung die Transportkosten bestritten hätten; dann rückten sie als freie Arbeiter in besser bezahlte Stellungen ein und konnten nicht selten durch Fleiß und Sparsamkeit zu einem gewissen Wohlstand kommen. Ähnliche Versuche mit Deportierten hatten die Engländer ja schon in Virginien

gemacht, aber hier versuchte man es mit der Zwangsarbeit in größerem Maßstabe. Natürlich erforderte es große Mühe, diese häufig recht wenig arbeitswilligen Personen, die ja kaum anderes als weiße Sklaven waren, zu überwachen, aber im allgemeinen hat sich die Einrichtung bewährt: sie hat den Beginn des Plantagenbaus ermöglicht, der später durch schwarze Sklaven bedeutend erweitert worden ist. Da es solchen Plantagenbau in Kanada und Akadien nicht gab, der Ansiedler vielmehr Lust und Liebe für die Bearbeitung seiner unwirtlichen Scholle mitbringen mußte, konnte man solche Arbeitskräfte dort nicht verwenden.

Diese drei Ansiedlungen waren die wichtigsten kolonialen Gründungen Richelieus. Aber sie waren nicht die einzigen; überall, wo französische Seefahrer an herrenlosen Stellen Niederlassungen errichteten, konnten sie sicher sein, staatliche Unterstützung durch Privilegien zu finden. So setzten sich um dieselbe Zeit wie d'Esnambuc auf St. Christoph, Kaufleute aus Rouen an der Küste von Guyana fest und siedelten, nachdem sie die üblichen Vorrechte vom König erhalten hatten, einige Hundert Menschen an. Auf einer Insel in der Senegalmündung gründete auf Richelieus Betreiben eine Gesellschaft eine befestigte Faktorei (1626) und legte damit den Grund zu einer zukunftsreichen Kolonie, selbst zur Eroberung Madagaskars und zur Teilnahme am indischen Handel im großen Stil bildeten sich in den letzten Lebensjahren des Kardinals Kompagnien, die freilich ihren Protektor nicht lange überlebten.

Die innere Verwaltung der Kolonien war in ihren Grundzügen überall gleich. Die Kompagnie als Besitzerin verteilte Land nach Gutdünken durch Kauf, Verpachtung oder Verleihung unter andern Titeln an kapitalkräftige Unternehmer. Um wohlhabende Kolonisten anzulocken, hatte sie das Recht erhalten, Herzogtümer, Grafschaften und andere Lehen zu errichten, die allerdings der königlichen Bestätigung bedurften. Die grundherrlichen Rechte dieser kolonialen Feudalherren, die ihr Besitztum wieder an kleine Wirte austeilten, waren beschränkt; in Kanada z. B. bestanden sie gewöhnlich aus der Verpflichtung des Pächters eine geringe Abgabe an den Besitzer zu zahlen und auf seiner Mühle zu mahlen. Die Gerichtsbarkeit stand dem Grundherrn zwar auch zu, aber der Kosten wegen wurde sie gewöhnlich nicht ausgeübt, sondern dem königlichen Gouverneur überlassen. Dieser war der oberste und mit dem ihm zur Seite stehenden Intendanten anfangs die einzige regelmäßige Be-

hörde. Wie schon bemerkt, zog er zunächst die Geistlichen zu administrativen Befugnissen heran, und später trat ihm ein Rat aus Berufsbeamten und angesehenen Kolonisten zur Seite. Doch waren alle diese Dinge zu Richelieus Zeit noch wenig entwickelt und nirgends fest geregelt, ausgestaltet wurden sie erst unter Colbert und zwar den speziellen Verhältnissen entsprechend für die einzelnen Kolonien in verschiedener Weise.

## Siebentes Kapitel.

### Englands Aufsteigen unter Cromwell.

Ein gewaltiges Kapital von Menschen, Geld und Fleiß war um die Mitte des 17. Jahrhunderts in den Kolonien investiert worden. Teilnahme am überseeischen Besitz und Handel galt allgemein als unzertrennlich von wirtschaftlicher und politischer Größe, daher suchten auch Staaten von geringen maritimen Traditionen und schwacher finanzieller Leistungsfähigkeit an dem Reichtum der neuen Welten teilzunehmen. So bildete sich in Dänemark wenig später als in England und den Niederlanden eine ostindische Kompagnie (1612), die freilich immer nur eine weit bescheidenere Rolle als ihre westlichen Schwestern gespielt, aber doch über anderthalb Jahrhunderte bestanden und mit Hilfe einiger Faktoreien an der Koromandelküste und im Gangesgebiet zeitweilig guten Verdienst gehabt hat. Geraume Zeit später erwarb eine dänisch-westindische Gesellschaft die Inseln St. Thomé (1671) und Ste. Croix (1733); eine schwedische Kompagnie errichtete am Delaware eine Ansiedlung (1634) und eine andere suchte vergeblich in Ostindien Fuß zu fassen. Die nordischen Staaten, die in dieser Zeit die Stellung einer Großmacht erstrebten und zeitweilig erreichten, wollten hinter den Westmächten auch in dieser Hinsicht nicht zurückstehen. Ihrem Beispiele folgten bald Staaten von noch geringerer politischer und wirtschaftlicher Macht: das kleine Herzogtum Kurland suchte im 17. Jahrhundert wiederholt Besitzungen in Westindien und an der Elfenbeinküste zu erwerben, selbst der Inhaber eines ganz binnenländischen Zwergterritoriums, der Graf von Hanau, dachte an die Errichtung einer deutschen Kolonie in Brasilien (1669). Für die Geschichte der Kolonisation bedeuten diese Versuche sämtlich nichts, und für die Geschichte der unternehmenden Länder sind sie von geringem Werte, da sie bei der Schwäche des Mutterlandes und der Feindschaft der älteren Kolonialvölker sich nicht entwickeln konnten. Die schwedische Ansiedlung in Nordamerika, die von schwedi-

ſchen und finnischen Bauern bewohnt war, wurde ſchon nach zwanzig Jahren von den Niederländern weggenommen (1655). Daſſelbe gilt von den Niederlaſſungen, die Brandenburg ſpäter an der Goldküſte und auf der Inſel Arguin (ſüdlich Kap Blanco) errichtete (1681 und 1687). Es waren militäriſche Stützpunkte für den Handel nach beiden Indien, aber die Feindſchaft der Holländer und Franzoſen ſtand den brandenburgiſchen Kaufleuten von Anfang an im Wege, ſo daß der Verkauf an Holland (1717) den preußiſchen Staat von einer unfruchtbareren Bürde befreite. Noch ſchneller ſcheiterte der Verſuch Kaiſer Karls VI., in Oſtende, das ihm im ſpaniſchen Erbfolgekriege zugefallen war, eine oſtindiſche Handelsgesellſchaft zu errichten: der gemeinſame Widerſtand Hollands, Englands und Frankreichs erſtickte ihn im Keime (1731). So vorübergehend alle dieſe Anſätze ſcheinen, ſo gehören ſie doch wie noch manche andere Handelsgesellſchaft außerhalb der eigentlichen Kolonialländer zur Charakteriſtik der kolonialfreundlichen Zeit und ſollten hier deſhalb wenigſtens erwähnt werden.

Wiederholt haben wir ſchon bemerkt, daß der Anſpruch einer jeden europäiſchen Nation auf den alleinigen Beſitz des in Angriff genommenen Gebietes, ja auf den alleinigen Verkehr mit ihm, einen unaufhörlichen Krieg aller gegen alle mit ſich brachte. Man kann ſich daher den Zuſtand auf hoher See nicht barbariſch genug vorſtellen; die Schiffe fingen einander ab, eigneten ſich die Ladung des Beſiegten an und verkauften, was von der Mannſchaft am Leben blieb, auf den orientaliſchen Sklavenmärkten oder verſchleppten ſie nach den Plantagen und Bergwerken in den Kolonien. Selbſt Nationen, die in Europa im Frieden lebten, mißhandelten einander in dieſer Weiſe; jeder, der ſich dem Gebiet des andern näherte, galt eben als Feind, und bei der ungenügenden Entwicklung des Seerechts waren Gewalttaten leicht zu rechtfertigen und Reklamationen ſchwer anzubringen. Es entſprach dabei den europäiſchen Verhältniſſen und dem Urfprung der kolonialen Expanſion, daß alle ſpäter gekommenen Nationen in den Entdeckern die gemeinſamen Feinde ſahen; Franzoſen, Engländer und Niederländer hielten daher trotz ihrer eignen blutigen Zerwürfniſſe in der Regel zuſammen gegen die Spanier, die ja damals Oſt- und Weſtindien zuſammen beanspruchten. Ein Nachlaſſen in dieſem wilden Durcheinander begann erſt einzutreten, als ſich im zweiten Viertel des 17. Jahrhunderts die Interſſenſphären allmählich feſter ſchieden und zugleich die euro-

päischen Verhältnisse den meisten Mächten verboten, mit großen Streitmitteln im Kolonialgebiet aufzutreten.

Dieser Einfluß der europäischen Vorgänge zeigt sich in allen Kolonien, am deutlichsten in den englischen. Wir wissen bereits, daß die Einwirkungen des Mutterlandes auf die Kolonien im ersten Menschenalter ihres Bestehens infolge der Schwäche der stuartischen Regierung gering gewesen sind. Die Kolonien konnten sich nach Belieben verwalten und vor allem ihre wirtschaftlichen Beziehungen im großen und ganzen selbständig regeln. Wie wenig man gewohnt war, auf die Ansicht des Mutterlandes Rücksicht zu nehmen, beweist, um nur eins anzuführen, das Vorgehen der vier Puritanerkolonien Plymouth, Massachusetts, Connecticut und New-Haven. Sie schlossen aus eigener Machtvollkommenheit, ohne in England anzufragen, einen Bund gegen auswärtige Feinde (1643) und hielten anderen Kolonien den Beitritt dazu offen. Das Bündnis ist ein Vorläufer der späteren Unionsverfassung; es ließ den einzelnen Teilnehmern freie Hand nach innen und verlangte nur gemeinsame auswärtige Politik und Verteidigung bei Angriffen von außen. Hervorgerufen war die Vereinigung durch die Besorgnis vor den Indianern und den Niederländern in Neu-Amsterdam, aber sobald sie geschlossen war, scheuten sich die Neuengländer auch nicht, der Londoner Regierung schroff gegenüberzutreten. Als einige Kolonisten sich beim Parlament über die Behörden von Massachusetts beschwerten und dieses Neigung zeigte, einzugreifen und die Kolonialverfassung zu ändern (1646), wiesen Verwaltung und Volk von Massachusetts in großer Erregung diese Absicht zurück und proklamierten unbedingte Autonomie der Kolonie für ihre Angelegenheiten. Das Parlament, das damals noch im Kriege mit dem Könige lag, mußte diesen Standpunkt einstweilen gelten lassen. Ein Nachteil der Schwäche der heimischen Zentralgewalt war, daß keine unparteiische Autorität existierte, die unterdrückte Minoritäten in Schutz nahm — wir kennen ja die Rücksichtslosigkeit der Puritaner gegen Andersdenkende — und Streitigkeiten zwischen den Kolonien selbst schlichtete. Häufig gab es Schlägereien und selbst größere Fehden, wenn Ansiedler ein Stück Land besetzten, das Angehörige einer anderen Kolonie beanspruchten. Die Zänkereien hierüber hörten nicht auf und bilden ein unerfreuliches Kapitel in den amerikanischen Anfängen.

Hieraus folgt, daß auch wirtschaftlich die Kolonien fast selbst-

ständig waren. In den Beziehungen zwischen Mutterland und Kolonien kamen bis zum ersten Sturz der Stuarts (1649) von Nordamerika nur Virginien und von Westindien nur Barbados in Betracht, weil diese allein einen lebhaften Exporthandel mit Zucker, Tabak und Baumwolle betrieben. Virginien war in seiner ersten unbedeutenden Zeit im Handel nach England unbeschränkt; sobald sich aber der Tabakbau lohnte, erklärte der König den Handel mit dem neuen Produkt zum Kronmonopol, ferner sollte, um den Preis des Tabaks auf einer bestimmten Höhe zu halten, nur eine gewisse Menge in der Kolonie gebaut werden — ein Bestreben, das ja auch die Niederländer auf den Gewürzinseln mit viel größerer Gewalttätigkeit vertraten. Im übrigen sollte sich die Kolonie auf die Produktion von Teer, Seife, Salz, Holz und anderen Dingen legen, also Rohmaterial für die englische Industrie schaffen. Als Gegenkonzession für diese Einschränkung der Arbeitsfreiheit verbot König Karl, in England selbst Tabak zu bauen und anderen als den virginischen einzuführen. Der Wunsch, der kolonialen Produktion entgegenzukommen traf zusammen mit der Vorstellung, daß Tabak aus nördlichen Zonen gesundheitsschädlich sei, und der Absicht, Spanien durch Ausschluß seines Tabaks zu schädigen. Diese beiden Maßregeln sind in der Tat durchgeführt worden, die der Kolonie auferlegten dagegen nicht. Ungeachtet aller Vorschriften nahmen die Virginier stets neues Tabakland in Kultur und verhandelten einen großen Teil ihrer Ernte an Holländer, von denen sie auch ihre europäischen Waren einkauften, und in Barbados stand es ähnlich. Der holländische Handel, der ja dem englischen weit überlegen war, konnte bessere Angebote machen und niedrigere Transportpreise fordern. Die englische Regierung mußte auch diese Abweichung von dem allgemeinen Prinzip dulden (um 1640), und als die inneren Wirren ausbrachen, verdrängte die holländische Flagge die englische immer mehr aus den Häfen der südlichen Kolonien.

In anderer Weise gestaltete sich die wirtschaftliche Entwicklung der nördlichen Kolonien. Die Neuengländer hatten keine eigentlichen Kolonialprodukte auszuführen, denn den Ertrag ihrer Arbeit, Holz, Getreide, Fische, Häute, konnte man auch in Europa erhalten. Bei ihnen verkehrten daher viel weniger fremde Schiffe als in Virginien und Maryland, sie mußten sich die europäischen Artikel, deren sie bedurften, selbst holen und so entstand hier bald eine lebhafte Seeschifffahrt, wozu ja alle äußeren Bedingungen vorhanden

waren: vortreffliche Häfen, reiches Material zum Schiffbau, denn das Eisen, das man noch nicht selbst förderte, erhielt man leicht aus England. Die Seefischerei war die erste Stufe zur großen Schifffahrt wie in Holland; schon in den ersten Jahrzehnten nach der Gründung der Kolonien erschienen Neuengländer und Neuniederländer, die ja unter denselben Bedingungen lebten, an der virginischen Küste, um Tabak einzuhandeln; mitunter fuhren sie nach Europa, um Tabak, Holz und Fische abzusetzen, vor allem aber trieben sie wie ihre europäischen Genossen lebendigen Schmuggelhandel mit spanischen und anderen Kolonien.

An dem Bürgerkriege in England konnten die Kolonien natürlich keinen aktiven Anteil nehmen; nur ihrer Sympathie für die Parteien gaben sie Ausdruck. Die puritanischen Kolonien wünschten selbstverständlich dem Parlament den Sieg, hielten sich aber mit Vorbedacht von jeder offenen Parteinahme fern. Auch als ihre Gesinnungsgenossen siegten, blieben sie ihrer Reserve treu, obgleich sie gewiß von ihnen manche Vorteile hätten erlangen können. Aber, sagte der Gouverneur von Massachusetts, eine Kolonie, die sich unter den Schutz des Parlaments stelle, müsse auch seine Gesetzgebung anerkennen und damit ihre Freiheit mindern. Maryland und Virginien, in denen die Anhänger der Hochkirche überwogen, erklärten sich für den König; die schüchternen Versuche der Krone, die virginische Selbständigkeit zu untergraben, wurden über der Abneigung gegen die Puritaner vergessen. So entschieden antirepublikanisch dachten die Virginier, daß sie nach der Hinrichtung Karls I. seinen Sohn zum König proklamierten und einluden, bei ihnen eine Zuflucht zu suchen. Ähnliche Gesinnungen vertraten Barbados und einige kleinere mittelamerikanische Niederlassungen. Durch ihre Feindschaft gegen die neue Regierung in England ließen sie sich sogar bestimmen, den Holländern kommerzielle Vorteile vor dem Mutterlande einzuräumen, weil die Generalstaaten den Erben Karls Aufnahme gewährt hatten.

Es ist klar, daß dieser Zustand, der allen Anschauungen im Mutterlande diametral widersprach, nicht unangefochten bleiben konnte. Sobald der Bürgerkrieg durch Cromwells Siege beendet und eine feste Zentralgewalt hergestellt war, kehrte sie zu der alten Praxis, zum Schutz der nationalen Schifffahrt, zurück und trat der wirtschaftlichen Freiheit der Kolonien in den Weg. Zunächst wurde den englischen Untertanen verboten, mit den royalistisch gesinnten Kolonien

in Verbindung zu treten, um sie zur Unterwerfung zu zwingen (1650), und ein Jahr darauf wurden durch die „Navigationsakte“ die alten fremdenfeindlichen Handelsbeschränkungen wieder eingeschränkt und erweitert: europäische Waren sollten nach England nur auf Fahrzeugen ihres Ursprungslandes oder auf englischen, d. h. in England gebauten und zu drei Vierteln mit englischer Besatzung versehenen Schiffen gebracht werden; außereuropäische, also koloniale Waren, allein auf englischen. Das Gesetz richtete seine Spitze gegen die fremden Flaggen in englischen Häfen, nicht gegen die Kolonien, denn die Kolonisten galten als englische Bürger und hatten somit an dem neuen Schutze teil, soweit sie Seefahrt trieben. Infolgedessen haben sich die Neuengländer nicht durch das Gesetz bedrückt gefühlt, wohl aber die Virginier, deren beste Kunden, die Holländer, verschwinden sollten. Indessen blieben die Proteste wirkungslos, alle ungehorsamen Kolonien mußten sich vielmehr angesichts der drohenden Maßregeln des Mutterlandes zur Anerkennung der Republik und aller Neuerungen bequemen, wofür ihnen ihre hergebrachte Autonomie bestätigt wurde (1652). Weniger geduldig nahm Holland die Bekämpfung seines lukrativen Zwischenhandels in Europa und Amerika hin, und da noch andere Differenzen zwischen den beiden Mächten bestanden — der ungeschlichtete Streit über die Gewalttat von Amboina, gegenseitige Kapereien, der Anspruch England, auf den seine Inseln umgebenden Meeren als erste Macht mit bestimmten Privilegien anerkannt zu werden — so kam es darüber zum Kriege. Viel stand dabei für Englands maritime Interessen — abgesehen von den europäischen — auf dem Spiele: ein Sieg Hollands sicherte seinen Zwischenhandel und erschwerte die Hebung der englischen Schiffahrt; vielleicht hätten sich gar die stuartisch gesinnten Kolonien mit niederländischer Hilfe vom Mutterlande losgerissen; der Zusammenhang mit allen Kolonien wäre gelockert und eine weitere Expansion fast unmöglich geworden. Der Gegner war in mancher Beziehung überlegen: Holland hatte mehr Schiffe und Seemannschaften, geübtere Admirale, größere Geldmittel. Aber in allem, was sich nicht messen und wägen ließ, war England der stärkere Teil. Wir kennen bereits den Charakter der niederländischen Staatsgewalt und der von den Handelskompagnien abhängigen Seemacht mit ihrer lockeren Organisation und mangelhaften Disziplin. Zudem war die Kampflust der Regierung wie der Bevölkerung gering. Beide fühlten nicht mehr den jugendlichen Trieb, den Besitz zu vergrößern, ja nicht einmal eine

Großmachtpolitik mit allen ihren Konsequenzen zu verfolgen, sondern sie hegten vor allem das Verlangen, das durch die Anstrengungen eines Jahrhunderts Erworbene zu genießen und den heimischen Reichtum durch Handel und sonstige friedliche Beschäftigungen zu vermehren. Friede mit aller Welt, weil der niederländische Handel überall verkehrt, war der oberste Wunsch der Generalstaaten.

Dieser materielle, kaufmännische Standpunkt blieb nicht ohne Wirkung auf die Streitmacht, deren charakteristische Mängel seit dem Frieden mit Spanien (1648) zugenommen hatten, da die Generalstaaten eine stete Fürsorge für unnötig hielten. Die Engländer dagegen brannten vor Begierde, aus der bescheidenen Rolle, zu der sie ihre Uneinigkeit im letzten Menschenalter verurteilt hatte, herauszukommen und ein ihren Traditionen entsprechendes Ansehen zu gewinnen; das neu begründete strenge Militärregiment Cromwells faßte die nationale Kraft in ungleich höherem Grade als die niederländische Regierung zu Angriff und Verteidigung zusammen; die Flotte wurde einer eisernen Disziplin unterworfen und die Schiffe mit großen Opfern in Größe und Qualität besser als die holländischen ausgerüstet. Vermöge der stärkeren Anspannung der inneren und äußeren Kräfte konnten die Engländer den maritimen Vorsprung, den die Holländer vor ihnen hatten, einholen, ja ihre Widersacher übertreffen. Der zweijährige Krieg (1652—54) endete mit dem vollen Siege Englands. Holland mußte selbstverständlich die Navigationsakte anerkennen und damit auf die Niederhaltung des englischen Handels durch seine freie überlegene Konkurrenz verzichten; es mußte das Unrecht von Amboina durch eine Entschädigung sühnen und die Insel St. Helena abtreten. Überdies verlor es, wie wir schon wissen, im Zusammenhang mit diesem Kriege seine brasilianischen Provinzen.

Die Resultate des Krieges sind auf den ersten Blick wenig in die Augen fallend. Da der brasilische Besitz Hollands bereits schwankte und sein Verlust nur eine indirekte Folge des Krieges ist, so hat er tiefgreifende Umwälzungen des kolonialen Besitzstandes nicht hervorgerufen, insbesondere die Holländer in der Beherrschung des ostindischen Handels ungestört gelassen. Trotzdem ist er von großer Bedeutung für die allgemeine wie die Kolonisationsgeschichte. Denn nicht nur hat England die oben skizzierten Gefahren glänzend abgewehrt, es hat sich vor allem den Platz als erste Seemacht erstritten; der Gedanke, zur Seeherrschaft bestimmt zu sein, der immer in der

englischen Nation gelebt hatte, aber vorübergehend zurückgedrängt war, war jetzt Gemeingut geworden, und damit war eine Verstärkung der kolonialen Tendenzen von selbst gegeben. In Holland dagegen hat der Ausgang des Krieges die schon bestehende zur Beschränkung neigende Richtung, die Abneigung gegen neue Erwerbungen und neue Wagnisse verstärkt. Seit dieser Zeit scheidet daher Holland allmählich aus der Reihe der großen Mächte, insbesondere der führenden Kolonialmächte, aus. Sein Reichthum und sein Handel gingen damit nicht etwa zurück. Es behielt nach wie vor außer dem indischen Handel den auf der Ostsee und im Mittelmeer und seine Speditionstätigkeit in vielen europäischen Häfen; seine Schiffszahl war noch lange größer als die englische, und ebenso war in den niederländischen Städten das stärkste Kapital konzentriert. Die niederländische Republik wurde der große internationale Geldmarkt für die anderen Staaten; ihre flüssigen Mittel wurden fortan weit mehr in europäischen als in überseeischen Unternehmungen engagiert.

Nach Holland mußte Spanien, der alte Gegner Englands, die Macht des neuen England schmerzlich empfinden. Koloniale, wirtschaftliche und religiöse Fragen gaben den Anlaß zum Kriege. Noch hatten die Spanier die fremden Ansiedlungen im Antillengebiet nicht anerkannt und beunruhigten sie wiederholt; der aufstrebende englische Handel verlangte Zulassung zu allen spanischen Kolonien, endlich freie Religionsübung seiner Agenten in Spanien: Dinge, die mit dem herrschenden System unvereinbar waren. Ebenso gut könne man die beiden Augen seines Herrn verlangen, sagte der spanische Gesandte. Als die Verhandlungen sich zerschlugen, ließ Cromwell kurz entschlossen ohne Kriegserklärung Jamaica wegnehmen und San Domingo bestürmen (1654). In dem dann ausbrechenden Kriege wurden mehrere spanische Flotten vernichtet, Portugal, das mit Spanien noch um seine Freiheit rang, offen unterstützt und zur Zulassung des englischen Handels in seinen ostindischen Besitzungen bewogen. Ostindien, das lange vernachlässigte, wird wieder mehr das Ziel der englischen Expansion, wie schon die Erwerbung St. Helenas, einer wichtigen Etappe auf dem Wege nach Osten, angezeigt hatte. Politisch und wirtschaftlich gekräftigt konnte somit Cromwell England nach Überwindung großer innerer und äußerer Krisen bei seinem Tode hinterlassen (1658).

## Achtes Kapitel.

### Das englische und französische Kolonialreich seit Cromwell und Richelieu.

Durch den abermaligen Wechsel der Regierung nach Cromwells Tode und der Restauration der Stuarts (1660), wurde die englische Kolonialpolitik nicht von dem Wege abgelenkt, auf den Cromwell sie geführt hatte. Die beiden stuartischen Könige waren mit der Nation von der Überzeugung durchdrungen, daß England die erste See- und Kolonialmacht werden müsse: die Erwerbung von Bombay und Tanager, die Karl II. sich von Portugal zum Dank für die Unterstützung gegen Spanien abtreten ließ (1661), bezeichnet diese Gesinnung. Mit der einen wollte er einen schwachen Punkt in der weltumspannenden englischen Expansion verstärken, mit der andern eine wichtige Handelsstraße in britische Gewalt bringen. Derselben Politik diente ein neuer Krieg mit Holland (1664/67), der der Rivalität in beiden Indien entsprang. Er brachte den Engländern Neu-Amsterdam ein (1664), das nun zu Ehren seines Eroberers, des Herzogs von York, den Namen Neuyork empfing, eine treffliche Abrundung der nordamerikanischen Kolonien und einen schnell aufblühenden Handelsplatz. Allerdings stand dieser Eroberung der Verlust der letzten Molukkenstation und Surinams in Westindien an Holland gegenüber, aber der Gewinn im Norden überwog die Einbuße im Süden.

Nach wie vor richtete sich die überseeische Tätigkeit zumeist auf den nordamerikanischen Kontinent, wo sich die Einwohnerschaft der einzelnen Kolonien wie das Gesamtterritorium des englischen Besitzes beständig vergrößerte. Die wichtigsten Neubesiedlungen in der Stuartzeit waren die Gründungen von Karolina und Pennsylvania, beides Eigentümerkolonien. Karolina, das Land südlich Virginien bis Florida hin, wo zum Teil schon sich Virginier niedergelassen hatten, wurde vom König einer Gruppe von Günstlingen nach dem Muster von Maryland verliehen (1663), aber die Entwicklung

war weit weniger günstig als dort. Eine mit John Lockes Hilfe entworfene Verfassung sollte eine ständisch gegliederte Gesellschaft schaffen und der grundbesitzenden Aristokratie die Herrschaft sichern; das Land wurde als Pfalzgrafschaft bezeichnet, in Baronien eingeteilt, Rechte und Pflichten der Bevölkerungsklassen genau abgegrenzt. Sofort erhob sich bei den Pflanzern lebendiger Widerspruch, der Gedanke der politischen Gleichheit und Autonomie war eben vom kolonialen Leben unzertrennlich. Der Entwurf konnte daher nie ausgeführt werden, und die Eigentümer mußten sich nach langen Widerwärtigkeiten zur Anerkennung einer Verfassung nach virginischem Muster entschließen (1693). Auch dann freilich wurde das Verhältnis zwischen Kolonisten und Landesherren nicht ersprießlich. Die Besitzer hatten am Gedeihen der Kolonie kein Interesse, ihnen lag daran, durch Landverkäufe und Steuern ihren Beutel zu füllen; die Kolonisten umgingen ihre Anordnungen stets, so daß beständige Streitigkeiten die Folge waren, bis endlich die Herren ihr Recht an die Krone abtraten (1729).

Weit erfreulicher lagen die Verhältnisse in Pennsylvanien, einer Gründung des Quäkerführers William Penn. Abermals übte die große Frage der letzten 150 Jahre, der Kampf um den Glauben, ihre befruchtende Wirkung aus. Um seinen in England und den Kolonien verfolgten Gesinnungsgenossen und für alle religiösen Flüchtlinge überhaupt ein Heim zu schaffen, ließ sich Penn mit einem Stück Land auf neuniederländischem Boden, jenseits des Delaware, belehnen (1681). Die Bedingungen waren dieselben wie in Maryland; nur die Rechte des Mutterlandes waren entsprechend dem Zug der Zeit stärker bemessen: der König behielt sich das Veto gegen die Beschlüsse der Kolonialversammlung und das Parlament ein Recht der Steuer- und Zollerhebung vor. Wie Baltimore war auch Penn ein freigebiger Förderer seiner Pflanzung. Er verkaufte das Land überaus billig an die Einwanderer und verhinderte die Land Spekulation, dadurch, daß er sich allein das Recht neues Land von den Indianern zu erwerben, vorbehielt. Trotz der Uneigennützigkeit des Stifters blieben aber Streitigkeiten nicht aus; namentlich nach dem Tode Williams, als das patriarchale Band zwischen dem Eigentümer und den Ansiedlern gelockert war, wurde es schwierig, die Rechte seiner Erben abzugrenzen. Aus denselben Gründen wie Maryland blühte die neue Kolonie schnell auf; außer den Einwanderern aus der Heimat und den Kolonien kamen Mennoniten

aus Deutschland und Hugenotten aus Frankreich; der Hauptort Philadelphia wurde bald eine der größten Städte in Amerika.

Ebenfalls einer humanitären Absicht entsprang ein halbes Jahrhundert später die letzte englische Kolonie auf dem Boden der heutigen Union, Georgien (1732). Ein englischer Edelmann, James Oglethorpe, suchte südlich des Savannah Mühselige und Beladene, verfolgte Protestanten, Sträflinge und ähnliche Elemente, anzusiedeln. Er brachte zu dem Zweck eine Kompagnie zustande, die nicht mit Unterstützung sparte, und die öffentliche Wohltätigkeit wie das Parlament steuerten ebenfalls bei. Das Ganze war gedacht nicht als Spekulation, sondern als Wohlfahrtsunternehmen großen Stils; die Gesellschaft erhielt vom König das Land nicht als Eigentum überwiesen, sondern nur seine Verwaltung „zum Besten der Armen“, wie es hieß. Um eine uneigennützigte Verwaltung zu garantieren, sollte die Gesellschaft sie ohne Mitwirkung der Kolonisten, die ja voraussichtlich zum Teil minderwertige Existenzen waren, führen, und um die Einwanderer an eigne Arbeit zu gewöhnen, wurde die Einfuhr von Negerklaven verboten. Den Menschenfreunden standen schwere Enttäuschungen bevor. Die Sträflinge, denen man ein neues Leben ermöglichen wollte, waren meist nicht gewillt oder fähig, ein geregeltes und arbeitsames Kolonistenleben zu führen, erst als aus Deutschland vertriebene Salzburger Protestanten und ähnliche Einwanderer kamen, konnte wirtschaftlich etwas geleistet werden. Aber diese moralisch hochstehenden Elemente konnten die Vormundschaft der Gesellschaft nicht ertragen; ihr Unabhängigkeits- und Erwerbssinn forderten Mitbestimmung der kolonialen Angelegenheiten, insbesondere Gestattung von Negerklaven, ohne die man Tabak und andere Plantagenprodukte nicht schaffen konnte. Es blieb der Gesellschaft angesichts der andauernden Schwierigkeiten nichts übrig, als ihre Aufgabe in die Hände des Königs zurückzulegen, womit Georgien eine Kronkolonie wie seine Nachbarn wurde (1754).

\* \* \*

Wie schon bemerkt, lag es in den Anschauungen der Zeit, daß die Forderungen des Mutterlandes an die Kolonien strenger durchgeführt werden sollten. Den englischen Verhältnissen entsprach es, daß die Regierung zunächst denjenigen maritimen Zweig der Tätigkeit mit Hilfe der Kolonien emporzubringen strebte, auf dem die Sicherheit und Größe Englands vornehmlich beruhte: die Schifffahrt.

Sogleich nach seiner Thronbesteigung wiederholte und verschärfte Karl II. die Navigationsakte Cromwells (1660): die Aus- und Einfuhr der Kolonien sollte allein durch englische Schiffe vermittelt und fremden Handelsagenten der Zutritt zu den Kolonien verwehrt werden. Dieser Ausschluß der fremden Unternehmer vom Verkehr innerhalb des großbritischen Reiches kam einseitig den Reedern zu-  
statten; streng durchgeführt hätte er den Händler und den Konsumenten von Kolonialwaren in England belastet, da er ja den Transport durch Fernhaltung der billigeren holländischen Spediteure verteuerte. Um auch diesen Kreisen entgegenzukommen, wurde die Produktion und Konsumtion der Kolonien schlecht hin in den Dienst der heimischen Wirtschaft gestellt. Diejenigen Artikel unter den Kolonialwaren, die von besonderer Wichtigkeit waren — Tabak, Zucker, Ingwer, Baumwolle, Indigo und andere Färbemittel — durften nach demselben Gesetz allein nach England ausgeführt werden, so daß das Mutterland der Stapelplatz für diese Produkte wurde. Der englische Verbraucher konnte seitdem stets auf genügendes Angebot rechnen; was man nicht selbst verbrauchte, konnte nach anderen Ländern ausgeführt werden, so daß Reeder, Konsumenten und Händler ihre Rechnung fanden. Aber damit noch nicht genug. Wenn man den Käufer der Kolonialwaren begünstigte, so war es nur ein selbstverständlicher Schritt, auch dem Lieferanten der Kolonien ein Privilegium zu gewähren. Daher befahl ein neues Gesetz (1663), daß alle europäischen Waren, deren die Kolonien bedurften, allein aus den Häfen von England und Wales sowie von Berwick und Tweed eingeführt werden dürften. Bisher hatten englische Schiffe, die natürlich auch jetzt allein zugelassen blieben, holländische oder deutsche Waren direkt von Amsterdam oder Hamburg nach Virginien oder Neuengland befördert und damit den englischen Firmen manches Geschäft entzogen; jetzt mußten sie in solchen Fällen erst den Umweg über die Heimat nehmen. Die Verteuerung des Transports, die hieraus folgte, verringerte die Konkurrenzfähigkeit der fremden Waren erheblich. Nur wenige Waren, wie Salz aus Europa und Wein aus Madeira waren von dieser Beschränkung befreit.

Diese Bestimmungen belasteten die Kolonien, wie sofort ersichtlich ist, in doppelter Weise: sie verminderten wie schon Cromwells Gesetz einerseits die Zahl der Käufer der Kolonialwaren andererseits das Angebot in europäischen Artikeln; was die Kolonisten hervorbrachten, sank, was sie brauchten, stieg im Preise. Wiederum waren

die südlichen Kolonien die Leidtragenden, denn auf deren Produkte bezogen sich die Einschränkungen im Handel allein; was der Norden produzierte, Fische, Fleisch, Getreide, Holz und dergl. hatte man in England selbst, oder konnte es unter günstigen Bedingungen in Europa einhandeln. Man fürchtete daher nicht, an diesen Dingen jemals Mangel leiden zu müssen, wenn auch die koloniale Produktion nicht ausschließlich nach England geleitet wurde. Den Neuengländern kam infolgedessen der Ausschluß der Holländer wiederum zustatten; ihre Schiffszahl vermehrte sich, und bald haben sie nicht nur südliche Produkte verfrachtet, sondern auch eigne Erzeugnisse, wie Weizen und Holz nach Europa exportiert.

Die Liste der Kolonialwaren, deren Handel in dieser Weise beschränkt wurde — der sogenannten „aufgezählten Artikel“ — blieb nicht konstant, sondern änderte sich getreu dem ganzen System, mit der Produktion der Kolonien und den Bedürfnissen des Mutterlandes. So wurde später, als der Reiskbau in Karolina eingeführt wurde und amerikanischer Reis sich bald einen wichtigen Platz auf dem südeuropäischen Markt eroberte, auch dies Genußmittel auf die Liste gesetzt und so seine Ausfuhr allein nach England angeordnet (1705); als der Schiffsbau große Fortschritte machte und das heimische Rohmaterial nicht mehr ausreichte, mußten sich auch die nördlichen Kolonien Beschränkungen gefallen lassen: Masten, Teer, Pech, Hanf, Kupfer, kamen auf die Liste, wenig später auch Pelzwerk, um der heimischen Kleiderindustrie eine Unterstützung zu gewähren. Der Gedanke des Schutzes der heimischen Wirtschaftszweige geht durch alle Bestimmungen hindurch, die die Beziehungen zwischen Mutterland und Kolonien regeln. So wurde die Einfuhr amerikanischen Getreides und aller der Artikel, von denen man eine Konkurrenz der heimischen Produktion fürchtete, mit hohen Zöllen belastet. Allerdings stehen diesen Maßregeln solche zugunsten der Kolonien gegenüber, z. B. wurden in der Regel die Produkte aus den englischen Kolonien meist niedriger verzollt als die aus den andern. Aber hier ist, wie man bei näherem Zusehen erkennt, stets das mutterländische Interesse maßgebend. Wenn z. B. das Verbot des Tabakbaues in England aufrecht erhalten, der fremde Tabak mit hohen Zöllen belegt und damit vom englischen Markt faktisch ferngehalten wurde, so hatte dies Vorgehen, wie schon früher angedeutet, seinen Grund nicht in einem besonderen Wohlwollen für die Kolonie, sondern es sprach in dieser Zeit auch da vornehmlich der Wunsch mit,

durch Ermutigung des kolonialen Tabakbaues der nationalen Schifffahrt zu dienen, der das Transportmonopol stets eine Quelle reichen Gewinnes war. Die Hälfte des gesamten Kolonialexports bestand nach mehreren Schätzungen im Anfang des 18. Jahrhunderts in Tabak. Und der englische Konsument und Händler litt ebenfalls nicht unter dem Ausschluß des spanischen Tabaks. Denn die Gewißheit, in England einen guten Markt zu finden, veranlaßte viele Kapitalisten, den Tabakbau in den südlichen Kolonien des Festlandes wie auf den westindischen Inseln zu pflegen, so daß die Produktion gewaltig zunahm und etwa zwei Drittel des kolonialen Tabaks von England wieder ausgeführt werden konnten. Von denselben Gesichtspunkten aus wurde auch der Zucker von Jamaica, Barbados und den anderen englischen Inseln durch hohe Zölle auf den spanischen und französischen geschützt, ebenso der Kaffee, der im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts in Jamaica angepflanzt wurde. Dabei sprachen auch merkantilistische Erwägungen mit; den Kaffee aus Jamaica bezahlte man mit Fabrikaten, den orientalischen dagegen, den man bisher bezogen hatte, mit Bargeld: jener verbesserte, dieser verschlechterte die Handelsbilanz.

Es ist verständlich, daß diese Gesetzgebung große Unzufriedenheit in den Kolonien hervorrief.

Die agrarischen, wie Virginien und Maryland, wurden durch den Abbruch der gewohnten holländischen Beziehungen schwer getroffen, den Schifffahrttreibenden war das Verbot, direkt mit dem Auslande zu handeln, lästig, und allen war prinzipiell die Einwirkung der mutterländischen Regierung auf ihre Angelegenheiten widerwärtig. Massachusetts, wie stets die Führerin der Opposition, erklärte offen, daß die Beschlüsse des englischen Parlaments in den Kolonien ungültig seien, so lange die Kolonisten nicht darin vertreten seien. Um diesen Standpunkt zu wahren, hat die Kolonialversammlung die Navigationsgesetze, gegen die man doch ernstlich nicht auftreten konnte, noch einmal ausdrücklich genehmigt, ehe sie von den lokalen Behörden verkündet wurden. Es blieb nicht bloß bei papiernem Widerstande; in Virginien kam es zu Aufständen, die allerdings unschwer gebändigt wurden, und überall suchte man die Gesetze zu umgehen. Heimlich nahm man ausländische Schiffe und Agenten in die Häfen auf oder man übergab fremden Schiffen auf hoher See Tabak- und Zuckerladungen und bezog von ihnen dafür Leinen, Tuche und was man sonst brauchte. Die englische Regierung be-

kämpfte diesen Schmuggel durch Küstenbewachung und Seepolizei, was große Kosten verursachte und durch die Bestrafung der ergriffenen Schleichhändler abermals Verbitterung hervorrief. Zahlreiche andere Vorkommnisse wirkten in demselben Sinne. Die beiden Stuarts hatten häufig Konflikte mit der kolonialen Autonomie, insbesondere mit den demokratischen Neuenglandprovinzen. Teils rührten sie her aus dem Bestreben der Könige, die Unduldsamkeit der Puritaner gegen Anglikaner und Andersgläubige überhaupt zu bekämpfen, teils aus dem Wunsche, die Kolonialverfassungen zu ändern und die Kolonien zu bürokratisch regierten Kronkolonien zu machen. In der Regel haben die Kolonien diese Angriffe abgewehrt und ihre Freibriefe behauptet, aber man versteht, daß die Kolonien nach den Ereignissen des letzten Menschenalters den zweiten Sturz der Stuarts (1688) mit großer Freude begrüßten.

Wenn die Kolonisten gehofft hatten, daß das neue Regime in England neue wirtschaftliche und politische Wege gehen werde, so wurden sie bald grausam enttäuscht. Denn im Parlament, das jetzt die Souveränität an sich gerissen hatte, führten das Wort die Vertreter der Geburts- und Geldaristokratie, die an der überseeischen Politik in der bisherigen Richtung in hohem Grade interessiert waren. Der neue König Wilhelm III. teilte hierin die Anschauungen des Parlaments durchaus. Die Tendenz, die Kolonie in scharfer Unterordnung zu halten, kam einige Jahre nach dem Regierungswechsel zum Ausdruck in der Errichtung einer besonderen Zentralbehörde für das Kolonialwesen, des Handels- und Kolonialamts, die bisher gefehlt hatte (1696), sowie in der Ausdehnung der königlichen Rechte. Die von den Stuarts aufgehobenen Kolonialverfassungen wurden zwar wiederhergestellt, aber dem König das Recht, die Gouverneure zu ernennen, beigelegt, das er in einigen Freibriefskolonien nicht besessen hatte, sodann wurde eine Appellation an das höchste englische Gericht als letzte Instanz eingeführt, und endlich mußten die puritanischen Kolonien ihre religiöse Abgeschlossenheit aufgeben und andere Protestanten zulassen. Vor allem aber zog das Parlament wirtschaftlich die Zügel schärfer an, und wenn bisher die Sorge für die Schifffahrt vorgeherrscht hatte, so verlangten jetzt die Industriellen besondere Pflege ihrer Interessen in den Kolonien. Zweierlei begehrten sie: billige Rohstoffe aus den Kolonien und Sicherung des kolonialen Marktes für ihre Fabrikate. Der Beschaffung der Rohstoffe diente ja schon die „Aufzählung“ jener Artikel, aber

das genügte nicht, man mußte auch für ihre Produktion in den Kolonien sorgen. Zu dem Zweck wurden Prämien auf die Einfuhr von Schiffsbaumaterial aus Nordamerika gesetzt, die Gouverneure erhielten den Auftrag, die besten Bäume für die königliche Marine zu reservieren und die Zerstörung der Wälder zu verhindern. Ebenso wurde die Förderung und die Einfuhr von Roheisen durch Prämien ermutigt und der Anbau des Indigo in Karolina gefördert. Einschneidender waren die Maßregeln zur Sicherung des Absatzes in den Kolonien, die weit über die Bestimmungen von 1660 hinausgingen und auf Vernichtung jeder kolonialen Industrie abzielten. In den südlichen Kolonien hatte man freilich keine Konkurrenz für die heimischen Gewerbe zu fürchten. Hier absorbierte der Plantagenbau alle Kräfte derartig, daß man selbst die primitivsten Gegenstände aus England bezog. Selbst das Holz, das man zum Hausbau in Virginien brauchte, wurde erst nach England geschickt, um dort verarbeitet zu werden. Und die Sorge des Mutterlandes für die agrarische Produktion hatte stets den Hintergedanken, diesen Zustand zu erhalten; so entsprang die Pflege des Indigobaus in Karolina zum Teil dem Wunsche, die Pflanzler an der Begründung einer Wollindustrie zu hindern. In den nördlichen Kolonien dagegen bildeten sich grade unter der Herrschaft der Navigationsgesetze gewisse gewerbliche Anfänge heraus. Die ursprünglichen Erwerbsquellen waren selbstverständlich Landwirtschaft und Fischfang gewesen, aber sobald man darin über den eignen Bedarf hinaus erzeugte, gab es Absatzschwierigkeiten, weil das Mutterland sich ja gegen derartige Artikel durch hohe Zölle verschloß, und der Handel mit anderen Ländern durch das Verbot, dort Rückfracht zu nehmen, erschwert war. Infolgedessen suchte die Betriebsamkeit der Neuengländer nach anderen Erwerbszweigen und fand sie wie früher schon bemerkt im Schiffbau und bald auch in der Textilindustrie, da man Überfluß an Wolle hatte. Hier stieß man zuerst auf den Widerstand des Mutterlandes. Die englische Wollindustrie hatte von jeher einen wesentlichen Bestandteil der Nationalwirtschaft gebildet; an ihrer Blüte waren Schafzüchter, Industrielle und Händler in gleicher Weise interessiert. Es ist verständlich, daß diese Kreise die von ihnen abhängige Staatsgewalt bestimmten, den kolonialen Markt ihnen mit Gewalt zu erhalten: ein Gesetz verbot die Ausfuhr kolonialer Wollfabrikate von einem Platz zum andern und von einer Kolonie in die andere, so daß die koloniale Industrie nur auf den engsten lokalen Absatz

angewiesen war (1699). Diese harte Repressivmaßregel warf in der Tat die junge amerikanische Industrie zu Boden. Nach den Berichten der Gouverneure gab es nur ein geringes Wollgewerbe als Nebenbeschäftigung im Winter für landwirtschaftliche Arbeiter, die grobe Zeuge für den eignen Gebrauch anfertigten. Die Ausfuhr englischer Wollwaren nach Amerika ist daher im 18. Jahrhundert stets von großer Bedeutung gewesen.

Mit noch schärferen Mitteln ging man der Hutfabrikation zu Leibe. Die Ausfuhr von Hüten aus den Kolonien wurde untersagt, und um auch eine lokale Industrie nicht aufkommen zu lassen, wurde bestimmt, daß niemand das Gewerbe als Meister ausüben dürfe, der nicht eine siebenjährige Lehrzeit hinter sich habe, und daß niemand mehr als zwei Lehrlinge halten dürfe (1737). Auch hier erreichte man in der Hauptsache den Zweck. Weniger gewalttätig ging man gegen die Eisenindustrie vor. Lange Zeit begnügte man sich durch die Importprämien nach England den Amerikanern das Roheisen zu entziehen, erst im Jahre 1750 wurde die Errichtung von Stahlhämmern und Spaltwerken verboten. Seitdem stieg in der Tat die Einfuhr des Roheisens in England bedeutend, und eine große Eisenindustrie hat sich in der kolonialen Zeit nicht gebildet.

Welche gewaltige Wirkung die Kolonialpolitik auf das Mutterland geübt hat, lehrt ein Blick auf die englische Geschichte. Unter der Herrschaft der Navigationsgesetze ist England die erste kommerzielle und politische Macht geworden. Seit Anfang des 18. Jahrhunderts hat es die größte Handelsflotte der Welt; 1688 schätzte man die englischen Schiffe, die in den britischen Häfen verkehrten, auf etwa 190 000 Tonnen, dazu kamen an ausländischen etwa die Hälfte, nach dreißig Jahren betrug die englische Tonnenzahl über 300 000, die der fremden weniger als 30 000. Der Außenhandel hatte sich in derselben Zeit fast verdoppelt (von  $7\frac{1}{2}$  Millionen Pfund auf etwa 14 Millionen), und die Zolleinnahmen waren von 780 000 Pfund auf 1 300 000 Pfund gestiegen. Der innere Verkehr hatte mit dem äußeren Schritt gehalten, wie die auf das Vierfache gewachsenen Erträge der Post beweisen. Und die Bevölkerung endlich hatte trotz der starken Auswanderung in die Kolonien stattlich zugenommen, das beste Zeichen der Kraftfülle im englischen Volkskörper. Man wird diese Größe nicht allein auf die Kolonialpolitik zurückführen dürfen, daß sie aber einer ihrer wesentlichsten Hebel gewesen ist, steht außer Zweifel. Ohne den kolonialen Markt und ohne den strengen Schutz

der heimischen Flagge wäre eine solche reizende Entwicklung undenkbar. — Auf der andern Seite kann man nicht sagen, daß alles, was England durch seine Schutzgesetze gewann, die Kolonien verloren. Auch ihre Entwicklung ging beständig vorwärts; mochte auch die Industrie große Hemmungen erfahren, so wurde doch das landwirtschaftliche Gedeihen durch das Mutterland gefördert, und dieser Wirtschaftszweig war vor der Hand für die Kolonien noch weitaus der wichtigste. Denn noch waren es geringe Bruchteile der Bevölkerung, die sich der Industrie widmeten, noch waren wenig Arbeitskräfte für Manufakturen in größerem Maßstabe vorhanden, weil der billige Boden überall zur landwirtschaftlichen Beschäftigung lockte. Daß die Kolonien trotz aller wirtschaftlichen Schranken blühten, bewies ihre steigende Bevölkerung: wenn die gesamte weiße Einwohnerschaft in den englischen Besitzungen des amerikanischen Festlandes zu Cromwells Zeit etwa 40 000—50 000 Seelen betrug — davon die größere Hälfte in Neuengland — so war sie ein Jahrhundert später auf mindestens eine Million gestiegen; schon waren mehrere wichtige Städte vorhanden, so Boston und Philadelphia mit etwa 20 000, Newyork mit über 10 000 Einwohnern.

Von der Art, wie die Einwanderung stattfand, ist bereits mehrfach die Rede gewesen. Überaus verschiedene Elemente fanden sich drüben zusammen. Einen großen Bruchteil bildeten solche, die auf eigne Kosten hinübergingen und sich in der neuen Heimat ankauften, aber neben ihnen gab es viele, die nicht in der Lage waren, die Überfahrtskosten aufzubringen. Sie mußten daher für die Kosten mit dem Ertrage ihrer Arbeit auskommen. Ein förmliches Gewerbe, eine Art weißer Menschenhandel, wurde organisiert, um solche Auswanderungslustige zu befördern. Spekulanten reisten in England und auf dem Festlande umher, um sie anzulocken; dem Mittellosen bezahlten sie die Überfahrt und erhielten dafür das Recht, den Auswanderer an irgendeinen Besitzer drüben, der Arbeiter brauchte, zu verkaufen. Oft geschah es, daß ein Spediteur ganze Schiffsloadungen solcher Auswanderer in den Häfen verkaufte, oder wenn er nicht genügend Abnehmer fand, mit seiner weißen Ware von Farm zu Farm zog, bis er sie losgeschlagen hatte. Eine andere Art der Einwanderung war die erzwungene. Schon seit der Besiedlung Virginiens waren ja Verbrecher deportiert worden, und das hat das 17. und 18. Jahrhundert hindurch andauert, obgleich die Amerikaner sich wiederholt solche unwillkommenen Gäste verboten.

Nicht immer bestanden die Deportierten aus moralisch minderwertigen Elementen. Politische Gefangene z. B. wurden wiederholt hinübergeschickt, so von Cromwell irische und schottische Kriegsgefangene und von Jakob II. Anhänger des Herzogs von Monmouth. Alle diese gewaltsam Verschiedten wurden in der Regel verkauft, so daß es wie in den französischen Kolonien viele abhängige Weiße gab, die eine Art Sklavenleben führten. Wie dort war der Zustand auch hier vorübergehend; nach Ablauf der Dienstfrist mußte der Dienstbare mit einem kleinen Kapital und mit Land ausgestattet werden, so daß er selbst für sich sorgen konnte. Besondere Gesetze schützten sie vor körperlichen Strafen und anderen Mißhandlungen, aber es ist natürlich, daß trotzdem viele Mißbräuche untergelaufen sind; manche wurden über die abgemachte Zeit hinaus im Dienst behalten; andere gingen an den Anstrengungen der Arbeit körperlich oder moralisch zugrunde, aber viele haben die schwere Zeit überstanden und zur Erschließung des Landes redlich beigetragen. Auch an diesem Punkt erkennt man, wie wichtig es war, daß das Mutterland die Kolonien fest in der Hand behielt: freie Pflanzungen würden die Deportation nicht gestattet haben. Bei dieser Verschiedenartigkeit der Einwanderer war es unerlässlich, ihr Verhältnis zu den Ansässigen zu regeln. In der ersten Zeit hatte jeder freie Ankömmling, der die Verhältnisse anerkannte, Stimmrecht erhalten, später wurde die Erteilung des Bürgerrechts an einen in den einzelnen Kolonien verschieden lang bemessenen Aufenthalt geknüpft, bis ein Parlamentsbeschluß (1740) als Bedingung aufstellte „siebenjährige Anwesenheit im Lande, Huldigungseid und Bekenntnis des protestantischen Glaubens“.

Durch ihre hundertjährige Geschichte waren die Kolonien keineswegs innerlich und äußerlich gleichmäßig geworden. Vielmehr hatten sich zwei Komplexe mit starken Unterschieden herausgebildet. Die verschiedenen kirchlichen Anschauungen des Nordens und Südens kennen wir bereits, auch die wirtschaftlichen Verschiedenheiten sind gelegentlich angedeutet worden. Im Süden des Festlandes und auf den Inseln, wo Tabak, Zucker, Reis und Baumwolle in großen Plantagen gebaut wurde, hatte sich, da diese Kultur am besten mit großem Kapital betrieben wurde, ein herrschender Großgrundbesitzerstand gebildet, nur in den von der Küste entfernten Distrikten hielt sich ein kleiner Mittelstand von Farmern. Das bebaute Land wurde, da der Tabakbau den Boden rasch erschöpft, schnell ausge-

dehnt; die Arbeitskräfte bildeten zuerst zum großen Teil weiße Zwangsarbeiter, dann in immer größerer Anzahl schwarze Sklaven. Städte von Bedeutung gab es hier nicht; die großen Herren saßen auf ihren Gütern im Lande verstreut. Im Gegensatz dazu herrschte in Neuengland ein Drang zum Zusammenschluß und ein lebendiges Gemeindeleben vor. Nur durch gemeinsame Anstrengungen konnten die ersten Einwanderer das Land bewohnbar machen, und das religiöse Band, das die puritanischen Kolonien umschloß, sorgte weiter dafür, daß die Ansiedler sich zum Zweck des gemeinsamen Gottesdienstes gruppenweise zusammenhielten. Großbetriebe und Neger-  
sklaven gab es fast gar nicht, da man zunächst für den eignen Unterhalt arbeitete und Produkte für den überseeischen Markt lange Zeit nicht hervorbrachte. Als man allmählich zur Ausfuhr von Fleisch und anderen Artikeln überging, hob diese Tätigkeit, der das Wachstum der Städte vornehmlich zu danken ist, die festbegründete soziale Gliederung mit dem Vorherrschenden des Mittelstandes nicht auf, denn die alte landwirtschaftliche Arbeit bildete ja auch dann noch den Haupterwerbszweig. So ist es erklärlich, daß der Süden politisch eine aristokratische, der Norden eine demokratische Färbung trägt; hier gaben die Gemeindeversammlungen, dort die Vertreter der Großgrundbesitzer in Verfassung und Verwaltung den Ausschlag. Diese Verschiedenheit und die früher erörterten Differenzen hinderten, daß ein gemeinsamer Widerstand aller Kolonien gegen die unwillkommenen englischen Gesetze organisiert werden konnte, daß vielmehr in der Regel jede Kolonie für sich mit dem Mutterlande verhandelte und da dann natürlich den Kürzeren zog. Außerdem sprachen andere Gründe gegen tiefere Zwistigkeiten oder gar gegen einen Bruch mit dem Mutterlande: die Furcht vor den Indianern, die bei einem allgemeinen Aufstande gegen England sicher den Kolonisten in den Rücken gefallen wären, und noch mehr die Feindschaft gegen die benachbarten Franzosen, die man aus ihren Besitzungen verdrängen wollte aber ohne Hilfe Englands nicht bezwingen konnte.

\* \* \*

Eine ähnliche Entwicklung wie England machte Frankreich nach Richelieus Tode durch, nur sind Erschütterungen und Aufsteigen weit weniger gewaltig. Der starke maritime Aufschwung, den Richelieu durch die Aufrichtung der starken Zentralgewalt ermöglicht hatte, ging wieder verloren, als nach dem Tode des Kardinals neue innere

Unruhen in Verbindung mit dem spanischen Kriege die Aufmerksamkeit von den überseeischen Gebieten ablenkten. Die Aufwendungen für die Flotte schrumpften zusammen, der Verkehr mit den Kolonien war nicht mehr zu beaufsichtigen, ja sie waren nicht einmal mehr zu schützen. Kanada und Akadien, um die stets Rivalität mit England geherrscht hatte, gingen an den seemächtigen Nachbar verloren (1654), obgleich man in Frieden, bald gar in Waffenbrüderschaft gegen Spanien miteinander lebte; in den südlichen Kolonien wurden die Rechte der Gesellschaften nicht mehr respektiert; Franzosen, die ihr nicht angehörten, Engländer und Holländer rissen den Handel an sich. Holländer namentlich, die um diese Zeit in den englischen Häfen Schwierigkeiten fanden, drängten sich immer mehr herbei. Den Kolonien war dieser faktisch freie Handel förderlich, den Kompagnien und dem mutterländischen Handel überhaupt tat er schweren Schaden; die Kompagnien verkauften daher zum Teil ihre Rechte, die Möglichkeit lag nahe, daß die Besitzungen über kurz oder lang in fremde Hände gerieten, wenn sie dauernd den Zusammenhang mit der Heimat verloren. Mit der Beseitigung der inneren Wirren und des äußeren Krieges (1659), der Wurzeln dieser Übel, wurde auch diese Gefahr beschworen. Sogleich wandte die Regierung den Kolonien ihre Sorge wieder zu: sie erzwang die Herausgabe von Kanada und Akadien (1666), stellte die Marine wieder her, ermunterte die interessierten Kreise zur Wiederaufnahme der überseeischen Tätigkeit und richtete eine neue Gesetzgebung dafür ein. Frankreich, das in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts seine Kräfte auf allen Gebieten gewaltig regte, wird seitdem eine große Kolonialmacht; auf ihm und England beruht für andert-halb Jahrhunderte die Weiterbildung aller kolonialen Dinge. Die Regierung Ludwigs XIV. griff nicht zu neuen Mitteln, sondern setzte im allgemeinen Richelieus Politik fort. Nur insofern kann man im Charakter der beiden Epochen einen leisen Unterschied erkennen, als jetzt nicht mehr der Regent Frankreichs selbst die maritimen Dinge leitete, sondern ein besonders damit beauftragter Beamter, der Chef des gesamten Handels- und Finanzwesens; infolgedessen erscheint die Kolonialpolitik nicht so sehr als Instrument der auswärtigen Politik, sondern als rein wirtschaftliches Unternehmen, bestimmt, den Reichtum Frankreichs zu erhöhen.

Aber für die Praxis machte das kaum einen Unterschied. Wiederum wurde das Budget für Marine und Kolonien gewaltig ge-

steigert, Hafen- und Schiffsbauten begonnen, um Frankreich in allem, was zum Marine- und Kolonialbetrieb gehörte, vom Auslande unabhängig zu machen. Die Ausnutzung des überseeischen Gebietes versuchte man zunächst abermals durch Gesellschaften. Eine durch Colbert neu gebildete erhielt die gesamten amerikanischen Besitzungen, Kanada wie Westindien, zugewiesen (1664), und die französische Regierung hegte die Zuversicht, daß sie rasch materielle Erfolge haben werde, da ja die wichtigsten Pflanzungen in gutem wirtschaftlichen Zustande waren. Aber sie hatte von vornherein einen schweren Stand. Es war schwer, das notwendige Kapital zusammenzubringen, weil das natürliche Mißtrauen der Geldbesitzer gegen die weitaussehenden Unternehmungen nach dem Mißgeschick der letzten Gesellschaften gestiegen war, und überdies große Summen in den heimischen Ämter- und Titelskäufen festgelegt waren. Dieser aus der französischen Verfassung herrührende Übelstand hat sich in der überseeischen Politik stets geltend gemacht, und Colbert konnte nur durch ähnliche Druckmittel wie Richelieu die notwendigen Aktionäre gewinnen. Ehe die Kompagnie in den Genuß ihrer Privilegien eintreten konnte, mußte sie die Rechtsnachfolger der früheren Gesellschaften entschädigen, was große Opfer erforderte, und endlich hatte sie schwer mit dem Wettbewerb der holländischen Kaufleute zu ringen, die, wie bemerkt, sich in Westindien eingemischt hatten. Daß der fremde Handel ausgeschaltet werden sollte, ist selbstverständlich; kein fremdes Schiff und keine fremde Ware, befahl Colbert, dürfe in den Kolonien Aufnahme finden. Um überhaupt auf Verdienst rechnen zu können, setzte die Gesellschaft in Übereinstimmung mit den königlichen Behörden die Preise für alle Waren, die sie in den Kolonien einkaufte und verkaufte, fest, aber diese Praxis, die den Kolonisten große Opfer auferlegte, ließ sich nicht lange aufrecht erhalten, da sich der Minister ihr widersetzte. Colbert hatte sie zugelassen als Waffe gegen die Fremden, aber sobald die ausländische Flagge vertrieben war, wollte er die Preisfixierung von oben her nicht mehr gestatten (1669). Sie führe dazu, meinte er, die koloniale Produktion zu hemmen, während ein ungestörter Verkehr sie beleben werde. Daher wollte er auch nicht, daß die Gesellschaft allein den Handel zwischen Mutterland und Kolonien in Händen habe, weil das auch ohne Preisfestsetzung eine Ausbeutung der Kolonisten zur Folge haben werde. Die Regierung, sagte er, müsse nicht nur an den Vorteil der Kompagnie, sondern an das allgemeine In-

teresse denken und möglichst viel Franzosen an dem kolonialen Handel beteiligen. Daher setzte er durch, daß auch Händler außerhalb der Kompagnie mit besonderer königlicher Erlaubnis in den Kolonien aufgenommen und ebenso wie die Kompagniemitglieder behandelt würden, sowie daß die europäische Einfuhr in großen Magazinen öffentlich versteigert würde, um möglichst viele Kolonisten zum Zwischenhandel heranzuziehen und großen Umsatz, wenn auch im Einzelfalle mit kleinem Nutzen, hervorzurufen. Kurz, je mehr Nachfrage und Angebot, desto besser erschien es ihm für das Gedeihen von Kolonien und Mutterland. Zwei Gesichtspunkte, erklärte er wiederholt, mußten die Kolonialpolitik beherrschen, „der eine, Ausschluß aller Fremden und der andere, liberté et facilité aller Franzosen“. Als die Kompagnie diesen Forderungen nicht genügend nachkam, namentlich auch nicht imstande war, die Ansiedlungen wie es Colbert wünschte, zu vergrößern, kaufte der Staat schließlich ihre Rechte auf und nahm die Kolonien in eigene Verwaltung (1679). Seitdem konnte Colbert seine Grundsätze, um die er bisher immer mit den kolonialen Behörden hatte kämpfen müssen, strenger durchführen.

In zwei große Gebiete zerlegte er die französischen Besitzungen: Neuf Frankreich und Westindien, mit je einem Generalgouverneur in Kanada und Martinique. Dem Gouverneur, dem obersten Chef, stand als Spezialbeamter für Verwaltung, Justiz und Finanzen ein Intendant zur Seite; für jedes Gebiet bestanden ein Obergerichtshof und mehrere lokale Gerichte erster Instanz. Entsprechend dem Geiste der französischen Verwaltung wurde die Bevölkerung nicht zur Selbstverwaltung herangezogen, sondern eine bureaukratische Administration eingerichtet. Streng wurde darauf gehalten, daß sich keine parlamentarischen Gewohnheiten nach englischem Muster ausbildeten. Ein kanadischer Gouverneur, der einmal die Kolonisten in drei Ständen organisiert und ihre Vertretung berufen hatte, erhielt einen Verweis; nicht einmal einen gemeinsamen Rechtsbeistand sollten die Kolonisten besitzen, sondern jeder nur für sich mit der Regierung verhandeln. Aber die Vormundschaft der Regierung sollte wohlwollend sein. Der Gouverneur hatte sich um das Wohl und Wehe seiner Ansiedler persönlich zu kümmern und den Kolonisten das Gefühl unbedingten Vertrauens zum König einzulösen.

Selbstverständlich war es eine der ersten Aufgaben der Kolonien, dem Mutterlande Rohstoffe zu liefern. Unermüdllich war da-

her Colbert in den Mahnungen, die Kulturen in den Kolonien zu pflegen, und zwar sollten sie sich an ihre natürlichen Bedingungen halten: die Antillen sollten Tabak, Zucker, Indigo und dergl. mit Hilfe von Negerklaven produzieren, Kanada und Akadien sollten Landwirtschaft, Viehzucht und Fischerei betreiben, aber ein Zwang zum Anbau bestimmter Früchte, wie die Kompagnie versucht hatte, wurde nicht angewendet. Auch hier schien ihm in der Freiheit der größte Anreiz zur fruchtbringenden Arbeit zu liegen; bei aller Vorliebe für den bürokratischen Zentralismus, der sein Regiment in Frankreich kennzeichnet, hatte er doch ein lebendiges Gefühl für den Wert der persönlichen Initiative. Nur einmal hat er von der Regel eine Ausnahme gemacht, als die Kanadier sich am Tabakpflanzen versuchten: es wurde ihnen kurzerhand verboten, weil sie damit den Westindiern Konkurrenz machen und überdies nur schlechte Ware erzielen würden (1672). Dem Absatz der Kolonialwaren diente außer der Erleichterung des Verkehrs mit dem Mutterlande hohe Besteuerung der fremden Kolonialwaren in Frankreich und die Belebung des interkolonialen Handels: die Kanadier wurden immer wieder ermahnt, über der Landwirtschaft die Seeschifffahrt nicht zu vergessen, Eisen zu fördern, Werften einzurichten und ihren Überfluß an Getreide, Fleisch und Holz auf eignen Schiffen nach Westindien zu bringen und dort südliche Produkte einzuhandeln. Ähnliche Vorschläge gingen an die Bewohner der Antillen. Diese Förderung des Handels zwischen den Kolonien folgte aus seinem allgemeinen Grundsatz, durch Beteiligung möglichst vieler Franzosen den Umsatz zu erhöhen und die Produktionsbedingungen günstiger zu gestalten, er diente aber auch seiner merkantilistischen Politik daheim: je mehr Fleisch und Getreide die Kanadier nach Westindien brachten, desto weniger brauchte Frankreich von seinem Vorrat abzugeben. Die Preise für Lebensmittel konnten somit in Frankreich niedrig bleiben, und das war ja das Ziel der damaligen Wirtschaftspolitik zum Nutzen der städtischen Gewerbe. Ausnahmsweise, wenn die Verbindung durch einen Krieg gefährdet war und die Kolonien Not litten, durften auch Ausländer Lebensmittel bringen, sobald aber die Franzosen wieder Herren der See waren, zogen sie die Erlaubnis zurück. Um die Tätigkeit der Kolonisten anzuspornen, regte Colbert industrielle Gründungen an. Wie er im Norden Schiffsbau und Geschützgießereien empfahl, so im Süden Zuckerraffinerien, damit der Zucker, den die französischen Raffinerien nicht ver-

arbeiten könnten, nicht umkomme oder gar den Weg nach Holland finde und so dem widerwärtigsten Konkurrenten Nutzen bringe.

Vorbedingung für die Lösung der so gesteigerten kolonialen Aufgaben war die Vermehrung der Ansiedler, und es braucht kaum gesagt zu werden, daß Colbert sich eifrigst darum bemühte. Die Auswanderung nach den Antillen wurde in derselben Weise wie unter Richelieu betrieben, für Kanada wurden Ackerbauer und Handwerker angeworben, entlassene Soldaten, die drüben gestanden hatten, zur Ansiedlung aufgefordert und mit dem Nötigsten ausgestattet, Frauen wurden hinübergeführt, das „Waldlaufen“, der unstete Pelzhandel, wurde bekämpft, und Prämien auf Heiraten und feste Ansiedlung gesetzt. Die Erfolge bewegten sich auf derselben Linie wie ein Menschenalter zuvor: schnelles Vorwärtskommen in Westindien, langsames in Kanada und besonders in Akadien. In den mittelamerikanischen Gebieten mag die weiße Menschenzahl bei Colberts Tode (1683) 20 000 betragen haben, neben 27 000 Schwarzen, in Kanada 10 000, in Akadien 1000. Natürlich blieb die Aufnahme in die Kolonien nach wie vor an das katholische Bekenntnis geknüpft, nur in einigen westindischen Stationen wurden Protestanten und Juden geduldet, aber nur in geringer Anzahl und unter der ausdrücklichen Bestimmung, daß ihre Religionsübung den Katholiken keinen Anstoß geben dürfe. Die Hinüberführung der Hugenotten verbot sich aus denselben Gründen wie unter Richelieu. Colbert, der kirchlich weit weniger gebunden war als der Kardinal, suchte zwar hierin Wandel zu schaffen und namentlich den Einfluß der Geistlichkeit in den Kolonien zu schwächen, er mußte aber bald die Segel streichen. Er wollte das Prinzip des freien Verkehrs auch auf die Beziehungen zwischen Weißen und Indianern übertragen, aber der Klerus widersprach lebendig, weil er davon Übervorteilung der Wilden, und Ausbreitung europäischer Laster, insbesondere der Trunksucht, befürchtete. Der König, an den beide Parteien appellierten, entschied nach Beratung mit seinem Beichtvater und dem Erzbischof von Paris gegen Colbert; der Branntweinhandel wurde verboten, und damit ein wichtiges Moment, das die Indianer zum Verkehr angelockt hatte, ausgeschieden (1679).

Die Auswanderungszahlen sind niedriger als die englischen, aber sie beweisen, daß die französische Nation die maritimen Aufgaben stärker als früher ergriffen hatte, und für die militärische Sicherheit der Kolonien war das Erreichte bereits von großer Wichtigkeit:

als im holländischen Kriege Admiral de Ruyter einmal die westindischen Inseln angriff, wurde er mit Hilfe der Kolonisten zurückgeschlagen. Nicht minder als die zunehmende Auswanderung sprechen die Versuche, den Besitz zu vergrößern für die Verstärkung des kolonialen Gedankens. In Kanada, wo die Hauptmasse der Ansiedler am unteren Lauf des Lorenzstromes saß, wurde allmählich das ganze Hinterland bis zu den großen Seen aufgeklärt; durch einige Forts und geschickte Behandlung der Indianer, worauf sich besonders der Gouverneur Frontenac verstand, suchte man das Gebiet für die Pelzhändler zu sichern, sodann ging man an die Erkundung des südlichen Hinterlandes. Ein Offizier aus Kaufmannskreisen stammend, La Salle aus Rouen, besuhr in den letzten Lebensjahren Colberts (1680—82) den Mississippi vom Oberlauf bis zur Mündung und nahm das riesige Flußgebiet unter dem Namen Louisiana für seinen König in Besitz. Als Leiter einer schnell gebildeten Gesellschaft suchte er hierauf vom Golf von Mexiko aus das neue Land zu besiedeln, ging aber dabei zugrunde. Der Versuch wurde aber einige Jahre später wiederholt, so daß den Franzosen seine Kühnheit neue zukunftsreiche Provinzen dargebracht hatte.

Der große Zug in den Colbertschen Unternehmungen zeigt sich auch in dem von keinem glänzenden Erfolge gekrönten Versuch, in Indien neben den Holländern Frankreich seinen Platz zu sichern. Eine ostindische Gesellschaft, an der wie an den meisten andern viele vornehme Edelleute teilnahmen, begann mit der Besiedlung Madagaskars, mußte aber bald aus Mangel an Mitteln davon abstehen. Nur die Insel Bourbon, heute Réunion, vermochte sie zu behaupten und in Indien selbst einige Stationen wie Pondichéry und Surak zu begründen, die gewissen Handel mit China und Siam betrieben, aber große Bedeutung nicht erlangten. Colbert suchte dem indischen Projekt dadurch zuhelfe zu kommen, daß er unter Benutzung des großen französischen Einflusses im Orient eine Postverbindung zu Lande durch die türkischen und persischen Gebiete mit Hilfe der dortigen katholischen Missionen einrichtete, aber da in Indien die Geschäfte nicht blühten, so konnte sich wenig daraus entwickeln.

Nicht alle Pläne des rührigen Ministers gingen in Erfüllung, aber wie gewaltig das Kolonialwesen unter seiner Leitung emporgekommen ist, läßt sich nicht verkennen. Der Umfang des Reichs — Kanada mit seinen vorgelagerten Inseln, Akadien, Louisiana, Martinique, Guadeloupe, der westliche Teil St. Domingos, Grenada,

Marie Galante, ein Teil St. Christophs, einige Niederlassungen in Guyana, die Senegalmündung und die indischen Stationen — übertraf das englische an Größe weit, und die Möglichkeiten für die Zukunft waren hier so wenig begrenzt wie da. Die wichtigsten Besitzungen, Westindien und Kanada, waren im Aufblühen begriffen; Westindien lieferte an Zucker um ein Drittel mehr als Frankreich brauchte, versorgte also durch französische Vermittlung einen beträchtlichen Teil Europas; Tabak, Indigo, Baumwolle, Ingwer, Kakao bildeten ebenfalls wichtige Exportartikel. Kanada erhielt sich selbst und gab von seinen Lebensmitteln einen Teil an die Antillen ab. Für das Mutterland hat die Kolonialpolitik dieselben Wirkungen gehabt wie in England, obgleich aus Mangel an statistischem Material eine genaue Berechnung hierüber unmöglich ist. Aber gewiß hatten die Kolonien an der gewaltigen Vermehrung des Handels in dieser Periode großen Anteil — der Negerhandel von Afrika nach den Antillen brachte allein schon einen großen Aufschwung in die Schifffahrt — ebenso an der Begründung einer Schiffsbauindustrie großen Maßstabes, die Colbert die Schaffung einer Kriegsflotte ersten Ranges ermöglichte.

\* \* \*

In ihrem Grundzuge, in dem Streben nach Belebung der heimischen Produktion und Verbesserung der Handelsbilanz, sind sich die englische und französische Kolonialpolitik völlig gleich, aber im einzelnen zeigen sie manche Verschiedenheiten. So ist vielleicht der Ausschluß fremder Waren und Schiffe in den französischen Kolonien rigoröser durchgeführt worden als in den englischen, aber eine Beförderung des internationalen Handels, eine Ermunterung der einzelnen Pflanzungen, Schifffahrt zu treiben, sucht man in England vergebens. Die britischen Reeder sahen vielmehr die Ausdehnung der nordamerikanischen Schifffahrt ungern und hätten am liebsten auch diesen Geschäftszweig monopolisiert. Ebenso gab es in England keine Beförderung der kolonialen Industrie, die Anfänge einer solchen wurden damals eben nur geduldet. Colbert fürchtete von den Kolonien zunächst wenigstens keinen Schaden für die heimische Industrie. Er muß die frohe Zuversicht gehegt haben, daß die französischen Fabrikate, mochten auch in den Kolonien manche Gewerbe entstehen, doch den kolonialen Markt in der Hauptsache behalten und vor allem mit Hilfe der billigen kolonialen Rohstoffe in Europa

ein großes Absatzgebiet finden würden. — Endlich zeigt die Eingeborenenpolitik beider Staaten starke Verschiedenheiten und weicht zugleich von der der anderen Kolonialvölker weit ab.

Beiden Staaten bot sich ein anderes Objekt als den Spaniern und Portugiesen. Die nordamerikanischen Indianer erreichten weder an Zahl noch an Kultur die Brasiliens, geschweige denn die von Peru oder Mexiko. Sodann war das englische Kolonialsystem, das wir hier zunächst betrachten, grundverschieden von dem der südlichen Völker. Die englischen, auf Ackerbau und Fischfang ausgehenden Kolonisten breiteten sich an der Küste aus und kamen durch diese flächenhafte Besiedlung weit weniger und langsamer in Berührung mit den Indianern des Hinterlandes als die linienartig vorschreitenden minensuchenden Portugiesen und Spanier. So hatten die Engländer keinen unmittelbaren Grund, die Eingeborenenfrage systematisch zu behandeln. Sie kauften ihnen das Land ab, taten aber nichts, um sie an sich heranzuziehen und auf eine höhere Stufe zu heben. Obgleich die Missionsfrage, wie wir gesehen haben, in den Diskussionen über die Kolonisation eine Rolle spielte, bedeutete sie in der Praxis fast nichts. Die ersten Besiedler Neuenglands insbesondere, die Puritaner, lehnten jede nähere Beschäftigung mit den Wilden ab. In ihrer harten Weltanschauung fehlten die Milde und Geduld, die zu einem solchen Erziehungswerk unentbehrlich sind. Wenn sie sich für das auserwählte Volk, das neue Israel, hielten, so galten ihnen die Indianer als ihre Feinde, die Kanaaniter, die vertilgt werden mußten. Da man also den roten Mann nicht kultivieren wollte, so suchte man ihn wenigstens unschädlich zu machen. In den meisten Kolonien war es verboten, den Wilden Feuergewehre zu verkaufen, die Unterworfenen wurden als Sklaven behandelt oder gegen Negerklaven vertauscht, bei Rechtsstreitigkeiten galt das Zeugnis des Roten gegen den Weißen nichts, und keine Behörde nahm sich der Schwächeren an. Hier und da versuchten einige Geistliche, eine humanere Behandlung durchzuführen, vor allem der menschenfreundliche Quäkerführer William Penn und deutsche Herrenhuter in Georgien, aber ohne tieferen Erfolg, da die Masse der Kolonisten sie nicht unterstützte. Man sah keinen Vorteil in der Bekehrung der wenig zahlreichen und schwer zu behandelnden Jägerstämme; für die rauhe bäuerliche Arbeit im Norden waren sie wenig tauglich und im Süden, wo man sie zuerst auf den Tabakpflanzungen verwendete, fand man in den Negern bald kräftigere Arbeiter. Eine

höhere Gewalt, die wie in Spanien den Egoismus der Kolonisten zügeln und sie aus Rücksichten der Humanität zur Schonung und Hebung der Indianer zwingen konnte, fehlte ja. Diese Gleichgültigkeit konnte nicht ohne üble Folgen bleiben. Mit der steigenden Vermehrung der Kolonisten wuchs der Bedarf an Land; immer mehr wurden die Eingeborenen zurückgedrängt, so daß es ihnen schwer wurde, ihr bisheriges Leben, das weite Jagdgebiete erforderte, fortzusetzen. Allerdings geschah der Landerwerb meist in der Form des Kaufs, aber der Häuptling, der einige Quadratmeilen Landes abtrat, hatte in der Regel keine Vorstellung von der Bedeutung eines solchen Rechtsgeschäfts, und es ist verständlich, daß die Indianer später, wenn ihnen die wirtschaftliche Verschlechterung ihrer Lage klar wurde, in verzweifelten Kämpfen das verlorene Gebiet wieder zu erlangen suchten. So ergab sich bald eine natürliche Feindschaft zwischen den beiden Rassen; Grenzfehden gab es immer, und alle Kolonien haben mehrfach große Indianeraufstände überstehen müssen, den ersten Virginien schon im Jahre 1623. Natürlich blieben die Weißen nach anfänglichen Verlusten siegreich, und dann hatte man die beste Gelegenheit, Land zu konfiszieren und die Einwohner zu versklaven. Je mehr die Indianer zusammengedrängt wurden, desto leichter brachen unter ihnen Zwistigkeiten aus, kurz, alle diese Ereignisse haben ihre Zahl erheblich zusammenschmelzen lassen. Man versteht, daß ein Menschenfreund wie Thomas Jefferson, einer der ersten Präsidenten der Union, bei einem Rückblick auf die Taten seiner Vorfahren sagen konnte: „Mich schaudert, wenn ich daran denke, daß einst die Sünden, welche von den Weißen gegen die Indianer verübt worden sind, an unsern Nachkommen vergolten und gerächt werden könnten.“ Der Historiker wird sich dieser Anschauung nicht ohne weiteres anschließen und namentlich nicht wegen der Verschiedenheit in der Behandlung der Eingeborenen die spanische Kolonisation über die englische stellen. Man mag anerkennen, daß die nordamerikanischen Ansiedler sich ihrer sittlichen Pflicht, die Eingeborenen zu kultivieren, zu wenig bewußt gewesen sind und damit die Gelegenheit, durch eine pädagogische Tätigkeit großen Stillsich selbst innerlich zu heben, aus der Hand gegeben haben, aber wie die Dinge lagen, war ein Nebeneinander der beiden Rassen unmöglich: da mußte die schwächere weichen. Und für die Menschheit ist es gewiß von unvergleichlich höherem Werte, daß der nordamerikanische Kontinent von einer reinen weißen Rasse anstatt von einer

indianischen oder einem weiß-roten Mischvolk bewohnt wird. Man braucht nur die heutige Kultur des ehemals spanischen und englischen Amerika miteinander zu vergleichen, um zu erkennen, welche Kolonisation die höheren Werte geschaffen hat.

Der spanischen Praxis weit näher steht die französische. Hier finden wir wieder die starke Gewalt der Krone und Kirche, die den Kolonisten zur Schonung des Indianers zwingt, und die Vorstellung, daß der bekehrte Indianer dem Weißen gleichwertig sei und ganz zum Franzosen werden könne. Daher suchten die Franzosen die Gesellschaft der Rothäute, lernten ihre Sprache und beförderten Mischehen, was bei den Engländern verpönt war.

Daß man wie in Spanien die Indianer dabei eines besonderen Schutzes für bedürftig hielt, zeigt die uns schon bekannte Einschränkung des Schnapshandels, der in den englischen Kolonien eine große Rolle spielte. In derselben Richtung wirkten die äußeren Verhältnisse der Kolonisation. Die Franzosen waren ja wenig zahlreich und betrieben mehr Handel als Ackerbau. Landbedarf hatten sie also viel weniger, und ihre zahlreichen Waldläufer und Jäger bedurften der Freundschaft der Indianer ebenso sehr wie die Regierung, die in ihnen willkommenen Bundesgenossen gegen die Engländer sah. „Die Franzosen bauen Forts,“ sagte ein französischer Agent einem Indianerstamm (1754), „und lassen euch unter den Wälden jagen, die Engländer treiben alles Wild weg, denn wo sie erscheinen, fallen die Wälder.“ So sind die kanadischen Indianer wie ihre südamerikanischen Stammesgenossen zum großen Teil erhalten worden, da die englische Regierung sich nach der Eroberung ihrer ebenfalls annahm, aber eine höhere Kultur haben sie auch nicht gewonnen. Die Ursachen sind, da die Erziehung der Wilden vornehmlich den Geistlichen oblag, dieselben wie im Süden, und die Aufgabe war hier noch erschwert durch die geringe Zahl der Europäer und die größere Barbarei der Indianer.

## Neuntes Kapitel.

### England und Frankreich im Kampf um die Vorherrschaft zur See.

Es war unvermeidlich, daß die beiden großen Kolonialmächte in Konflikt geraten mußten. In Nordamerika und in Westindien grenzten sie unmittelbar aneinander; in Ostindien und auf allen großen Handelsstraßen begegneten sich ihre Schiffe, in wichtigen kolonialen Produkten wie Tabak und Zucker standen sie im erbitterten Wettbewerb, und die Vergangenheit lehrte, daß solche Gegensätze leicht zu großen Kämpfen führen konnten. In der Tat haben die kolonialen Fragen am Schluß des 17. Jahrhunderts in den Beziehungen zwischen England und Frankreich eine große Rolle gespielt. Es wäre eine starke Übertreibung, annehmen zu wollen, daß sie das ausschlaggebende Moment in den Verwicklungen jener Zeit gebildet hätten; der entscheidende Punkt in dem französisch-englischen Verhältnis war vielmehr ein Stück der europäischen Politik, die Absicht Frankreichs, die spanischen Niederlande, ungefähr das heutige Belgien, zu erobern. Mit den überseeischen Dingen steht allerdings diese Angelegenheit in engem Zusammenhange: Regierung und Nation fürchteten in England, daß Frankreich durch die Erwerbung der reichen, gewerbsleißigen belgischen Städte und des vortrefflichen Antwerpener Hafens sich maritim in jeder Beziehung so verstärken werde, daß es England auf allen Gebieten überflügeln, ja seine Sicherheit gefährden könne. Wenn so die Kolonien nicht der Ausgangspunkt des großen Kampfes zwischen den beiden Hauptmächten der Welt waren, so war es doch selbstverständlich, daß der Krieg sogleich in die fernen Weltteile übergriff; beide Gegner hatten ja dort viel zu verlieren und viel zu gewinnen.

Der Hauptschauplatz des kolonialen Kampfes war beim ersten großen Zusammenstoße Nordamerika. Hier bestand unter den englischen Ansiedlern der dringende Wunsch, mit der französischen Nachbarschaft ein Ende zu machen. Stets fühlten sie sich durch diese be-

drückt, obgleich sie ja den Franzosen numerisch weit — gewiß um das Zehnfache — überlegen waren. Denn einmal kannten sie die Zustände der französischen Besitzungen doch nicht genau genug, um ihre Schwäche völlig zu durchschauen, andererseits war es ja nicht ausgeschlossen, daß das volkreiche Frankreich einmal eine größere Auswanderung abgab, und in diesem Falle schien ihnen, seitdem die Franzosen sich das Mississippigebiet angeeignet hatten, ihr natürliches Hinterland verloren. Zu dieser Besorgnis vor den Gefahren der Zukunft kamen unmittelbare Differenzen: Grenzfehden zwischen den Kolonisten beider Nationen, die unvermeidlich waren, weil ja seinerzeit das Gebiet von Europa aus verteilt worden war. Daß auf beiden Seiten Indianer am Kriege teilnahmen, verlieh ihm einen besonders grausamen und gehässigen Charakter. So lange die Stuarts in England herrschten, die Frankreichs Freundschaft pflegten, wurden die Kolonisten von ihrer Metropole nicht unterstützt und mußten sich in ihren Ansprüchen bescheiden. Als aber nach ihrem Sturz der Krieg zwischen England und Frankreich ausbrach (1689), hofften sie auf kräftige Hilfe und raschen Erfolg. Bei der Betrachtung der Zahlenverhältnisse allein scheint ja diese Zuversicht berechtigt zu sein, aber die französische Regierung hatte Kanada mit starken Garnisonen ausgestattet, während reguläre englische Truppen nur in geringer Anzahl in Amerika unterhalten wurden. Die Hauptlast des Kampfes mußte daher von den kolonialen Volksaufgeboten getragen werden, und diese waren qualitativ den französischen Berufssoldaten nicht gewachsen. Außerdem beteiligten sich nicht alle Kolonien an den Zügen gegen Norden, sondern allein die neuenglischen, vor allem Massachussetts; Virginien und Maryland lagen diese Fragen einstweilen ganz fern. Und unter den zunächst Beteiligten gab es fortwährend Streitigkeiten; die früher erwähnten Zänkereien setzten sich im Feldlager fort und bewirkten, daß niemand etwas von seiner Selbständigkeit aufgeben wollte, wodurch allein ein gemeinsames Handeln ermöglicht werden konnte. So dauerte es stets lange, bis eine einigermaßen brauchbare Macht und Organisation geschaffen werden konnte: die Kriegführung des jungen aufstrebenden kolonialen Staatswesens zeigt eine bedenkliche Ähnlichkeit mit der des altersschwachen Deutschen Reiches zu derselben Zeit. Bei längerer Dauer des Krieges mußte sich freilich das numerische Übergewicht der Engländer geltend machen und die Franzosen erdrücken, falls diese nicht rechtzeitig aus der Heimat militärischen Nachschub

empfangen. Das Schicksal der Kolonien hing daher von der Leistungsfähigkeit der französischen Marine ab; wenn diese die Verbindung zwischen ihnen und dem Mutterland sicherte, konnten stets einige gut gerüstete Regimenter unterhalten und Kanada geschützt, vielleicht sogar Eroberungen gemacht werden. Das Werkzeug, das Colbert in Anlehnung an die Kolonialpolitik geschaffen hatte, mußte nun die Feuerprobe bestehen.

Die französische Marine trägt einen andern Charakter als die englische und holländische. Wenn, wie erwähnt, diese beide ganz oder zum Teil selbständig in Anlehnung an nationale Einrichtungen und Betätigungen erwachsen waren, so war die französische ins Leben gerufen worden ausschließlich durch die staatliche Gewalt zur Erfüllung bestimmter militärischer und politischer Aufgaben. Als die beiden großen Staatsmänner die Kriegsmarine begründeten, konnte sich ja Frankreich nicht entfernt mit den beiden Rivalen an Seefahrt und Fischerei vergleichen, vielmehr sollten diese beiden Zweige erst durch die Errichtung der Kriegsflotte in die Höhe gebracht werden. Infolgedessen war in der jüngsten europäischen Marine alles das, was der Staat geben konnte, trefflich ausgebildet; sie hatte die größten und besten Kriegsschiffe und Geschütze, geschulte Seeleute, disziplinierte Offiziere von trefflicher Gesinnung. Es war eine gewaltige Leistung; ohne Zweifel war zu Colberts Zeit weder die englische noch die holländische Flotte der französischen gewachsen. Aber was der Staat nicht aus dem Boden stampfen konnte, war die schnelle Zunahme der maritimen Hingabe in der Nation. Es war schwierig, genügend zahlreiche Matrosen zu finden, um die hervorgezauberte Flotte zu bemannen, denn die seemännisch geübte Bevölkerung war noch gering, und wenn auch unter Colbert sich hierin mit dem Wachsen des Handels ein Wandel anbahnte, so blieb die große Mehrheit im Gegensatz zu England und Holland doch immer noch binnenländischen Charakters. Und der steigende Seehandel, der seine Matrosen ebenfalls aus den Küstenlandschaften rekrutierte, entzog der Kriegsflotte wiederum eine Anzahl Mannschaften. Es mußte eine gewisse Zeit vergehen, ehe sich weitere Kreise der Nation an den seemännischen Beruf gewöhnt hatten und genügendes Personal für beide Flotten liefern konnten. Aber der große Krieg mit England erfolgte viel früher, ehe Frankreich diese innere Aufgabe lösen konnte. Im Frieden ließ sich wohl ein Ausgleich zwischen den Ansprüchen von Merkur und Mars finden, weil man nur

einen Teil der Kriegsschiffe im Dienst zu halten brauchte, aber im Kriege ergab sich rasch eine Spannung. Zwar zu Beginn des Krieges hatte man Mannschaften genug, wenn man alle Gewaltmittel der Zeit anwandte und die Matrosen den eignen wie fremden Handelschiffen einfach wegnahm, aber bei längerer Dauer des Krieges konnte man auch damit nicht die Verluste ersetzen, die Tod, Krankheit und Desertion hervorbrachten. In England machten sich solche Störungen in geringerem Grade geltend. Bei der längeren maritimen Tradition und dem größeren Handel fand man immer Mannschaften, die sich freiwillig oder gezwungen auf die Kriegsschiffe überführen ließen. Dieser, der französischen Flotte seit ihrer Geburt anhaftende Mangel war in der Periode, die die Entscheidung zwischen Frankreich und England bringen mußte, noch durch einige besondere Ereignisse vermehrt worden. So hatte nach Colberts Tode die französische Staatsleitung an Ordnung eingebüßt, was sich in der Marine im Unterlassen notwendiger Reparaturen und im Stocken der Soldzahlung äußerte und viele Desertionen zur Folge hatte, vor allem hatte die Auswanderung der Hugenotten (1685), die grade im Atlantischen Küstengebiet viele Anhänger gezählt hatten, der Marine manchen tüchtigen Mann entzogen. Auf der andern Seite war aber die Aufgabe der Marine gewachsen: sie hatte jetzt nicht nur mit der englischen oder holländischen Flotte wie in früheren Kriegen zu fechten, sondern mit beiden zugleich. Innerlich und äußerlich geschwächt ging sie also in einen schwereren Kampf als je, und bald wurde offenbar, daß sie den beiden Feinden zusammen nicht dauernd ebenbürtig sein konnte. Zu Beginn des Krieges freilich war sie den Verbündeten überlegen; der große Seeheld Trouville konnte einen Sieg im Kanal erfechten und Irland bedrohen (1690), aber da hierdurch der Friede nicht erzwungen wurde, meldete sich der Krebschaden des Mannschaftsmangels, und nach einigen Jahren konnte man nicht alle vorhandenen Schiffe mehr bemannen. So wurden die Feinde die stärkeren und konnten nach einem Siege (bei La Hogue 1692) den größten Teil der französischen Schiffe in den Häfen einschließen.

Für die allgemeine Geschichte war dies Ereignis von gewaltiger Bedeutung, denn es leitete den Rückgang der Macht Ludwigs XIV. zu Wasser und zu Lande ein, aber für die Kolonialgeschichte brachte es die Entscheidung noch nicht. Die französische Flotte blieb noch stark genug, einige Geschwader in die fernen Gewässer zu schicken,

und ihre Reste beschäftigten die Gegner in Europa so, daß die Engländer nicht zu einer großen überseeischen Aktion schreiten konnten. Der Krieg wurde darum vornehmlich von den kolonialen Milizen geführt, und diese kamen nicht über Plünderungszüge und Überfälle hinaus. Die Franzosen, die diese nachbarlichen Besuche in derselben Weise erwiderten, vermochten ebensowenig eine Entscheidung herbeizuführen, so daß, als in Europa der Friede geschlossen wurde (zu Ryswick 1697), in den Kolonien der alte Zustand erhalten blieb.

Um den Frieden im Kolonialgebiet zu einem wirklichen zu machen und den bisherigen latenten Kriegszustand zu beenden, einigten sich beide Mächte eine Kommission zu ernennen, die die Grenzen endgültig festsetzen sollte. Namentlich handelte es sich dabei um die Hudsonsbai, wo die beiden Parteien am schroffsten aufeinanderstießen. Indessen die Kommissare kamen gar nicht dazu, ihre Tätigkeit zu beginnen, denn als der Friede geschlossen wurde, stand bereits ein neuer großer Konflikt vor der Tür: der Streit um die spanische Erbschaft in der alten und neuen Welt. In Ryswick rechnete man bereits mit dem baldigen Tode des kränklichen kinderlosen Königs von Spanien, und da sowohl der König von Frankreich wie der Kaiser Anspruch auf die Nachfolge erhoben, war ein neuer Weltkrieg unvermeidlich. Für die Gegner Frankreichs zur See, England und Holland, standen europäische und außereuropäische Interessen auf dem Spiel. Die Zukunft Belgiens war für beide gleich wichtig, ebenso die Frage, wem das spanische Italien zufallen werde, denn Frankreich im Besitze Neapels und Siziliens konnte ihrem Levantehandel große Schwierigkeiten bereiten. Endlich wollten sie nimmermehr dulden, daß die spanischen Kolonien mit Frankreich vereinigt oder nur in engere Beziehungen zu ihm gebracht würden. Spanien versorgte ja seine Kolonien wie früher erwähnt, nicht mehr mit eignen, sondern mit fremden Waren und daneben trieben Händler aller Nationen gewinnbringenden Schmuggel mit Mittel- und Südamerika. Es war zu erwarten, daß diese Geschäfte den Engländern und Holländern verloren gehen würden, wenn die spanischen Kolonien an Frankreich fielen oder der entwicklungsfähige französische Handel von einem franzosenfreundlichen Herrscher in Madrid begünstigt würde. Diese Besorgnis bewahrheitete sich schnell. Nach dem Tode des spanischen Königs (1700) erhielt ein französischer Prinz die Nachfolge und gewährte seinen bisherigen Landsleuten sogleich weitgehende Rechte: die französischen

Kaufleute erhielten Zollvergünstigungen, einer französischen Kompagnie wurde die Versorgung der spanischen Kolonien mit Negern als Monopol übertragen — wie noch zu zeigen sein wird, eine überaus gewinnbringende Tätigkeit — eine französische Flottenabteilung nahm in Cadix Quartier, um die neuen Handelsbeziehungen zu schützen und den fremden Schmugglern das Handwerk zu legen. Diese französisch-spanische Gemeinschaft brachte für England und Holland noch weitere Gefahren als den drohenden Handelsverlust mit sich. Wenn die französischen und spanischen Besitzungen, die sich ja in Mittel- und Nordamerika berührten, dauernd miteinander in Verbindung traten, dann war ein rasches Aufblühen nicht nur der spanischen, sondern auch der französischen, jetzt noch wenig besiedelten Gebiete Nordamerikas zu erwarten; die englischen und noch mehr die holländischen Kolonien wurden von den beiden romanischen Riesen umklammert und mußten fürchten, erdrückt zu werden. Es handelte sich also um die Zukunft Nordamerikas. Die Behauptung, daß die Politiker in London und im Haag diese Perspektive klar erkannt und durch die kolonialen Fragen zu ihrer antifranzösischen Politik gedrängt seien, würde auch für diese Periode eine Übertreibung bedeuten; die europäischen Angelegenheiten wirkten noch unmittelbarer und stärker, aber die überseeischen haben dazu beigetragen, die öffentliche Meinung in Erregung zu bringen und den Entschluß zum Kriege zu erleichtern.

In dem Kriege, der aus diesen Grundsätzen hervorging (1701), focht der Kaiser mit den meisten deutschen Fürsten an der Seite der Seemächte, Spanien hielt zu Frankreich. Zur See war Frankreich von Anfang an im Nachteil, da sich die Wirkung des letzten Seekrieges geltend machte; die materiellen und moralischen Verluste hatten in der kurzen Friedenszeit nicht ausgeglichen werden können. Die französische Flotte fühlte sich den beiden alten Gegnern nicht gewachsen und wagte keinen Kampf mehr um die Seeherrschaft, sondern hielt sich nach einigen unbedeutenden Treffen in den Häfen zurück. Den Engländern stand es damit frei, stärkere Streitkräfte als vor einem Jahrzehnt nach Amerika abzusenden. Zwar vermochten auch die Franzosen noch, einige Geschwader hinüberzubringen, aber die regelmäßige Verbindung war nicht aufrecht zu erhalten, und damit war den Kämpfern drüben das Urteil gesprochen. Umgekehrt zeigt die englisch-amerikanische Kriegführung einen größeren Stil als früher. Man begnügte sich nicht mehr mit den

kurzen Plünderungszügen, sondern suchte rationell Krieg zu führen; die Kolonien beraten über gemeinsame Feldzugspläne, heben größere Truppenmassen aus und ermöglichen so kombinierte Operationen zu Wasser und zu Lande; sie lassen sich auch nicht durch Mißerfolge kleinmütig machen, sondern halten an ihrem Ziele, Kanada und Akadien zu erobern, fest: der Krieg hatte abermals seine staatenbildende Kraft bewährt. Diesen gemeinsamen Anstrengungen von Kolonie und Mutterland mußten die Franzosen allmählich unterliegen; sie verloren Port Royal (1710), und die englischen Kolonisten lebten der frohen Zuversicht, nun auch Kanada erobern zu können. Aber an diesem Punkte offenbarte sich, daß die Interessen von Kolonien und Mutterland nicht identisch waren.

Die Kolonisten kannten als einzigen Zweck des Krieges die Wegfegung der französischen Nachbarn, für die Engländer gab es, wie wir wissen, noch andere und wichtigere. Von allen den Gefahren, die zu Beginn des Krieges gedroht hatten, waren nach etwa zehnjähriger Dauer die nächstliegenden beschworen. Durch die Siege der Koalition über Frankreich in Europa wurde die Angliederung Belgiens und Neapels an Frankreich verhindert, die befürchtete kommerzielle Übermacht Frankreichs war durch die Zerstörung der Handelsflotte einstweilen unmöglich geworden, durch die Eroberung Gibraltars und Menorcas hatte sich England neue Stützpunkte für den Orienthandel geschaffen, und die politischen Verhältnisse hatten sich derart gestaltet, daß England im Frieden auf Ersetzung der französischen Privilegien in Spanien durch englische hoffen durfte. So hatte man viel gewonnen, und manche europäische Rücksichten, wie die durch unvorhergesehene Ereignisse möglich gewordene Vereinigung Spaniens mit dem deutschen Zweige der Habsburger sprachen für schleunigen Frieden, um gemeinsam mit dem bisherigen Gegner diesen unwillkommenen Vorgang zu vereiteln und zugleich sich die errungenen Vorteile sicher stellen zu lassen. Kanada war nicht wertvoll genug, um seinetwegen die Fortsetzung des Krieges mit allen ihren unberechenbaren Möglichkeiten in Kauf zu nehmen. Daher bot die englische Regierung Ludwig XIV. Frieden gegen die Abtretung des eroberten Akadien an, und dieser ging gern darauf ein, um eines so gefährlichen Feindes ledig zu werden. Es leuchtet ein, daß die Kolonisten im Bewußtsein ihrer jüngsten kriegerischen Leistungen höchst unzufrieden waren und ihre Interessen als vom Mutterlande geopfert betrachteten. Aber von einer Auflehnung

konnte keine Rede sein; schwerer als alle Mißstimmung wog die Erkenntnis, daß man ohne das Mutterland der Franzosen in Kanada nie Herr werden könne, und als bald nach dem Frieden Georgien begründet wurde, hatte man neuen Grund, die militärische Unterstützung des Mutterlandes zu wünschen. Denn die Besiedlung Georgiens betrachtete Spanien als Eingriff in seine Interessensphäre; bald gab es Reibungen zwischen den Georgiern und Florida, die man nicht ohne englische Hilfe siegreich beenden konnte.

Die Wiederherstellung des allgemeinen Friedens (zu Utrecht 1713/14), die sich an den englisch-französischen Vertrag angeschlossen, brachte noch einige andere Veränderungen im Kolonialgebiete. So ließ sich England von Frankreich noch St. Christoph, soweit es französisch war, abtreten, außerdem noch alle Rechte auf Neufundland und die angrenzenden Inseln, ausgenommen Kap Breton; von Spanien erhielt eine englische Kompagnie, die Südseeengesellschaft, das Recht, auf 30 Jahre in den spanischen Kolonien jährlich 4800 Negerklaven einzuführen (Assientovertrag) und in Porto Bello jährlich eine Ladung von 500 Tonnen Kolonialwaren an Bord zu nehmen und eigne Waren abzusetzen. Territorial wie kommerziell hatte England den französischen Rivalen, der seine Privilegien aus dem Beginn des Krieges verlor, überwunden. Auch der Bundesgenosse Englands, Portugal, erhielt seinen Lohn von dem geschlagenen Frankreich: Frankreich gab das Gebiet zwischen dem Amazonasstrom und dem Vincent Pincon, das es seit 20 Jahren von Cayenne aus besetzt hatte, wieder heraus.

\* \* \*

Der Friede von Utrecht bestätigte Englands Stellung als erste Handels- und Seemacht, die es sich im letzten Kriege errungen hatte. Wie gewaltig der Vorsprung war, den es vor dem durch den unglücklichen Krieg geschwächten Frankreich gewonnen hatte, lehren die Handelsziffern der ersten Friedensjahre: England und Schottland hatten mit ihren 6—7 Millionen Einwohnern einen Außenhandel von etwa 340 Millionen Franken (13—14 Millionen Pfund), Frankreich mit 20 Millionen Seelen nur 80 $\frac{1}{2}$  Millionen (1716). Beide Staaten hatten nach dem anstrengenden Kriege das Verlangen nach Ruhe; Frankreich, um die zahllosen Wunden zu heilen, vornehmlich seine Finanzen wiederherzustellen; England, um seine durch die an die Festlandsstaaten gezahlten Hilfsgelder angeschwollene

Schuldenlast zu vermindern und die Früchte des Eroberten in Sicherheit zu genießen. Gegen dies Bedürfnis mußten die in Nordamerika weiter bestehenden Differenzen zurücktreten. So lebten beide Staaten fast ein Menschenalter im Frieden nebeneinander, und diese Haltung der Hauptmächte sicherte Europa und die Kolonien vor größeren Stürmen und Veränderungen.

Die Kolonialpolitik der Ruhezeit zeigt keine grundsätzlichen neuen Züge. Nur ließ die englische Regierung den Kolonien gegenüber die Zügel etwas loser und sah der Durchbrechung der Navigationsgesetze nicht selten geduldig zu, nicht aus Wohlwollen, sondern aus Lässigkeit, die in dieser Periode ja überhaupt charakteristisch für das englische Regiment ist. Große Hoffnung setzte die englische Handelswelt auf die Spanien entrissenen Konzessionen, da man an der alten Vorstellung von dem ungeheuren Reichtum Südamerikas noch immer festhielt. Eine besondere Gesellschaft, die Südseekompagnie, wurde zu ihrer Wahrnehmung gegründet, und sie begnügte sich vom ersten Tage an nicht mit der peinlichen Beobachtung des Vertrags: sie suchte weit mehr als die bedungene Zahl Schwarzer einzuführen, und aus der gestatteten einen Schiffsladung entwickelte sich ein regelmäßiger lebendiger Schleichhandel. Die Gesellschaft, die außer dieser Aufgabe noch andere, den kolonialen Dingen fernliegende, übernahm und ihre Kräfte überschätzte, spann keineswegs dauernd Seide, aber der britische Handel im ganzen fand darin viele neue Antriebe. Den Kolonien selbst war die lange Friedensära ungemein günstig. Tropische wie nördliche entwickelten sich in der einmal eingeschlagenen Richtung weiter, einige Fehlschläge, wie Mißernten, bedeuteten für die Gesamtheit nichts, und wenn der altgewohnte Hader mit dem Mutterlande aus wirtschaftlichen und politischen Gründen nicht fehlte, so waren doch die Einigungsmomente noch stark genug, um jede ernstliche Differenz zu verhüten. Daß der Nationalwohlstand Englands mit der kolonialen Entwicklung Schritt hielt, braucht kaum gesagt zu werden; das Steigen des Gesamtaußenhandels bis auf 20 Millionen Pfund im letzten Friedensjahre (1758) führt eine beredte Sprache.

Nicht minder vermochte sich Frankreich dank seiner großen natürlichen Hilfsquellen wirtschaftlich und finanziell zu erholen. Sein Gesamtaußenhandel erreicht zwar den englischen nicht, hat sich aber in derselben Zeit etwa verdreifacht. Der Verkehr mit den Kolonien bildet darin einen bedeutenden Posten; die Antillen allein

brauchten für ihren Handel mehrere Hundert Schiffe von über 200 Tonnen. Um den Verkehr zwischen Heimat und Kolonien zu heben, wurde gleich nach dem Kriege die Ausfuhr aus Frankreich von jedem Zoll befreit und der koloniale Import durch Zollermäßigungen begünstigt, zugleich aber die merkantilen Fesseln stärker angezogen. Die industriellen Unternehmungen, die Colbert gestattet hatte, waren schon kurz nach seinem Tode verboten worden, weil sich die französischen Fabrikanten über die Konkurrenz und die Reeder über die Verminderung der Fracht beschwerten. Die Verbote, mit dem Auslande zu handeln, wurden neu eingeschärft und so jede Korrespondenz mit dem Auslande untersagt. Gewaltig nahm die Erzeugung von Rohprodukten zu, in Guadeloupe z. B. vervierfachte sich in dieser Zeit die Zahl der Zuckerpflanzungen. Dementsprechend wuchs die weiße und schwarze Einwohnerschaft der Antillen, und selbst in Kanada gelang es, die Ansiedlerzahl auf mehr als das Doppelte (an 30 000, um 1740) zu bringen.

Das Schmerzenskind im französischen Kolonialreich war Louisiana. Die französischen Kaufleute, denen ja die spanischen Privilegien entglitten waren, hatten gemeint, seine günstige Lage zwischen den spanischen Besitzungen zu erlaubtem und unerlaubtem Handel verwerten zu können, und die Regierung hatte noch vor dem Friedensschluß zur Unterstützung solcher Absichten einem Unternehmer seine Besiedlung übertragen (1712), aber die ungeheure Aufgabe überstieg die Kräfte eines Einzelnen. Nach einigen Jahren vergeblichen Suchens auf Edelmetalle, denen man immer noch nachjagte, wenn man schnelle Erfolge sehen wollte, verzichtete er auf sein Privileg, und an seine Stelle trat eine Kompagnie, die mit größeren Mitteln als je eine zuvor ans Werk gehen wollte. Hundert Millionen Franken Aktienkapital versprach sie zusammenzubringen und binnen 25 Jahren 6000 Weiße anzusiedeln. Ihr Lohn war das Handelsmonopol für Louisiana und der alleinige Biberfellhandel mit Kanada, der Besitz aller Häfen, Minen und sonstigen nutzbringenden Anlagen, die sie errichtete, sowie zollpolitische Vergünstigungen ihrer Aus- und Einfuhr. Die Kompagnie griff ihr Unternehmen mit großer Tatkraft an. Binnen wenigen Jahren brachte sie mehr Einwohner hinüber als sie versprochen hatte, gab der Kolonie in Neu-Orleans eine Hauptstadt (1718), führte Negerklaven ein und begann mit dem Bau von Tabak und Baumwolle, der auch bald gewissen Gewinn abwarf. Aber viele innere Schäden waren nicht zu

überwinden. Um Ansiedler zu gewinnen, durfte man nicht wählerisch sein: Vagabunden, Gefangene und Kranke wurden hinübergeführt; ihre Leistungen waren gering, und ihre Arbeitskraft wurde überdies gelähmt durch die Schwierigkeit der Verpflegung, da für europäisches Getreide und Vieh das untere Mississippital wenig günstig war. Solche Übelstände kehren freilich in den Anfangsstadien vieler Kolonien wieder und können durch geduldige Arbeit überwunden werden, aber es war das Verhängnis, daß die Zeit zu solcher zähen, zielbewußten Tätigkeit mangelte. Denn der Gründer der Gesellschaft, der Schotte Law, hatte dem französischen Staat gegenüber weitgehende Verpflichtungen übernommen, deren Kern war, mit den Erträgen des kolonialen Unternehmens die französischen Finanzen zu verbessern, und zu dem Zweck brauchte er schnelle und große Gewinne. Er versuchte es zum Teil auf dem bisherigen Wege, durch das Auffuchen von Gold und Silber, zum Teil durch Handel mit den benachbarten mexikanischen Provinzen zu erreichen. Beides mißglückte; die Minen fanden sich nicht und die Spanier hielten ihre Grenzen verschlossen. Bald vermochte er die Aktien, die infolge gewissenloser Agitation unter dem vertrauensseligen und gewinnsüchtigen Publikum auf das Vierzigfache des Emissionswertes gestiegen waren, nicht mehr zu verzinsen. Wir brauchen die Leidensgeschichte dieses Unternehmens, das weit mehr in die französische Finanz- als Kolonialgeschichte gehört, nicht näher zu verfolgen; die Gesellschaft konnte bei ihren zusammenschrumpfenden Mitteln die Ansiedler nicht versorgen, viele gingen zugrunde, und andere entwichen in die spanischen und englischen Kolonien. Als zu allem Unglück noch ein Indianeraufstand ausbrach, sah sich die Gesellschaft außerstande, ihr Werk aufrecht zu erhalten und gab gegen geringe Entschädigung ihr Privileg an die Krone zurück (1733). Nur ein schwacher Stamm von Ansiedlern mit wenigen Hundert Neger-  
sklaven war bis dahin geschaffen worden. Auch als Kolonie in königlicher Verwaltung sah Louisiana kaum bessere Tage, da die Regierung stets in Finanznot war und der bald darauf ausbrechende englische Krieg sie zwang, ihr Augenmerk vornehmlich dem zunächst bedrohten Kanada zuzuwenden.

\*

Die Unterbrechung des friedlichen Zustandes, von dem beide Hauptmächte so große materielle Vorteile hatten, ist nicht durch die Beziehungen zwischen ihnen, sondern durch die zu einer dritten Macht,

Europäische Kolonisation.

10

zu Spanien, hervorgerufen worden. Die spanische Verwaltung empfand die skrupellose Übertretung des Assientovertrages bald schmerzlich, und da auf Beschwerden in London keine Genugtuung erfolgte, griff sie zur Selbsthilfe, ließ die Küsten scharf bewachen, viele englische Schmuggler festnehmen und hart bestrafen. Nun klagten die englischen Kaufleute über spanische Grausamkeiten, ja in der englischen öffentlichen Meinung wurde die Forderung laut, Spanien mit Gewalt zur Duldung der englischen Praxis zu zwingen. Das Ministerium Walpole, aus finanziellen und politischen Gründen am Frieden hängend, schwieg lange still, aber als die Agitation infolge der wachsenden Beschlagnahmen zunahm, und als zugleich die Georgischen Grenzfehden mit Florida die Nation erregten, mußte es dem Unwillen in den ausschlaggebenden Kreisen nachgeben und den Krieg erklären (1739). Der Bruch mit Spanien führte bald zum Kampf mit Frankreich, da dies mit Spanien verbündet war und seine Niederwerfung durch England nicht dulden konnte. Es hätte ja dann dem Sieger isoliert gegenübergestanden, da Holland seit fast einem halben Jahrhundert im englischen Fahrwasser segelte. Zwar unterließen beide Mächte noch eine förmliche Kriegserklärung, aber französische Geschwader traten im Verein mit den spanischen den englischen sogleich offen gegenüber. Nach kurzer Zeit verwickelte sich dieser Krieg mit Gegensätzen auf dem Festlande, mit dem Streit um die Habsburgische Erbschaft in Deutschland, wo England mit Östreich, Frankreich mit dessen Widersachern Preußen und Bayern verbündet war. Diese abermalige Gegnerschaft erzwang die Kriegserklärung (1743). Der neue Seekrieg wurde nicht mit derselben stürmischen Energie geführt wie die letzten, da in der langen Friedenszeit beide Mächte die Seewehr nicht auf der notwendigen Höhe gehalten hatten. Daher ernteten die Engländer, die in den spanischen Kolonien, eine leichte Beute erblickt hatten, geringere Lorbeeren als sie gehofft hatten. Zwar war ihre Flotte entsprechend der längeren Schulung der französischen überlegen, aber eine völlige Zerstörung der feindlichen Streitkräfte erreichte sie nicht. Daher wurde im Frieden (zu Aachen 1748) der alte Zustand in den Kolonien wieder hergestellt. Einige Eroberungen, die die nordamerikanischen Kolonisten an der Grenze Kanadas gemacht hatten, wurden als Kompensation für Vorteile, die die Franzosen in Europa über Englands Bundesgenossen und in Indien über England selbst davongetragen hatten, wieder herausgegeben.

Dem Frieden war nur kurze Dauer bestimmt. Wiederum wie in Utrecht fühlten sich die Neuengländer vom Mutterlande verraten, und sie waren fest entschlossen, ihre Interessen in der bisherigen Weise, durch Ausdehnung ihres Ansiedlungsgebiets nach Norden und Westen unter Zurückdrängung der so viel schwächeren französischen Kolonisten wahrzunehmen. Daß eine gemischte Kommission auf neue eine friedliche Verständigung über die Grenzen versuchen sollte, kümmerte sie nicht.

An zwei Stellen hauptsächlich berührten sich die Vorposten der Kolonisten: im Ohiotale, dem Hinterlande von Pennsylvania und Virginien, das die Franzosen von den großen Seen aus erreicht hatten, und in Akadien. So unbestimmt waren noch dessen Grenzen, daß die Franzosen den Isthmus zwischen Neu-Schottland und Neu-Braunschweig auch nach dem Frieden von Utrecht ungeachtet aller Proteste der Engländer im Besitz gehalten und mit einigen Forts befestigt hatten. Um so weniger wollten die Engländer auf diesen Distrikt verzichten, als sie sich grade in Akadien den Franzosen als Kolonialvolk weit überlegen fühlten. Binnen wenigen Jahren hatten sie in der neuen Provinz das Mehrfache von dem angesiedelt, was die Franzosen während ihres hundertjährigen Besitzes hatten hinüberschaffen können, und die Gründung von Halifax in Neu-Schottland (1749) verlieh der Kolonie einen besonderen Wert. Ehemalige Matrosen und Soldaten bildeten den Stamm der Ansiedler, an die sich dann Auswanderer aus den anderen Kolonien und dem Mutterlande angeschlossen. Die Franzosen hatten bei der größeren Seßhaftigkeit ihrer bäuerlichen Bevölkerung, der ja die große Mehrheit der Nation angehörte, viel weniger Auswanderungslustige und die Hauptmasse davon ging nach wie vor in die Antillen.

Den Kanadiern entgingen die Angriffsabsichten der Nachbarn nicht, und die Erfahrungen des letzten Krieges, in denen sie unterlegen waren, ließen sie nicht unbenützt: sie verstärkten ihre Garnisonen, legten im Ohiotale mehrere vorgeschobene Befestigungen an und suchten sie durch andere befestigte Stationen mit Quebec, ihrem Zentralpunkt, zu verbinden. In der That kamen sie den Engländern zuvor; einige Ansiedler wurden verjagt und eine größere virginische Abteilung unter George Washington, dem späteren Befreier, die die französischen Anlagen zerstören sollte, mit großen Verlusten zurückgeschlagen (1753). Im englischen Amerika steigerte diese Schlappe nur die Angriffslust, in England dagegen sprachen manche Stimmen

für Nachgiebigkeit und Erhaltung des Friedens, weil man in der Nachbarschaft der Franzosen ein willkommenes Gegengewicht gegen die stetig stärker und unbotmäßiger werdenden Kolonisten sah. Aber die Idee der Expansion, die Vorstellung, daß der nordamerikanische Kontinent den Engländern gebühre, trug es bald davon. Militärisch fühlte man sich Frankreich überlegen, weil die Regierung mit großer Entschlossenheit an der Ausbesserung der Schäden in der Flotte gearbeitet hatte, während das Frankreich Ludwigs XV. es hieran fehlen ließ. Die Londoner Regierung beschloß daher den Kolonisten zuhülfe zu kommen und die Erneuerung des Krieges nicht zu scheuen. Zwei französische Forts auf der Landzunge zwischen Neuschottland und Neubraunschweig wurden erobert, französische Kriegs- und Handelsschiffe, die Verstärkungen nach Kanada brachten, weggenommen. Als die französische Regierung hierauf den Krieg erklärte, konnte England ihn mit doppelter Übermacht beginnen, mit 89 Linienschiffen gegen 45 (1755).

Wie man weiß, trat auch dieser Kolonialkrieg in Verbindung mit einer großen europäischen Frage: mit der Rivalität zwischen Österreich und Preußen. Diesmal hielt England zu Preußen, Frankreich zu Österreich und Rußland. Sechs Jahre lang beeinflussten sich die Ereignisse zu Wasser und zu Lande; das Schicksal Mitteleuropas wie Amerikas und Indiens hing von den Schlachten auf beiden Kriegsschauplätzen ab. Abermals zeigte sich zuerst die Überlegenheit der französischen Berufsarmee über die kolonialen Aufgebote; in den ersten beiden Jahren (1756 und 57) erlitten die Engländer am Ohio und in Akadien mehrere Niederlagen und verloren ihre vorgeschobenen Posten. Es war eine kritische Zeit für die englische Politik: in Amerika war die Offensive gescheitert, in Indien standen, wie wir noch sehen werden, die Dinge nicht zum besten, in Europa endlich hatte man schwere Schläge erlitten: im Mittelmeer war Menorca durch das Ungeschick eines Admirals verloren gegangen, ein Angriff der Spanier auf Gibraltar drohte, in Deutschland endlich war das englische Landheer völlig geschlagen worden. Zum Glück für England waren die Franzosen nicht fähig, vollen Vorteil aus dieser günstigen Lage zu ziehen, da der Doppelkrieg zu Wasser und zu Lande ihre Kräfte überstieg. In Deutschland wurden sie von dem andern Gegner, Friedrich dem Großen, bei Roßbach (5. November 1757) geschlagen, und diese Niederlage zwang sie, größere Mittel auf den Landkrieg zu verwenden, also dem Seekriege

zu entziehen. Andererseits war der Sieg des englischen Bundesgenossen von großer moralischer Bedeutung in London; die Partei, die unter William Pitts Führung die Vertreibung der Franzosen aus Nordamerika als politisches Ziel aufgestellt hatte, blieb trotz der vielen Unfälle an der Herrschaft und beschloß den Krieg mit rücksichtsloser Energie durchzuführen.

Pitt verstand es, ein militärisches Zusammenwirken zwischen der englischen See- und der amerikanischen Landmacht zu bewirken: er verheiß den Kolonisten für nachhaltige Anstrengungen Ersatz der Kriegskosten und versprach ihren Milizoffizieren denselben Rang wie den englischen Berufsoffizieren. Einige Linienregimenter schickte er hinüber, damit sie den Milizen als Kern und Vorbild dienten, und sobald die Kolonien größere Massen damit vereinigten, war der Krieg entschieden. Die Franzosen hatten wegen ihrer numerischen Schwäche die Zeit der englischen Depression nicht zu einer energischen Offensive ins Herz der feindlichen Staaten benutzen und den Gegner wehrlos machen können; nur eben den feindlichen Anfall abzuwehren hatten sie vermocht. Unterstützung aus Europa erhielten sie wenig, da der Krieg in Deutschland das Heer in Anspruch nahm und die englische Flotte den Transport erschwerte. So konnten die Engländer trotz der Niederlagen stets neue Rüstungen in ihren Küstenplätzen anstellen und neue Pläne entwerfen: sie mußten bei zähem Festhalten schließlich die Franzosen erschöpfen. Schritt für Schritt kamen sie nach jenem Entschluß vorwärts; zuerst fiel Louisburg (1758), in den beiden folgenden Jahren Quebec und Montreal. Das Ohiogebiet nahmen sie zu derselben Zeit ein, so daß sich das englische Amerika jetzt bis zum Mississippi ausdehnte. Dem Siege in Amerika reihten sich solche in Europa und Indien an: in Indien verloren die Franzosen fast alle ihre Besitzungen, im Kanal wurde ihre Schlachtflotte vernichtet (1759). Dieser Schlag machte die anderen französischen Besitzungen wehrlos: sogleich nahm England Martinique, Guadeloupe, Grenada und die Senegalstation weg. Neue Triumphe blühten der allgewaltigen Seemacht, als Spanien, der Bundesgenosse Frankreichs, in den Krieg eintrat (1762): Havanna und Manila konnten erobert werden. Die Friedensbedingungen entsprachen der militärischen Lage: Frankreich mußte Kanada aufgeben und behielt von seinem nördlichen Besitz nur die kleinen Inseln St. Pierre und Miquelon als Fischereistationen, so daß nach dieser Seite der Ehrgeiz der Amerikaner befriedigt war. Auch nach Sü-

den rundete sich das Kolonialgebiet ab: Florida, der lästige Nachbar Georgiens, kam in englischen Besitz, wofür Spanien Louisiana westlich des Mississippi erhielt, das Land östlich fiel an England: Frankreich hatte also auch die Kosten dieses Tauschgeschäftes zu zahlen und verschwand ganz vom nordamerikanischen Kontinent. In Westindien mußte Frankreich die Insel Grenada opfern, und von einigen anderen Inseln, die bisher als neutral gegolten hatten und jetzt aufgeteilt wurden, riß England den Löwenanteil an sich: St. Vincent, Dominica und Tabago, Frankreich mußte sich mit St. Lucia begnügen. In Afrika mußte es sich ebenfalls eine Verkleinerung gefallen lassen: von allen seinen Senegalstationen erhielt es nur die Insel Goré zurück.

\*

Zu alledem hatte sich England auch im Indischen Meere die erste Stelle zu sichern gewußt. In diesem viel begehrten Gebiet hatten die Niederländer ihre Position seit hundert Jahren behauptet und erweitert; alle Teilreiche der Molukken und Javas wurden allmählich von ihnen abhängig, auf Sumatra und Borneo wurden einige Faktoreien angelegt. Der Charakter ihrer Politik blieb unverändert. Nur wenig Land wurde in unmittelbare Verwaltung genommen, den einheimischen Fürsten ein niederländisches Handelsmonopol auferlegt und die Kulturen im Interesse der Preisbildung beschränkt, so jetzt namentlich der Kaffeebau auf Java. Die Handelskompagnie erlebte noch glänzende Zeiten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, aber den ausschließlichen Handelsbesitz konnte sie nicht mehr beanspruchen. Auf den Molukken, auf Java und Ceylon blieb sie zwar allein herrschend, aber auf dem Festlande mußte sie die Niederlassungen anderer Europäer dulden und ihnen bald den Vorrang einräumen. Die Portugiesen freilich bedeuteten weniger als je; einige Menschenalter nach ihrer Befreiung von der spanischen Herrschaft hatten sie alle ihre Besitzungen bis auf Goa, Diu und einige kleine Inseln und Städtchen an die Eingeborenen verloren. Aber in dieser Zeit des weiteren portugiesischen Niedergangs traten in den Engländern und Franzosen stärkere Bewerber um die Beherrschung Indiens auf den Plan. Die englische Kompagnie hatte, wie erwähnt, Bombay von Portugal erworben, bei Madras und in der Gangesmündung einige Kontore mit dem Hauptort Calcutta errichtet (1696). Etwas später vergrößerten die Franzosen den von Colbert hinterlassenen Besitz durch Mahé an der Ma-

labarküste (1721) und durch Ile de France, heute Mauritius (1715). Alle festländischen Niederlassungen hatten kolonisatorische Bedeutung noch nicht; es waren Häfen mit geringem Landgebiet, die politisch von den einheimischen Fürsten abhängig und den Europäern unter bestimmten Bedingungen geöffnet waren.

Nun gingen im Laufe des 18. Jahrhunderts in der politischen Struktur Indiens wichtige Veränderungen vor, die den Europäern ein Vordringen über diese Küstenstriche und Beeinflussung des Hinterlandes ermöglichten. Im 17. Jahrhundert hatte das Reich des Großmoguls von Delhi den größten Teil Indiens, vom Indus und Ganges bis nach Dekkan hin umfaßt und gelegentliche Versuche der Europäer, die Rolle geduldeter Gäste mit der selbständiger Mächte zu vertauschen, abgewehrt (um 1680), aber um die Wende des Jahrhunderts begann das Riesenreich zu zerbröckeln. Perser und Afghanen rissen nördliche Provinzen ab, im Süden machten sich mehrere Reiche unabhängig, von denen einige, wie Haiderabad oder Dekkan und Karnatik der mohammedanischen, andere weiter südlich der Hindureligion angehörten. Vor allem aber hatten ehemalige Söldner des Großmoguls, die Mahrattthen, im Osten, zwischen Bombay und Goa, einen buddhistischen Räuberstaat mit kräftiger Zentralgewalt gebildet, der bald alle Staaten Indiens mit Angriffen und Tributforderungen heimsuchte. Jedes dieser politischen Gebilde zerfiel wiederum in Unterabteilungen, Provinzen und kleinere Bezirke, regiert von Nabobs und anderen Würdenträgern, deren Unterordnung unter die Zentralgewalt stets von der Persönlichkeit des jeweiligen Herrschers abhing. Die ewigen Fehden, die aus dieser politischen Gestaltung folgten, haben den Europäern zuerst die Ausdehnung ihres Einflusses gestattet. Im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts waren die indischen Verhältnisse so weit vorgeschritten, daß die Versuche der Engländer und Franzosen mit größerem Nachdruck beginnen konnten.

Da der Friede in Europa zu gleicher Zeit sich seinem Ende näherte, sah man auf beiden Seiten in der Beherrschung und Beeinflussung indischer Fürsten ein Mittel, dem Nebenbuhler zu schaden. Die Franzosen hatten zunächst größere Erfolge. Der Gouverneur von Pondichéry unterstützte den Nabob von Karnatik, der in halber Abhängigkeit von Dekkan stand, in seinen Zwistigkeiten mit dem Oberlehnsherrn und den Mahrattthen und erhielt dafür den reichen Platz Karikal ausgeliefert; mehrere glückliche Gefechte, in

denen sich die militärische Überlegenheit der Europäer glänzend bewährte, verschafften ihm solches Ansehen, daß Dekkan und Karnatik wohlwollende Neutralität beobachteten, als der Krieg aus Europa nach Indien übergrieff (1743). Da zugleich von Mauritius aus ein Geschwader zu Hilfe geschickt werden konnte, während die englischen Flotten in Europa und Amerika beschäftigt waren, so waren die Franzosen überlegen; Madras konnten sie erobern und es gegen Angriffe indischer Fürsten, die vorübergehend auf die englische Seite traten, behaupten (1747). Der Führer der Franzosen, Dupleix, trug sich schon mit dem stolzen Gedanken, die Engländer aus Indien zu vertreiben, aber Uneinigkeit mit dem Flottenchef und die Ankunft eines englischen Geschwaders (1747) durchkreuzten seine Absicht. Allerdings hielt er das Gewonnene fest, mußte es aber im Friedensschluß, wie schon erwähnt, herausgeben (1748).

Es ist begreiflich, daß die Leiter der französischen ostindischen Kompagnie mit diesem Ausgang unzufrieden waren, und daß Dupleix den Frieden nur als Waffenstillstand betrachtete. Er setzte daher seine Politik, durch Beeinflussung und Unterwerfung indischer Dynasten sich eine sichere Basis zur Erneuerung des Krieges zu schaffen, fort. Sein Ziel war zunächst, die dem französischen Hauptort Pondichéry benachbarten Länder Dekkan und Karnatik an sich zu fesseln, dann war Südindien den Engländern verschlossen und ihre Stellung in Bengalen ebenfalls bedroht, weil voraussichtlich die Eingeborenen dort sich den erfolgreichen Franzosen anschließen würden. Unter Benutzung von Thronstreitigkeiten kam er binnen einigen Jahren fast zum Ziele; in beiden Reichen brachte er seine Kreaturen zur Herrschaft (1751) und ließ sich von ihnen die eigentliche Regierung übertragen. Nur wenige Distrikte mit dem Mittelpunkt Trichinopoli widerstanden ihm noch. Hier brach sich Dupleixs Glück, denn in diesem Moment griffen die Engländer ein. Die englische Gesellschaft, die bisher, erschöpft von dem langen Kriege, die Hände in den Schoß gelegt hatte, ließ sich von einem untergeordneten Beamten, Robert Clive, einem Kenner der südlichen Verhältnisse, der mit genialem Blick die Pläne des rührigen Franzosen ahnte, überzeugen, daß sie durch weitere Untätigkeit ihre Existenz aufs Spiel setze. Zwar den Frieden mit Frankreich brach sie nicht, aber sie ließ die Anhänger der Franzosen in Karnatik überfallen und rettete dadurch Trichinopoli, das dem Falle nahe war, und erhöhte den Respekt der Inder vor den englischen Waffen. Der Kampf war damit noch nicht ent-

schieden, jahrelang beföhdeten sich die englische und französische Kompagnie dadurch, daß sie indische Fürsten gegeneinander mobil machten und unterstützten, ohne offiziell den Krieg zu erklären. In diesen Wirren war es den Franzosen nachteilig, daß sie ihre wichtigsten Niederlassungen auf dem Hauptkriegschauplatz, im Südosten, errichtet hatten. Ihr Handel mit den Eingeborenen erlitt durch die Unruhen viele Verluste, die Engländer dagegen trieben in ihren besten Stationen, in Bengalen, den Handel ungestört weiter und konnten ihren Bundesgenossen im Süden Verstärkungen schicken. Infolgedessen wurde die französische Gesellschaft des Krieges früher müde als die englische; unzufrieden mit dem Sinken der Dividende und unfähig, die Lage in Indien zu überblicken, rief sie Dupleix ab (1754). Seine Politik wurde offiziell verleugnet, da nach seinem Weggange die Gesellschaften ein Abkommen trafen, sich nicht mehr in die Streitigkeiten der Eingeborenen einzumischen. Es war eine schwere Niederlage der Franzosen: bei der Überlegenheit der englischen Marine konnten sie nur hoffen, den wichtigen fernen Posten zu behaupten, wenn sie in Indien selbst ihre Macht vergrößerten. Aber dieser Schritt hatte gerade die entgegengesetzte Wirkung: viele indische Sultane durchschauten sofort, daß die Energie der Franzosen erlahme, und hielten sich daher zu England, als der stärkeren Partei. Selbstverständlich konnte der Vertrag nicht gehalten werden, da die beiden europäischen Rivalen sich schon viel zu tief mit den verschiedenen indischen Reichen eingelassen hatten, und in dem latenten Kriege konnten die Engländer, gestützt auf den eben errungenen Erfolg, weit rücksichtsloser als die Franzosen auftreten. So begannen die Franzosen den neuen großen Kolonialkrieg (1756) in weit schlechterer Lage als den letzten, und da im Siebenjährigen Kriege die englische Marine der französischen weit überlegen war, und stärkere Abteilungen als vor einem Jahrzehnt in die indischen Gewässer abgeschickt werden konnten, so war es um die Franzosen geschehen. Nur in den ersten Jahren konnten sie sich in ihrem Hauptmachtgebiet, an der Koromandelküste mit einigem Vorteil halten, aber nach Ankunft einer englischen Flotte (1759) war alle Mühe umsonst: sie verloren einen Platz nach dem andern, zuletzt Pondichéry (1761).

Und wie gegen die Franzosen war die englische Kompagnie unter Clives Führung gegen die Eingeborenen siegreich. Die ehemaligen Bundesgenossen der Franzosen im Süden erkannten ihre Überlegenheit an, und im Norden war sie die Landesherrin des un-

tern Gangesgebiets geworden. Zwar hatte gerade hier der Krieg unglücklich begonnen. Der Nabob von Bengalen hatte in einem Überfall Calcutta genommen und viele Engländer hinmorden lassen, aber am Schluß hatte die Kompagnie mehr als das Verlorene in Händen. In einigen Provinzen übernahm sie selbst die Verwaltung, in anderen setzte sie abhängige Nabobs ein. Der Großmogul bestätigte ihr nach einigen Jahren den Besitz der drei Provinzen Unterbengalen, Bihar und Orissa (1765) unter seiner Oberhoheit, aber seine Macht war viel zu sehr zusammengeschrumpft und zu oft hatte er die Schärfe des englischen Schwertes kennen gelernt, um seine nominelle Oberherrlichkeit in eine wirkliche verwandeln zu können. Die Politik, die Dupleix im Süden mit unzureichenden Mitteln versucht hatte, war seinem großen Feinde im Norden glänzend gelungen.

Schon zur Zeit des Friedens mit Frankreich (1763) waren diese Verhältnisse im wesentlichen geregelt, und Frankreich mußte sie ausdrücklich anerkennen. Gegen dies Versprechen erhielt die französische Kompagnie alle ihre Besitzungen, die sie vor dem Jahre 1748 besessen hatte, zurück: ein Geschenk von überaus geringem Werte. Denn zu jenem Zeitpunkt hatte Frankreich Territorialbesitz nicht inne, seine Niederlassungen beschränkten sich daher nur auf einige Küstenstriche und konnten sich mit dem gewaltigen englischen Gebiet in keiner Weise mehr messen. Jetzt lag Indien den Engländern zu Füßen, Frankreichs schlaffe Regierung hatte durch die Preisgebung Dupleix' unermessliche Aussichten aus der Hand gegeben. Zu dem Schaden gesellte sich die Schande: Dupleix, der während seiner Amtszeit der Kompagnie große Vorschüsse gemacht und dafür große Lobsprüche erhalten hatte, konnte daheim die Anerkennung seiner Ansprüche nicht durchsetzen und starb im Elend (1763); Callij-Tollendal, der im Siebenjährigen Kriege die Niederlassungen unerschrocken mit unzulänglichen Mitteln verteidigt hatte, wurde des Verrats angeklagt und endete nach einem unwürdigen Gerichtsverfahren auf dem Schaffott (1766).

## Zehntes Kapitel.

### Beginnender Zusammenbruch des herrschenden Kolonialsystems.

Mancherlei Schwierigkeiten im Schoße der englischen Regierung waren der Feststellung der Friedensbedingungen vorhergegangen. Eine Partei wollte, geleitet durch das uns bekannte Mißtrauen gegen die Kolonisten, Kanada und Louisiana in Frankreichs Händen lassen und sich dafür in Westindien schadlos halten; Pitt und seine Anhänger waren dafür, außer allem übrigen auch diese Pflanzungen zu behalten, um Frankreich ganz aus der Reihe der See- und Kolonialmächte zu streichen. Besorgnis vor ernstern Zerwürfnissen mit den Nordamerikanern hegten diese Vertreter der stärksten Expansion nicht, da sie ihre Uneinigkeit im letzten Kriege abermals kennen gelernt hatten und nicht an eine gemeinsame Aktion gegen die Metropole glaubten. Schließlich kam der Friede auf die erwähnten Bedingungen zustande, weil die öffentliche Meinung die Vertreibung der Franzosen aus Kanada forderte, dagegen weniger Wert auf Mittelamerika legte, und die Regierung aus Gründen der auswärtigen und inneren Politik schleunige Beendigung der Feindseligkeiten ersehnte.

Der Friede bezeichnet den Höhepunkt der englischen Kolonialmacht im 18. Jahrhundert. Glänzend hatte sich die Sorge für die Marine, der man die Überwindung Frankreichs verdankte, bezahlt gemacht; der Handel war im Siebenjährigen Kriege um etwa 60 Millionen Franken vermehrt, während der französische um ungefähr ebensoviel zurückgegangen war. Von außen war diese Macht schwerlich noch zu erschüttern, aber im Innern des Riesenreichs zeigten sich Elemente der Zersetzung, Bewegungen, die bald das ganze geltende Kolonialsystem in Frage stellten. Unsere Erzählung hat schon wiederholt den schwachen Punkt im englischen Imperium erkennen lassen: den Gegensatz zwischen den Nordamerikanern und dem Mutterlande. Nach dem Siebenjährigen Kriege wurden diese Schwierigkeiten akut, denn jetzt war das Selbstbewußtsein und Si-

herheitsgefühl der Kolonisten nach der Vertreibung der Franzosen gestiegen, und grade in diesem Moment versuchte England sie dem Mutterlande strenger unterzuordnen.

Sinanzielle und allgemeine politische Gründe riefen diese Absicht hervor. Der Krieg hatte Englands Schuldenlast auf das Doppelte erhöht: er war, argumentierte man, wesentlich der Kolonien wegen geführt worden: war es da nicht recht und billig, sie zur Verzinsung und Tilgung heranzuziehen? Noch gewichtiger waren die politischen Gründe. Während des Krieges hatte es viele Mißhelligkeiten gegeben. Die Amerikaner hatten skrupellos ihren Handel mit dem Feinde weiter betrieben, sogar die blockierten Inseln und Häfen mit Lebensmitteln und Kriegsvorrat versorgt und — ähnlich wie die Niederländer im spanischen Kriege — ihr Gewissen durch besonders hohe Preise, die sie vom Feinde verlangten, beruhigt. Die Bemühungen der Gouverneure, dem Schleichhandel zu steuern, wurden in der Regel von den lokalen Behörden nicht unterstützt. Auch an unfreundlicher Behandlung der englischen Soldaten, denen die Gemeinden Quartiere und Lebensmittel verweigerten, hatte es nicht gefehlt. Um solchen Ärgernissen für die Zukunft vorzubeugen, plante das Ministerium eine Verstärkung der Exekutive; alle Beamten und Richter sollten von der Krone ernannt und so eine zuverlässige öffentliche Gewalt geschaffen werden. Aus dieser Absicht folgte die Notwendigkeit, die Kolonien zu besteuern, um die neuen Beamten bezahlen zu können. Um die Besteuerung und die Anerkennung aller Neuerungen durchzusetzen, wollte man selbst vor Verfassungsänderungen in den Kolonien nicht zurückschrecken und eine Armee von 10 000 Mann drüben unterhalten, die natürlich ebenfalls die Kolonisten zu bezahlen hatten. Diese Truppe sollte zugleich den Kolonien dienen: sie sollte sie vor Indianeraufständen sichern, die sich nach dem Friedensschluß in den ehemals französischen Teilen erhoben hatten.

Allerdings fehlte auch die Meinung nicht — und namentlich Pitt, der populärste Engländer in den Kolonien, machte sich zu ihrem Wortführer, — daß man am besten alles beim alten lasse; jede Beschränkung der kolonialen Autonomie durch Steuer- und Polizeigesetze sei überflüssig, da England schon durch die regen Handelsbeziehungen indirekt für die Beiträge zur Verteidigung der Kolonie entschädigt werde. Indessen diese den Kolonien wohlwollende Richtung hatte von vornherein keine Aussicht auf Sieg; die schärfere, ver-

treten vom Ministerpräsidenten Grenville und unterstützt von dem auf die Erweiterung seiner Rechte bedachten König Georg III., erlangte bald im Parlament und in der öffentlichen Meinung die Oberhand. Daß Schwierigkeiten entstehen könnten, machten in der Öffentlichkeit sich nur wenige klar, denn es herrschte ebenso große Unkenntnis der amerikanischen Dinge, wie Abneigung gegen die Kolonisten, denen man die Umgehung der wirtschaftlichen Gesetze nicht verzeihen konnte. Die große Mehrzahl der Amerikaner, wurde wohl gesagt, seien als Abkömmlinge von Deportierten und Übeltätern aller Art — an die Auswanderer aus religiösen Gründen dachte man nicht — geborene Verbrecher, die dankbar sein müßten, wenn man sie mit dem Galgen verschone. Wenn der Gedanke auftauchte, daß die Amerikaner sich gegen die neuen Gesetze zur Wehr setzen könnten, wie sie vor hundert Jahren schon gedroht hatten, so wurde er nicht ernst genommen; berichteten doch die Kolonialgouverneure, daß die Kolonisten, angewiesen auf den Seehandel, und ohne Marine, durch eine Blockade leicht zur Vernunft gebracht werden könnten, falls sie sich wirklich widersetzen wollten. Aus diesen Erwägungen heraus wurden zunächst unmittelbar nach dem Kriege die Handelsgesetze wieder in Erinnerung gebracht, die Küsten schärfer überwacht, die Abgaben in den Kolonien auf Zucker, Indigo, Wein, Kaffee und andere Gegenstände, soweit sie nicht aus englischen Besitzungen stammten, erhöht, neue Produkte, wie Eisen und Häute auf die Liste der „aufgezählten Waren“ gesetzt, endlich ein Stempelgesetz für die Kolonien erlassen (1765). Als Kompensation für die neue Belastung wurden Ausfuhrprämien auf Reis, Hanf und Flachس gesetzt und die Zollvergünstigungen, die englische Walfischfänger vor amerikanischen genossen, beseitigt.

Wenn die englische Regierung erwartete, mit diesen Maßregeln ohne große Schwierigkeiten zum Ziele zu kommen, so täuschte sie sich gründlich über die politischen Anschauungen ihrer Kolonisten. Allerdings war die große Mehrheit weit davon entfernt, einen Bruch mit dem Mutterlande anzustreben, aber ebensowenig dachte sie sich durch solche Konzessionen für die Beschränkung ihrer Autonomie abfinden zu lassen.

Als den besten Vertreter des amerikanischen Geistes darf man Benjamin Franklin aus Massachussetts betrachten. Er bezeichnet das Heranwachsen eines neuen Geschlechts, das seinen Lebenszuschnitt nicht mehr nach religiösen Gesichtspunkten wie die alten Puritaner

einrichtete, sondern, ohne irreligiös zu sein, in erster Linie klaren und nüchternen Blickes sein Fortkommen in der realen Welt suchte. Aber dies Bestreben mündete keineswegs in lazer genußfroher Lebensanschauung aus, vielmehr galt die Arbeit zum Wohle der Allgemeinheit ebenfalls für selbstverständlich, sobald man sich und seiner Familie eine sichere Existenz geschaffen hatte. Franklin hatte als Drucker und Verleger des populären Kalenders „Der arme Richard“ diese Grundsätze verkündet und befolgt; hierdurch und durch seine wissenschaftlichen und technischen Leistungen, sowie durch seine Verdienste um die Organisation und Verpflegung der Miliz im Kanadischen Kriege hatte er sich großen Einfluß und eine hervorragende Stelle im amerikanischen Geistesleben errungen; die meisten Publizisten standen mit ihm in innerer Verbindung. Er hatte schon während des Siebenjährigen Krieges ausgeführt, daß eine Besteuerung der Kolonien durch das Londoner Parlament ein Mißtrauensvotum gegen die Kolonisten bedeute und ihre Verfassungen illusorisch mache. Niemand dürfe nach englischem Herkommen ohne seine Einwilligung, die er durch seinen Repräsentanten aussprechen lasse, besteuert werden. Die Konsequenz dieser Anschauung war die Forderung, daß die Kolonisten Vertreter ins Parlament schickten, oder daß das Mutterland, wenn es darauf nicht einginge, sich von jeder einzelnen Kolonialversammlung die notwendigen Beiträge bewilligen lasse. Diese Meinung stand im Einklang mit der Vergangenheit, denn faktisch hatte bisher das Parlament den Kolonien keine Steuern auferlegt. Zwar Zölle hatten Krone und Parlament beschlossen, aber diese galten nicht als Steuern, sondern als unvermeidliche Abgaben zur Erhaltung des Militär- und Polizeidienstes. Gegen die neuen Zollerhöhungen erhob sich deshalb auch kein grundsätzlicher Protest, obgleich sie die neuenglische Schifffahrt nach Westindien belästigten. Sie bekämpfte man durch den altgewohnten Schmuggel, der Stempelakte verweigerte man formell die Anerkennung.

Noch ehe die Stempelakte genehmigt war, während das Parlament noch über sein Besteuerungsrecht verhandelte, traten die Amerikaner mit ihrer Anschauung hervor. Wiederum stand Massachusetts an der Spitze der Opposition. Ein Redner seiner Kolonialversammlung, James Otis, faßte die Ansprüche der Amerikaner in dem Satz zusammen: die Rechte der Kolonisten seien dieselben wie die eines jeden Engländer: persönliche Sicherheit und Freiheit, das Recht des Eigentums, das Recht der lokalen Gesetzgebung, der allein

der König ein Veto entgegensetzen kann, endlich das Recht der ausschließlichen Selbstbesteuerung.“ Die Kolonialversammlung akzeptierte in einem feierlichen Beschluß diese Definition, und die übrigen Kolonien folgten nach. Es war das Verhängnis, daß die englische Regierung den amerikanischen Standpunkt nicht annehmen konnte. Den Grundsatz, daß niemand ohne seine Einwilligung besteuert werden könne, mußte sie verwerfen mit Rücksicht auf die englische Verfassung, die nur ein beschränktes Wahlrecht kannte; große Städte wie Birmingham und Liverpool waren nicht vertreten und mußten sich doch den Parlamentsbeschlüssen fügen; was diesen recht war, mußte den Amerikanern billig sein. Die Aufnahme von Kolonisten in die Volksvertretung hätte eine Verfassungsänderung mit unabsehbaren Folgen bedeutet: man hätte das allgemeine Wahlrecht einführen müssen, denn ein anderes hätten die Kolonisten gewiß nicht angenommen. Und schwerlich hätte ein derartig zusammengesetztes Parlament die alte merkantilistische Gesetzgebung mit der Privilegierung des Mutterlandes gegen die Kolonien aufrecht erhalten. Der zweite Weg, Verständigung mit den einzelnen Kolonialversammlungen über Beiträge, war ungangbar; er hätte nach den bisherigen Erfahrungen mit der Opferwilligkeit der Kolonien zu endlosen Verhandlungen und geringen Resultaten geführt.

Keineswegs war dabei die englische Regierung den Vorstellungen der Amerikaner unzugänglich; sie suchte vielmehr ehrlich nach einem Ausgleich. Sobald sie den Widerwillen gegen die Stempelsteuer wahrnahm, zog sie sie zurück und ersetzte sie durch Zölle, aber an dem Prinzip der Besteuerung hielt sie fest. Eben deshalb war eine Versöhnung unmöglich. Die Londoner Politiker verkannten, daß der Widerstand der Kolonisten weniger der materiellen Belastung als dem politischen Verhältnis galt und daß Millionen von Menschen, die ihrer wirtschaftlichen und politischen Zukunft sicher sind, sich nicht dauernd unter Vormundschaft halten lassen. Für den Nachlebenden ist es leicht einzusehen, daß die englische Regierung mit ihrem Versuche, die Amerikaner durch jene Gegenleistungen zu befriedigen auf falschem Wege war, aber für den von Leidenschaften und Interessen beherrschten Zeitgenossen war die Erkenntnis unendlich schwer. Selbst Franklin, der langjährige Führer der öffentlichen Meinung in Neuengland, hat sich damals über die Hartnäckigkeit seiner Landsleute getäuscht. Er hielt sich zu Beginn des Streites in England auf und meinte, sie würden sich die Stempelsteuer bei

ihrer geringen finanziellen Bedeutung, nach einigen Deklamationen doch gefallen lassen. Solche Äußerungen lassen das Vorhaben der englischen Regierung in günstigerem Lichte erscheinen.

Wir brauchen die weitere Entwicklung des Streites nicht im einzelnen zu verfolgen: die verschiedenen Vorschläge hinüber und herüber, den Widerstand gegen jede neue Maßregel des Mutterlandes, den Boykott der britischen Waren, der eine beträchtliche Verminderung des Exports nach Amerika zur Folge hatte — von 240 000 Pfund Sterling im Jahre 1768 sank er auf 163 000 im folgenden Jahre — die unaufhörlichen Zusammenstöße zwischen der Bevölkerung und den englischen Truppen, bis der „Teesturm“ von Boston (1773) den offenen Kriegszustand herbeiführte, endlich die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776. Nicht leichtfertig entschloß man sich zu diesem Schritt; viele Verhandlungen unter den Vertretern der Kolonien wie mit der englischen Regierung waren ihm vorausgegangen, aber der lange Kampf, der schon viel Blut gekostet hatte, hatte die Leidenschaften auf beiden Seiten so erhitzt, daß eine Versöhnung, in der ja ein Teil seinen grundsätzlichen Standpunkt hätte aufgeben müssen, unmöglich geworden war. Auch Männer wie Franklin hatten jetzt ihre Meinung völlig geändert. Die Erklärung, die, wie man weiß, die Unabhängigkeit aufgrund der allgemeinen unverlierbaren Menschenrechte, die der König verletzt habe, in Anspruch nahm, ging allerdings auf dem Kongreß der kolonialen Vertreter keineswegs ohne Widerspruch durch; immer noch gab es viele Elemente, die den Bruch mit dem Mutterlande verabscheuten. In den meisten Provinzen, vornehmlich in Newyork, hatte es seine Anhänger, ehemalige königliche Beamte, Geschäftsleute, die aus wirtschaftlichen Rücksichten jeder Unruhe abhold waren und den Verlust des englischen Handels befürchteten, daneben solche, die eigennützig von dem Sieg der Engländer Belohnung für ihre Loyalität erhofften. Wiederholt haben diese „Loyalisten“ oder „Tories“ noch während des Krieges ihre Stimme für England erhoben und lebhaften Streit im eignen Lager erregt; heute sind ihre Namen fast vergessen.

Den Krieg betrachten wir nicht näher, da die einzelnen Ereignisse kolonialpolitisch ohne Interesse sind. Er zeigt auf der amerikanischen Seite die Züge, die wir schon im Kampf um Kanada kennen gelernt haben: einerseits große Begeisterung für die Erringung der staatlichen Selbständigkeit, andererseits wieder Eifersucht und Zän-

kerien unter den einzelnen Kolonien und ihren Kontingenten, häufig Indisziplin der zusammengeströmten Scharen, die sich keinem strengen Kommando fügen, sondern als freie Leute nach Belieben kommen und gehen wollten, endlich auch die wirtschaftliche Skrupellosigkeit, die wie früher den Handel mit den Franzosen, so jetzt mit den Briten gestattete. Militärisch waren die Milizen den englischen Soldaten nicht gewachsen; ein Jahr nach der Unabhängigkeitserklärung war die ganze Küste, selbst die Bundeshauptstadt Philadelphia, in den Händen der Engländer, die freilich bei ihrer numerischen Schwäche nicht ins Innere vordringen und an der Küste erfochtene Erfolge nicht ausnützen konnten. Die Amerikaner fanden zu ihrem Glück in George Washington einen Oberbefehlshaber, der über reiche militärische Erfahrung und Begabung für einen solchen auf die Ermattung des Gegners hinauslaufenden Krieg verfügte, der unermüdet, trotz aller Unfälle, auf die Neuausrüstung von Truppen drang und durch seine reine, uneigennützige Persönlichkeit viele inneren Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen verstand. Aber die Rettung brachte den Amerikanern ein auswärtiges Bündnis, das die Engländer zwang, ihre Macht zu teilen.

\*

Wir brauchen nicht erst ausführlich darzulegen, daß man in Frankreich den häuslichen Streit im englischen Reiche mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte, und daß die öffentliche Meinung bald von Enthusiasmus für die Amerikaner ergriffen wurde. Man sah in ihnen natürliche Bundesgenossen und schwärmte für ihre Freiheitsideale: es sind ja die Tage Raynals und Rousseaus, und die Verkündung der Menschenrechte las sich wie ein Auszug aus dem Contrat social. Im Gegensatz zu den Londoner Politikern überschätzten die Pariser die Amerikaner; das viele Unschöne, das den Freiheitskampf begleitete, sahen sie nicht. Der Unterhändler der neuen Union, der in Paris um Frankreichs Bundesgenossenschaft werben sollte, Benjamin Franklin, wußte diese günstige Stimmung zu verstärken: er brachte der französischen Regierung eine hohe Vorstellung von den Mitteln und der Entschlossenheit seiner Landsleute bei und als geriebener Menschenkenner entzückte er die freihetsschwärmenden Salons durch seine geflissentlich zur Schau getragene republikanische Einfachheit.

In der französischen Regierung bestand von vornherein starke Neigung zur Schilderhebung. Nie hatte man sich bei dem Resultat

des letzten Krieges beruhigen wollen und zur besseren Vorbereitung des Raubkrieges endlich der Flotte große Sorgfalt gewidmet und sie bis auf 80 Linienschiffe gebracht. Viel war bei einem Siege über England zu gewinnen: außer der Vergrößerung des Kolonialreiches die Verdrängung Englands aus dem reichen amerikanischen Handel und die Vernichtung seiner Seevorherrschaft. Freilich stand viel dabei auf dem Spiele. Zunächst war es zu erwarten, daß die Losreißung der englischen Kolonien Nordamerikas ähnliche Wünsche nach Selbständigkeit oder mindestens nach Sprengung der wirtschaftlichen Fesseln in den französischen Besitzungen wachrufen werde. Das eine wie das andere hätte eine gewaltige Veränderung für die französische Wirtschaftspolitik bedeutet, denn trotz der Schläge des Siebenjährigen Krieges hatten sich Kolonien und Kolonialhandel abermals glänzend entwickelt.

Wie nach dem Spanischen Erbfolgekriege hatte die Gewinnung von Zucker, Kaffee, Tabak, Indigo, Baumwolle und anderen tropischen Produkten mächtig zugenommen — um etwa die Hälfte seit einem halben Jahrhundert — und zur Steigerung des französischen Außenhandels um etwa 100 Millionen in den ersten 15 Friedensjahren beigetragen. Die Regierung zeigte den Kolonien daselbe Interesse wie der Marine, wie manche Neuerungen und Versuche beweisen. Der indischen Gesellschaft, die sich so schlecht bewährt hatte, kaufte sie ihre Privilegien ab und nahm Indien mit den Zwischenstationen wieder unter staatliche Verwaltung (1769); in den Antillen betrieb sie die Einwanderung in der hergebrachten Weise und suchte die Initiative der Kolonisten durch die Einrichtung von Ackerbau- und Handelskammern zu erhöhen; Häfen wurden verbessert und das primitive Handwerk ermutigt durch das Privileg, daß jeder Handwerker nach zehnjähriger Tätigkeit in den Kolonien Meister werden könne. Einen Fehlschlag erlitt man allerdings, als man Guyana zu besiedeln versuchte (1764). Das Land war ungenügend erforscht und die materiellen Vorbereitungen ließen wie vor einem halben Jahrhundert in Louisiana viel zu wünschen übrig, so daß mehrere Tausend Auswanderer fruchtlos geopfert wurden. Aber das Unglück rief in Frankreich weder große Erregung noch Entmutigung hervor, da die meisten Untergegangenen keine geborene Franzosen waren.

Es ist klar, daß man diese enormen Werte in einem Kriege mit England gefährdete, aber der Gedanke an Vergeltung und Hoff-

nung auf Gewinn überwog: nach der Unabhängigkeitserklärung schloß Frankreich ein Bündnis mit der neuen Republik, worauf England mit Kriegserklärung antwortete. Bald darauf (1779) trat auch Spanien in den Krieg ein. Es war durch die Wegnahme der Falklandinseln durch England gereizt (1770) und fürchtete, falls England siegreich bliebe, neue Angriffe von dem alten Feinde erdulden zu müssen. Auf der andern Seite winkte die Rückeroberung von Florida und Gibraltar.

Der neue Seekrieg trug einen anderen Charakter als die letzten. Zwar war die englische Schlachtflotte der französischen wieder überlegen, aber da ihrer so viele Aufgaben harrten, konnte sie die gewachsene französische Marine weder in den Häfen einschließen noch in großen Schlachten vom Ozean verjagen; französische und spanische Geschwader segelten nach Ost- und Westindien, belagerten Gibraltar und bedrohten selbst England mit einer Landung. Diese Unfähigkeit, den Feinden das offene Meer zu verbieten, hat den Engländern Amerika gekostet. Nach einigen Kriegsjahren landeten die Franzosen in Amerika einige Regimenter (1780), und damit war der Krieg entschieden. Vor ihrer Landung hatte Washington noch schwere Besorgnisse über den Ausgang des Krieges geäußert, seitdem wurden die Engländer Schritt für Schritt zurückgedrängt und ein Jahr darauf mit ihrer Hauptabteilung zur Kapitulation gezwungen.

Einen solchen großen Triumph errangen Englands Feinde zur See nicht. Eine größere Schiffszahl brachten allerdings die verbündeten Bourbonenstaaten auf, aber die Engländer konnten das Defizit durch bessere Eigenschaften fast ausgleichen; ihre Schiffe waren vollzähliger bemannt und die Offiziere im allgemeinen erfahrener: Frankreich hatte durch die Arbeit eines halben Menschenalters das Versäumnis eines halben Jahrhunderts nicht wieder gut machen können und empfand bald dieselben Schwierigkeiten wie einst unter Colbert und Ludwig XIV. Wenn die Engländer auch in den Antillen einige Inseln verloren, so übten sie dafür durch Zerstörung einiger feindlicher Geschwader Vergeltung. So sicher war die englische Regierung, sich gegen die Koalition behaupten zu können, daß sie die Zahl ihrer Feinde durch einen Angriff auf Holland vermehrte (1780), in der Hoffnung, falls Amerika verloren gehe, sich an den schlecht bewahrten niederländischen Kolonien entschädigen zu können. Beide feindlichen Parteien konnten so ihre letzten Ziele nicht erreichen: die Verbündeten konnten England nicht niederwer-

fen, und England konnte seine rebellischen Kolonien nicht zum Gehorsam zurückführen. So mußte man sich schließlich im Frieden von Versailles (1783) auf einer Mittellinie einigen: England gab die Kolonien frei und verzichtete auf einige Besitzungen, derer sich die Feinde bemächtigt hatten: Frankreich erhielt Tabago und alle Niederlassungen im Senegalgebiet bis auf das Fort James in der Gambiamündung, endlich in Indien einige unbedeutende Distrikte zur Vergrößerung Pondichérns. Spanien gewann Florida. Die Niederlande, die erst später Frieden schlossen (1784), waren weniger glücklich: sie verloren das vorderindische Negapatam an England.

Für die allgemeine Geschichte, wie für die Kolonialgeschichte, war das Ergebnis des Krieges von ungeheurer Bedeutung. Ein neuer Staat erschien auf der Weltbühne, dessen Bewohner von großem Selbstgefühl erfüllt und dessen natürliche Kräfte noch gar nicht abzuschätzen waren. Die Amerikaner waren die Hauptgewinner, aber ihre Wünsche hatten sich nicht alle erfüllt. Kanada hatten sie zu erobern gehofft und im Bündnis mit Frankreich ausdrücklich dessen Verzicht auf die Wiedererwerbung seiner ehemaligen Kolonie ausbedungen, aber alle Versuche, die Kanadier mit Güte oder Gewalt von England loszureißen, scheiterten. Die Verschiedenheit der Sprache und der Religion und die Erinnerungen an die alten Zwistigkeiten hielten die Kanadier von den Neuengländern fern; weder in Akadien noch in Kanada konnten die Aufständischen Halt gewinnen. So blieb Englands Herrschaft über einen großen Teil Nordamerikas bestehen, und man weiß, daß dies Verhältnis für die Geschichte Englands wie der Vereinigten Staaten von großem Einfluß gewesen ist.

Am übelsten war es den Niederlanden ergangen. Es war offenbar geworden, wie tief ihre Seemacht gesunken war und wie infolgedessen ihr ostindisches Kolonialreich nur noch den Schatten seines früheren Glanzes darstellte. Das ganze 17. Jahrhundert hindurch war die holländische Kompagnie zwar noch die erste Macht in Indien geblieben, und im 18. erlebte sie in der Friedensepoche nach dem Spanischen Erbfolgekriege noch einmal glänzende Zeiten, aber seitdem Engländer und Franzosen in immer steigender Zahl ins Indische Meer eindrangen, schmälerte ihre Konkurrenz den Verdienst der Holländer. Mit der Möglichkeit, die unbequemen Rivalen gewaltsam zu verjagen, war es vorbei, vielmehr entrißen ihnen die

Engländer im Siebenjährigen Kriege einige Faktoreien im Gangeslande und beschränkten sie immer mehr auf ihre Inselwelt. Wie ein alter Krankheitskeim im Körper durch neue Unfälle gestärkt wird, so vergrößerten diese Schwierigkeiten die uns bekannten inneren Mängel der Kompagnie, so daß sie seit der Mitte des 18. Jahrhunderts dahinsiechte. Da es an Unternehmungsggeist in Holland fehlte, flossen ihr neue Kräfte nicht zu; sie geriet in Schulden und mußte wiederholt die Staatshilfe in Anspruch nehmen, bis sie spätere politische Ereignisse völlig ins Verderben stürzten.

Für die Franzosen war dagegen der Ausgang des Krieges ein großer Triumph: sie hatten zum erstenmal seit einem Jahrhundert einen Seekrieg ohne Niederlage, ja mit gewissem Erfolge abgeschlossen, und ihr Kolonialhandel hatte durch den Krieg nicht gelitten, während den Engländern der Bruch mit Amerika großen Schaden zugefügt hatte. Aber diesen Vorteilen stand eine Vermehrung der Schuldenlast infolge des kostspieligen Krieges gegenüber, und es fragte sich, ob der erhoffte amerikanische Handel diese Opfer ausgleichen würde. Hier stand der französischen Regierung und Geschäftswelt eine große Enttäuschung bevor. In Amerika machten sich unmittelbar nach dem Frieden die alten geschäftlichen und sonstigen Beziehungen zu England wieder geltend; schon ein Jahr nach dem Frieden hatte der englische Handel seinen Standpunkt vom Jahre 1768 weit überschritten. Dabei blieb es nicht. Wie schon manche Kenner der Kolonie vorausgesagt hatten, verstärkte der Wegfall der merkantilen Fesseln das amerikanische Geschäftsleben in Produktion und Konsumtion, und der daraus folgende gesteigerte Bedarf nach Verkehr kam den alten Kunden in erster Linie zugute. Nach zwanzig Jahren schon war der englische Handel mit Amerika auf 12 Millionen Pfund gestiegen, ein Wachstum, wie es keine gleiche Periode der Kolonialzeit aufzuweisen hat. Bis heute ist der amerikanische Handel ein Hauptfaktor im britischen Wirtschaftsleben: der beste Beweis, daß die koloniale Energie des 17. und 18. Jahrhunderts der Nation unermessliche dauernde Vorteile gebracht hat. Der Wettbewerb des neuen Freistaates war der Entfaltung des englischen Wohlstandes nicht hinderlich, wie man oft befürchtet hatte. Denn Englands Schiffahrt, Industrie und Handel waren durch die Politik der letzten 150 Jahre so gestärkt, daß es in der neuen Konkurrenz nur einen Ansporn zu neuer Tätigkeit, nicht aber eine gefährliche Gegnerschaft zu erblicken hatte.

Wirtschaftlich konnte somit England den Verlust verschmerzen und politisch hatte es durch die Behauptung seiner Waffenehre auf allen Meeren sein Prestige gewahrt. Dieser militärische Erfolg verhütete, daß die Nation durch die Niederlage in Amerika zu Boden gedrückt wurde und sich den überseeischen Dingen entfremdete; sie begann vielmehr mit ungeschwächter Energie Ersatz für das Verlorene zu suchen. Kanada und bald Australien mußten jetzt die Siedlungsländer für die britischen Auswanderer werden, und Indien mußte der Tatkraft und Intelligenz, die sich bisher in der Regierung Amerikas betätigt hatte, ein neues Arbeitsgebiet schaffen. Mit Indien gewann auch Afrika, die Brücke nach Ostasien, größere Wichtigkeit für England, und dasselbe galt auch für die übrigen Nationen, wenn sie nicht kolonialpolitisch stagnieren wollten. Da in Amerika alles Land verteilt war, mußten sie ihre Blicke nach Süden und Osten richten: der Wettbewerb um Afrika kündigt sich seit dem Unabhängigkeitskriege an. Freilich fragte es sich, ob die Kolonialpolitik der Zukunft denselben Charakter wie die bisherige tragen konnte, ob man noch nach der Losreißung der Amerikaner die Kolonien als Ausbeutungsobjekte behandeln durfte.

\*

In der Tat gab es mancherlei Anzeichen, daß Änderungen an dem hergebrachten Rechtsverhältnis der Kolonien unvermeidlich sein würden. Selbst im starrsten Kolonialsystem, im spanischen, machten sich Neuerungsbestrebungen geltend. Die spanische Kolonialgeschichte bietet kein besonderes Interesse mehr, seitdem sich am Ende des 16. Jahrhunderts die Anschauung, wie man die überseeischen Fragen behandeln müsse, abgeschlossen hatte. Die Erschließung der Länder ging allmählich weiter, vornehmlich unter Mitwirkung des Klerus, der seine Reduktionen in allen Provinzen vermehrte; die weiße Bevölkerung nahm zu und wurde gegen Schluß des 18. Jahrhunderts auf zwei Millionen im ganzen spanischen Amerika geschätzt. Dementsprechend stieg die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit, aber wie vor zweihundert Jahren beruhte sie allein auf der Lieferung von Rohprodukten, Industrie gab es so gut wie gar nicht. Auch die Edelmetallförderung spielte noch eine hervorragende Rolle; wenn die Summen gegen früher auch gesunken waren, so betrug die Reineinnahme der Krone — nach Abzug der Verwaltungskosten drüben — doch noch etwa ein Duzend Millionen Mark; im ganzen mag wenigstens das Zehnfache im Durchschnitt gewonnen sein.

Von der gesteigerten Verkaufs- und Konsumtionsfähigkeit hatte freilich das Mutterland aus den bekannten Ursachen den geringsten Vorteil. Ein spanischer Offizier schätzte im 17. Jahrhundert den Anteil Spaniens am Handel seiner mittelamerikanischen Besitzungen auf etwa den 12. Teil des Handels der anderen Nationen, unter denen die drei großen Kolonialvölker an erster Stelle stehen, aber auch Hanseaten und Dänen vertreten sind. Von diesem Verkehr wurde das wenigste unter spanischer Flagge befördert, so lange der Handel in die „Flotten“ und Galleonen eingeschnürt blieb: nicht mehr als 30 000 Tonnen verfrachteten sie zur Zeit ihrer höchsten Blüte, und im 18. Jahrhundert sanken sie auf den zehnten Teil herab. Den Löwenanteil riß der Schmuggel an sich, der insbesondere die große Einfallspforte des La Plata benutzte und Buenos Aires nach dem Spanischen Erbfolgekriege zu einem bedeutenden Hafenplatz machte.

Die immer fühlbarer werdende Unzulänglichkeit der vor zweihundert Jahren gegebenen Vorschriften erzwang endlich einige Reformen. Zunächst mußte Sevilla, das für große Seeschiffe unzugänglich wurde, sein Monopol an Cadix abtreten (1720), aber weit wichtiger war, daß die Galleonen und Flotten sowie die Bindung des Handels an die wenigen amerikanischen Häfen abgeschafft wurden (1748). Sobald der direkte Verkehr von Cadix nach dem La Plata und dem Stillen Ozean gestattet wurde, sanken Porto Bello und Panama, die künstlichen Stapelplätze für Südamerika und einen Teil Mittelamerikas, dahin, und viele andere Häfen, voran Buenos Aires, nahmen großen Aufschwung. Nachdem man dem Handel in Amerika seine natürliche Bewegungsfreiheit gegeben hatte, war es folgerichtig, auch mit veralteten Privilegien in Europa aufzuräumen. Neben Cadix erhielt Coruna eine regelmäßige Postverbindung mit dem überseeischen Gebiet (1764), und den meisten übrigen Häfen wurde der Verkehr freigegeben. Nun fehlte nur noch die Duldung des interkolonialen Handels. Auch sie erfolgte um dieselbe Zeit; zuerst durfte Cuba nach dem La Plata handeln (1765), in den nächsten Jahren wurde die Erlaubnis erweitert und auf alle Kolonien ausgedehnt. Sodann ahmte man in der Begünstigung der Industrie die anderen Staaten nach: alle Zölle auf die Einfuhr spanischer Fabrikate in die Kolonien wurden aufgehoben und die Einfuhr kolonialer Rohprodukte erleichtert. Sogleich nahm die Zahl der Schiffe in den spanischen wie kolonialen Häfen beträchtlich zu, und die Zoll-

einnahmen steigerten sich in einem Jahrzehnt (1778—1788) auf das Sechsfache, aber für das Mutterland kamen die Neuerungen zu spät. Da sich eine leistungsfähige Industrie nicht aus dem Boden stampfen ließ, so hatten die Fremden von dem gesteigerten Verkehr den Hauptvorteil, und als sich bald darauf die meisten Kolonien vom Mutterlande losrissen, blieb das Verhältnis daselbe. Gerade an dieser Stelle erkennt man, wie tödlich in wirtschaftlicher Hinsicht die spanische Kolonialpolitik gewirkt hat: obgleich in Mittel- und Südamerika spanisches Blut und spanische Sprache heimisch geworden waren, hatten die ehemaligen Kolonien im 19. Jahrhundert keinen nennenswerten Handel mit dem Mutterlande. Die Vernachlässigung der fruchtbringenden Arbeit im Gegensatz zu England rächte sich abermals bitter: das Elternhaus hatte den selbständig gewordenen Kindern nichts mehr zu bieten.

So wenig wie durch wirtschaftliche vermochte Spanien durch geistige Bande seine Kolonien an sich zu fesseln. Die Übelstände in der Beamtenerschaft blieben, wie der Gegensatz zwischen ihr und den Kolonisten bestehen und riefen wiederholt blutige Tumulte hervor. Zur Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges und später, als ein spanisch-englischer Krieg drohte (1790), agitierten sogar Emigranten aus Cuba und Südamerika für einen Angriff Englands auf die spanischen Besitzungen, und ein Vizekönig von Mexiko rechnete ernstlich mit dem Abfall seiner Provinz.

Weit günstiger war die Entwicklung der französischen Kolonien. Die Aufwärtsbewegung der landwirtschaftlichen Produktion und des Handels, die wir seit dem Siebenjährigen Krieg gefunden haben, wurde auch durch den neuen Seekrieg nicht aufgehalten. Gegen 400 Millionen Francs wird der Gesamthandel Frankreichs mit seinen Kolonien beim Ausbruch der Revolution betragen und gewiß 50 000 Seeleute wird er beschäftigt haben. Die ganze französische Wirtschaftspolitik und die mächtige Zunahme des Handels im 18. Jahrhundert beruhte zum guten Teil auf den Kolonien. Aus Westindien bezog der französische Markt für fast 220 Millionen Waren, und in der französischen Gesamtausfuhr von etwas über 400 Mill. waren an 160 Mill. Kolonialwaren enthalten; die Kolonien selbst nahmen für mehr als 70 Millionen französische Artikel auf. Dieser Verkehr war noch großer Steigerung fähig. Noch waren weite Strecken auf San Domingo und den übrigen Inseln mit Zucker, Tabak, Kaffee, Baumwolle und anderen Pflanzungen zu kultivieren, die Inseln des

Indischen Ozeans und Guyana waren noch viel weiter in der Entwicklung zurück, und Madagaskar, das ja ebenfalls als französischer Besitz galt, harrte immer noch der Erschließung. Man kann sich vorstellen, daß bei dauernder, ruhiger Entwicklung Frankreich auf dieser Grundlage seine maritime und allgemeine wirtschaftliche Kraft weiter gestärkt und den Verlust Indiens und Kanadas verschmerzt hätte. Vielleicht konnte es bei der Überlegenheit seiner natürlichen Hilfsquellen selbst den Vorsprung, den England gewonnen hatte, wieder einholen; in Westindien, dem Gebiete, das Europa mit Zucker und Kaffee in erster Linie versorgte, hatte es den Nebenbuhler bereits geschlagen: nicht mehr als 160 Millionen Francs betrug der Export von Jamaica, Barbados und den übrigen Inseln nach England. — Die alte koloniale Gesetzgebung konnte auch Frankreich nicht ganz aufrecht erhalten, wenn freilich die Änderungen weit weniger in die Augen fallen als in Spanien. Die einseitig bürokratische Verwaltung wurde gemildert durch Zuziehung der Kolonisten bei Vorbereitung von Steuergesetzen, vor allem wurden Handels- und Gewerbekammern eingerichtet, die sogar Delegierte nach Paris zur Vertretung der Kolonie bei der Regierung entsenden durften. Diesen politischen Neuerungen, die im engsten Zusammenhange mit den gleichzeitigen Reformversuchen in Frankreich stehen, gingen parallel wirtschaftliche: den nordamerikanischen Bundesgenossen wurde gestattet, Lebensmittel, Holz und andere für den täglichen Bedarf entbehrliche Dinge, die Frankreich nicht genügend liefern konnte, einzuführen und dafür französische Waren an Bord zu nehmen (1784). Hiermit hoffte man den Schmuggel, der ja nirgends mit Gewalt zu unterdrücken war, zu beseitigen und dem Absatz der nationalen Industrie zu dienen. In Likören und Sirup bildeten die Amerikaner sogar die einzigen Abnehmer für die Kolonien, da diese Dinge im Interesse des heimischen Gewerbes nicht nach Frankreich gebracht werden durften.

Befriedigt waren die Wünsche der Kolonisten freilich durch den materiellen Aufschwung und die Reformen keineswegs. Noch gab es ja industrielle und kommerzielle Hemmungen genug, und das Verlangen nach Selbstverwaltung, wie sie die englischen Inseln besaßen, wurde von den reichen Antillenpflanzern wiederholt geäußert und erhielt durch den Unabhängigkeitskrieg neue Nahrung. Solche Strömungen, die in verschiedener Form in den Kolonien aller Nationen vorhanden waren, brachten ja hier die unmittelbare Gefahr eines

Abfalls nicht mit sich. Bei ihrer geringen Zahl hätten die Franzosen Westindiens — etwa 60 000 Seelen — nicht selbständig bleiben können, sondern wären einer fremden Macht, den Engländern oder Amerikanern, anheimgefallen. Aber Beachtung verdiente die Unzufriedenheit immerhin: sie konnte zu wirtschaftlich schädlichen Unruhen führen und bei einem neuen Seekriege die Verteidigung erschweren.

\*

Zu diesen Problemen, die aus dem Verhältnis zwischen Mutterland und Kolonisten folgten, trat noch ein anderes: die Negerklaverei. Auf die Existenz von unfreien schwarzen Arbeitern in den Kolonien haben wir schon wiederholt hingewiesen; sie hatten fast zugleich mit den ersten Entdeckern ihren Einzug in die neuen Länder gehalten. In der Heimat gab es ja längst schwarze Sklaven, somit war es natürlich, daß ihre Herren sie auch auf ihren Besitzungen drüben zu verwenden wünschten, und die Nachfrage nach Schwarzen steigerte sich mit der Ausdehnung des Anbaues. Dabei waren dieselben Tendenzen zu überwinden, die sich auch der Indianersklaverei entgegensetzten: die Interessen der Humanität und der Mission. Die spanische Regierung fürchtete, daß die afrikanischen Heiden die Verbreitung des Christentums in Amerika erschweren würden und verlangte daher, daß man nur getaufte Neger einführe. Der direkte Import aus Afrika wurde überhaupt verboten. Aber diese den Interessen der Kolonisten zuwiderlaufende Vorschrift konnte nicht beibehalten werden, als sich mit dem Widerspruch der Ansiedler der Kirche verband: Las Casas, der eifrigste Fürsprecher der Indianer, empfahl die schleunige Herbeischaffung von Negern aus Afrika, um die Indianer, deren körperliche Tauglichkeit für schwere Arbeit ja beschränkt war, zu entlasten. Diesem Ansturm gab die Regierung nach, aber getreu ihrem Überwachungsprinzip gab sie den Negerhandel nicht frei, sondern erklärte ihn zum Staatsmonopol; von Zeit zu Zeit wurde Händlern die Erlaubnis erteilt („Lizenzen“), bestimmte Mengen von Negern in diese oder jene Kolonie einzuführen (seit 1546). Der Zweck war, die Zufuhr so zu regeln, daß weder die kirchlich-humanitären, noch die wirtschaftlichen Interessen Schaden litten. Freilich sind die Lizenzen nicht immer nach dem Willen des Gesetzgebers gehandhabt worden; oft verkauften ihre Besitzer sie weiter an andere Unternehmer, verteuerten also den Transport und damit das schwarze Arbeitermaterial selbst; außerdem fand sich häufig

Gelegenheit, außerhalb der Lizenz durch ungesetzlichen Handel mit portugiesischen und später mit anderen Händlern Neger einzuschmuggeln. Die Folge war, daß seit dem zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts die Negerzahl in der Kolonie rasch anwuchs; in Mexiko z. B. zählte man ein Menschenalter nach der Entdeckung gegen 20 000, im ganzen Kolonialreich etwa doppelt so viel.

Die übrigen Kolonien folgten rasch dem spanischen Beispiel. Brasilien, in dem ja vielfach ähnliche Bedingungen wie in Westindien herrschten, führte seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, sobald der Zuckerbau Ausdehnung gewann, Afrikaner ein, in den englischen machte Virginien nach seinem Übergang zum Tabakbau den Anfang (1620). Die Antillen, Karolina und Georgien, blieben nicht zurück, kurz überall, wo tropische Produkte erzeugt wurden, wuchs die Zahl der Schwarzen, so daß die Weißen bald nur eine kleine herrschende Kaste wurden. Neuengland und Kanada waren dagegen fast frei von Schwarzen; Klima und Art der Arbeit sagten den Negern nicht zu; hier konnten sie nur als häusliche Diener verwendet werden, bildeten also eine Art Luxusartikel. Nur wenige Versuche wurden gemacht, die Sklaverei grundsätzlich zu bekämpfen. So verbot die schwedische Regierung sie in ihrer kleinen Besitzung als unchristlich, und die deutschen Herrenhuter, deren Sonderstellung in der Eingeborenenfrage wir schon kennen, suchten ihre georgischen Niederlassungen davon freizuhalten. Aber das schwedische Verbot fiel mit dem Übergang der Niederlassung in holländischen Besitz dahin, und in Georgien trugen die Interessen der Pflanzer bald den Sieg über die Humanität davon.

Selbstverständlich bezogen die anderen Kolonien wie die spanischen ihre Sklaven aus Afrika. Von den Häuptlingen an der Westküste handelte man das „lebende Ebenholz“ gegen Gewebe, Waffen, Metall und Glaswaren ein und brachte es mit reichem Nutzen übers Meer. Gewinne von mehreren 100 Prozent waren nichts Seltenes. Beteiligung am Sklavenhandel war daher für alle Handelsgesellschaften des 17. und 18. Jahrhunderts ein überaus wichtiges Moment, oft eine Lebensfrage, und alle Nationen haben sich daran beteiligt, vornehmlich Engländer, Holländer und Franzosen, die zahlreiche Stationen an der Küste vom Kap Blanco bis Angola hin ausschließlich zur Erleichterung des Sklavenhandels errichteten; alle Regierungen haben den Menschenhandel durch militärischen Schutz oder durch Beteiligung am Aktienkapital unterstützt. Die Behandlung, die die

gefangenen Wilden genossen, war kurz gesagt barbarisch, wenn man beim Urteil auch berücksichtigen muß, daß ihr Los in der Heimat gewiß nicht besser gewesen wäre. Der Neger war ein Spekulationsobjekt, man schonte ihn oder ließ ihn sich zu Tode arbeiten, je nach dem Nutzen, den man davon erwartete. Für die Zivilisation der Schwarzen wurde noch weniger als für die Eingeborenen getan, oft wurden sie nicht einmal christianisiert, und als der Unterricht im Christentum üblich wurde (seit Mitte des 18. Jahrhunderts), war es selbstverständlich nur eine ganz barbarische, mit Aberglauben durchtränkte Religion, bestimmt, sie in geistiger Unterordnung zu erhalten, die ihnen beigebracht wurde. Den Mißhandlungen der Herren war der Sklave in der Regel schutzlos preisgegeben; grausame Strafen, wie Peitschen und Verstümmeln, standen auf Flucht, Widersehlichkeit und dergl., während Vergehen der Herren mit geringen Strafen bedroht waren. Wie sehr das geschäftliche Prinzip über das humane dominierte, zeigt die Bestimmung über die Mischlinge: sie folgten gewöhnlich dem Stande der Mutter, d. h. sie wurden Sklaven, denn daß weiße Frauen mit farbigen Männern Verbindungen eingingen, war außerordentlich selten. Farbige und Neger, denen die Freiheit geschenkt war, blieben stets in untergeordneter Stellung; bald durften sie keinen Grundbesitz erwerben, bald keine europäischen Namen führen, bald keine Beamtenstellen bekleiden, und was dergleichen Beschränkungen in materieller und ideeller Hinsicht mehr waren.

An Vorschriften, den Sklaven eine humane Behandlung zuteil werden zu lassen, hat es nicht gefehlt. So hat die französische Regierung ein eignes Gesetzbuch, den „code noir“ herausgegeben und manche wohltätige Bestimmung über Arbeitszeit, Verpflegung und Bestrafung der Schwarzen aufgestellt, die spanische und die englische Regierung haben viele Verfügungen erlassen, aber die Mühe war umsonst, in der Regel herrschte die Willkür der Herren. Es ist kein Wunder, daß bei der grausamen Behandlung die Sklaven rasch dahinstarben — ein Fünftel soll auf den Antillen im Durchschnitt jährlich zugrunde gegangen sein — und daß sie sich in der Gefangenschaft wenig fortpflanzten. Alljährlich mußten daher neue große Massen eingeführt werden. Eine einigermaßen genaue Zahl für diese Zufuhr läßt sich so wenig wie für so viele andere kolonialen Größen angeben; enorme Summen müssen es gewesen sein, wenn z. B. das französische San Domingo am Schluß des 18. Jahrhun-

derts allein gegen 400 000 Neger zählte und die englischen und französischen Antillen zu derselben Zeit gewiß mindestens 60 000 Schwarze jährlich einführten.

Es liegt auf der Hand, daß die Sklaverei sich nicht ungehemmt weiter entwickeln konnte. Die stets steigende Zahl der Schwarzen brachte auf die Dauer große Gefahren für die dünne herrschende Schicht mit sich. Mochte man sie auch noch so streng beaufsichtigen und ihnen europäische Waffen vorenthalten, mochte man in den freien Farbigen eine Art Gegengewicht zu schaffen suchen, mochte man darauf bauen, daß sie selbst, aus vielen Stämmen mit verschiedenen Sprache stammend, schwer zu einer gemeinsamen Aktion kommen könnten: die ungeheure Überzahl — die zehn- bis zwanzigfache an vielen Stellen — über die Herren, und der Haß, der sie in großer Mehrzahl besetzte, waren Momente, die bedenkllich stimmen mußten. Seit dem 17. Jahrhundert hatte es in allen Kolonien größere oder geringere Tumulte unter den Schwarzen gegeben, und im 18. Jahrhundert trieben sich in Wäldern und Einöden entflohene Neger herum, die ein Räuberleben führten. Solche Elemente konnten eine starke Anziehungskraft auf ihre Stammesgenossen ausüben und alles Bestehende in Frage stellen, wenn einmal die Weißen, unter denen ja überall starke soziale Unterschiede bestanden, nicht einig blieben oder gar in Konflikt mit dem Mutterlande gerieten und den Beistand des europäischen Militärs verloren. In den südlichen Kolonien Nordamerikas hatte während des Unabhängigkeitskrieges die Herrschaft der Weißen nicht gewankt, weil sie an Zahl den Schwarzen noch überlegen waren und überdies an den Nordstaaten eine Stütze hatten. In den meisten andern Sklavenkolonien, insbesondere auf den Antillen, waren dagegen, wie bemerkt, die Rassenverhältnisse weit weniger günstig.

Endlich widersprach die Sklaverei wie so manche koloniale Einrichtung dem Geist der Zeit. Durch einen kurzen Blick auf die Hauptvertreter der öffentlichen Meinung in Europa wollen wir uns über die Gedanken und Wünsche, die den Kolonien gegenüber gehegt wurden, in den wichtigsten Richtungen wenigstens unterrichten.

\*

Das herrschende wirtschaftliche System mit seiner ausgesprochenen Begünstigung der Industrie und der Schiffahrt konnte von Anfang an nicht ohne Opposition bleiben, da es naturgemäß viele andere Interessen verletzte, und diese Gegnerschaft nahm zu, als im Laufe

der Zeit die geförderten Erwerbszweige sich stärkten und der Privilegien weniger bedürftig schienen. Der Widerspruch gegen die kolonialen Seiten des Merkantilismus war am stärksten in Frankreich. Begreiflich genug, schnitt doch Frankreich in den kolonialen Krisen des 18. Jahrhunderts ungünstig ab, und die Verquickung der Kolonialpolitik mit dem Law'schen Finanzplan trug ebenfalls dazu bei, sie zeitweilig unpopulär zu machen. So kam Montesquieu zu der Überzeugung, daß Siedlungskolonien verwerflich seien, weil sie der Heimat die Bevölkerung entzögen und doch nicht imstande seien, eine neue Nation zu schaffen: die Kolonialpolitik sei eine der Ursachen, daß die Welt seit dem Untergange des römischen Reichs an Einwohnerzahl verloren habe. Wir erkennen leicht den historischen Irrtum: der große politische Denker hat seine Auffassung nur an Louisiana und Kanada gebildet, ohne das englische Amerika zu beachten und die Zunahme der englischen Nation zu kennen. Handelskolonien dagegen, die wie die westindischen Inseln nur einer beschränkten Anzahl Weißer bedurften und den Handel belebten, erkennt er an, und zwar ist er da für Beibehaltung der augenblicklichen Praxis. Denn, sagt er treffend, das Mutterland habe bei der Gründung der Kolonien die Absicht verfolgt, sich selbst zu nützen und nicht den wenigen Übergesiedelten. Radikaler und weniger tief ist das Urteil Voltaires, der noch stärker unter dem Eindruck der unglücklichen politischen Ereignisse stand als sein Vorgänger. Er verwarf kurzerhand jede Kolonisation, weil sie so viele Kriege und Grausamkeiten gegen schwache Völker hervorgerufen habe, nur damit die Europäer sich mit den Produkten der Tropen bereichern und üppiger leben könnten; törichter Ehrgeiz sei es, sich wegen einiger kanadischer Schneefelder zu schlagen. Den Zusammenhang zwischen dem Aufblühen Frankreichs und der Kolonialpolitik erörtert diese eigentümliche Mischung von Humanität und Materialismus nicht, und aus ähnlichen Gründen verdammt Rousseau die Kolonialpolitik in Bausch und Bogen: der Apostel des unschuldigen Naturzustandes, dem jede Kenntnis der fernen Gebiete fehlte, fand, daß die Europäer den glücklichen Naturzustand der unzivilisierten Völker durch ihre Ankunft gestört hätten, und daß die durch die Kolonisation hervorgerufene Vermehrung des Handels mit allen ihren Schattenseiten die Europäer immer mehr von Natur und Tugend entfernte hätte.

Mit dieser Gegnerschaft verband sich bald eine andere, die rein wirtschaftlich begründet wurde. Es war die Schule der Physiokraten,

die dem ganzen Merkantilssystem und damit auch der Kolonialpolitik zu Leibe ging. Sie, mit ihrem Ideal der Hebung der Landwirtschaft und des Freihandels, mußte die bisherige Praxis mit ihrer Begünstigung der Industrie und ihren wirtschaftlichen Fesseln und Privilegien verwerfen. Die einen Vertreter der neuen Richtung erklärten die Kolonien überhaupt für verderblich, andere verlangten nur die Aufhebung der privilegierten Gesellschaften und der Schutzgesetze, wieder andere begehrten, man solle die Kolonien freigeben und ihnen die Verteidigung selbst überlassen: so werde man den Handel behalten und die militärischen Kosten sparen. Diese Anschauung rechnete nicht mit der Möglichkeit, daß ein anderer Staat dann die Kolonien mit Beschlag belegte und das bisherige Mutterland vom Verkehr mit ihnen ausschloß, und ebenso anfechtbar war der oft gebrauchte Hinweis auf Preußen und Rußland, die beide im letzten Jahrhundert ohne Kolonien emporgekommen seien. Denn Rußlands koloniale Bestrebungen werden wir noch kennen lernen, und Preußen besaß in Polen ein Hinterland, das handelspolitisch als eine Art Kolonie gelten konnte.

Mit solchen Auffassungen, die grundsätzlich das Wohl der ganzen Nation betrachteten, traten die Anschauungen der Interessenten in Diskussion: die Reeder in den großen Seestädten wiesen jede Änderung der Handelsgesetze ab, und alle Handelskammern forderten die Beibehaltung der Handelskompagnien. Dagegen erhoben wieder andere Interessenten den heftigsten Einspruch: die Kolonisten forderten schlechthin Beseitigung jeder Beschränkung ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit und verlangten unbedingte Gleichberechtigung mit dem Mutterlande. Die Kolonien, behauptete Duboc, ein Pflanzer aus Martinique, seien nicht durch das Mutterland, sondern durch die Kolonisten, die freiwillig ohne Zutun der Regierung ausgewandert seien, emporgebracht worden; trotz der Colbertschen Politik, nicht durch sie. Man durchschaut sofort die Schiefheit solcher Sätze, aber es ist klar, daß solche Agitationen in den Kolonien wie im Mutterlande von großer Wirkung sein mußten, nachdem einmal der Glaube an das Merkantilssystem erschüttert war.

Weniger zerklüftet und doktrinär war die Diskussion in England. Daß es hier an kritischen Betrachtungen nicht fehlen konnte, brachten schon die Beschwerden der Amerikaner und die Unzufriedenheit mit ihren Handelsgepflogenheiten mit sich. Aber die Kritik hielt sich viel mehr an Erfahrung und Tatsachen als in Frankreich.

Namentlich handelte es sich um die Frage, ob das Verbot des fremden Handels vorteilhaft sei, und diese wurde von dem ersten national-ökonomischen Geist der Zeit, Adam Smith, verneint. Er betrachtete die Dinge vom historisch-politischen Standpunkte und erkannte an, daß der englische Wohlstand dem Kolonialhandel außerordentlich viel verdanke; er fand es natürlich, daß das Mutterland sich den Alleinhandel mit den Kolonien habe sichern wollen, da ja die Handelsgesetze meist von Kaufleuten gemacht seien. Aber er erklärte sie für fehlerhaft, weil durch das Monopol der Kolonialhandel künstlich zu besonders hoher Blüte gebracht worden sei und infolgedessen so viel Kapital und Arbeitskraft an sich gezogen habe, daß andere wichtige Erwerbszweige zum Schaden des Nationalwohlstandes darunter litten. Um eine Harmonie in der Verteilung von Kapital und Arbeit herbeizuführen, verlangte er deshalb allmähliche Beseitigung des englischen Monopols und Zulassung der fremden Nationen in den Kolonien: Pflege des Kolonialhandels, aber kein Alleinhandel in den Kolonien ist sein Wahlspruch. Dem radikalen Gedanken, die Kolonien ganz freizugeben, stand er prinzipiell nicht ablehnend gegenüber, hielt seine Ausführbarkeit aber bei den Anschauungen der Mehrheit der Nation für ausgeschlossen.

Die Kritik, die das geltende System untersuchte, konnte endlich auch nicht an der Eingeborenen- und Sklavenfrage vorübergehen. Hier finden wir bei den Schriftstellern, deren Interessen in Europa wurzelten, ziemlich Einstimmigkeit: sie verwarfen die Sklaverei entsprechend dem Zeitgeist als inhuman und forderten Gleichberechtigung für alle Rassen; alle Menschen würden ja gleich geboren und niemand habe ein Eigentumsrecht auf den anderen, führte Diderots Enzyklopädie aus. Aber wenn die Neuerer in ihrer Polemik gegen die übrigen kolonialen Fesseln den Beifall der Kolonisten fanden, so trennten sich diese von ihnen an dieser Stelle: in England wie in Frankreich protestierten sie lebhaft gegen diese Idee, deren Ausführung allen Europäern drüben Leben und Eigentum kosten werde. Und den Negern würde die Freilassung nicht zum Segen gereichen; sie würden vermöge ihrer natürlichen Faulheit, die nur durch Zwang zu besiegen sei, in noch tieferes Elend als jetzt geraten. Viele Kolonialbeamte stimmten ihnen zu, und manche Gegner der Sklaverei, wie Turgot, der physisokratische Reformminister Ludwigs XVI., und Raynal, der Verfasser der Geschichte der beiden Indien, beide Feinde des Merkantilismus in allen seinen Ausläufern, ließen sich durch solche Argu-

mente beeinflussen: sie forderten nicht schleunige, sondern allmähliche, stufenweise Befreiung der Neger und Erhebung aller inferioren Rassen zur Gleichberechtigung. Man sieht, wie die Bestrebungen der Feinde des herrschenden Regimes einander durchkreuzten: die Physiokraten und ihre negerfreundlichen Gesinnungsgenossen konnten gar nicht konsequent für die Loslassung der Kolonien eintreten, weil sie besorgen mußten, daß die Kolonisten, jeder Kontrolle bar, die Lage der Sklaven nur verschlimmern würden. Aber die Agitation schloß nicht ein, Freunde wie Gegner des Systems suchten die Gesetzgebung in den einzelnen Ländern in die Hand zu bekommen, um die Frage in ihrem Sinne zu lösen.

Während alle diese Fragen noch im Fluß waren, brach die französische Revolution aus und gab ihnen neue lebendige und vielseitige Antriebe. Sie hat die Kolonialgeschichte nachhaltig beeinflusst; sie hat die Besitzverhältnisse gründlich umgestaltet und die schwebenden Fragen ihrer Lösung näher gebracht. Aber ehe wir uns ihr zuwenden, werfen wir noch einen Blick auf die Welt im Osten Europas, die kaum berührt von den Krisen, die den Westen erschütterten, eine eigne große Expansion betrieb.

## Elftes Kapitel.

### Rußlands Kolonialpolitik bis zum 19. Jahrhundert.

In seinen Aufsätzen über die Kolonialpolitik sagt Koscher einmal, die germanische Welt habe ihre Kolonisten vornehmlich nach Nordwesten, die romanische nach Südwesten ausgesandt, die slavische Völkerfamilie habe mit dem traurigen Nordosten vorlieb nehmen müssen. Offenbar dachte der große Begründer der deutschen Kolonialwissenschaft dabei an das älteste Kolonialgebiet der Russen, an Sibirien, gewiß nicht an ihre südlichen Expansionsgebiete, den Kaukasus, Transkaspien und Zentralasien. Aber auch für Sibirien trifft das ungünstige Urteil nur in beschränktem Maße zu. Mächtige Strecken im Westen und Süden stehen dem Osten Europas klimatisch nahe und bergen einen gewaltigen Reichtum an Wald, fischreichen Flüssen, Tieren aller Art und fruchtbarem Boden für Roggen, Weizen, Kartoffeln und Tabak, endlich an mannigfachen mineralischen Schätzen wie Kohle, Kupfer, Eisen und Edelmetallen. Freilich eine bequeme Verbindung mit dem Weltmeere wie in Nordamerika gibt es infolge des rauhen Klimas seiner Eismeerküste nicht. Aber einer tatkräftigen Nation gewähren jene Reichtümer weiten Spielraum zur fruchtbringenden Arbeit, sowie zur Sortpflanzung ihrer Rasse auf neuem Boden, und die geographische Lage ermöglicht die Erschließung ferner, bisher nur zur See oder gar nicht zugänglicher Länder.

Die russische Kolonisation entsprang aus ähnlichen Ursachen wie die westländische, wenn auch die Formen andere waren. Wie bei den Portugiesen und Spaniern war sie eine Fortsetzung der mittelalterlichen Traditionen, womit sich kommerzieller Unternehmungsgeist verbündete. Freilich kannten die Russen keine Sehnsucht nach den Wunderländern Indien und Japan, aber einen Rassen- und Glaubenskampf hatten auch sie wie die Pyrenäischen Völker geführt. Die Mongolenherrschaft, die dreihundert Jahre auf ihnen lastete, wurde in der Zeit, da die Spanier mit dem europäischen

Reiche der Mauren ein Ende machten, ernstlich erschüttert, der vornehmste der russischen Teilfürsten, der Großfürst von Moskau, wurde unabhängig und strebte nun darnach, die Tatarenstaaten westlich vom Ural zu erobern, um vor einer Wiederholung der Fremdherrschaft sicher zu sein. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts war diese Aufgabe mit der Einnahme von Kasan und Astrachan erfüllt, und wenn auch Tatarenvorstöße noch Gefahren brachten, so war ihre Offensivkraft doch gebrochen, zumal in derselben Periode die russischen Reichreiche unter dem Zaren von Moskau zu einem Staat vereinigt worden waren. Die durch diese Kämpfe hervorgerufene Expansion nach Osten hörte nicht auf; als selbstverständlich nahm Iwan, „der grause Zar“, die Oberhoheit über die westsibirischen Tatarenstämme als mächtigster Nachbar in Anspruch. Kaufleute waren wie in Westeuropa Pioniere der Kolonisation. Russische Händler aus Nowgorod standen längst mit den Asiaten in Verbindung; nach dem Falle Kasans (1552) nahmen diese Beziehungen zu, und besonders pflegte sie das Haus Stroganow in Perm an der oberen Kama. Dem Vordringen der Kaufleute und der russischen Macht folgten bald Kolonisten über die Wolga nach dem Ural, angelockt teils durch den herrenlosen fruchtbaren Boden, teils durch die Hoffnung auf mineralische Schätze im Ural. Natürlich blieben diese russischen Vorposten nicht immer ungestört; gegen einen Versuch der Westsibirier, die russische Oberhoheit abzuschütteln, mußten die Stroganows den Kosakenhauptling Jermak vom Don zu Hilfe rufen (1573) und übertrugen ihm die Aufgabe, im Namen des Zaren die Tatarenreiche zu unterwerfen. Es war also eine Art privater Eroberung, die die Offensive der Russen über den Ural hervorrief, während der Zar mit Polen im Kampfe lag. Bei der Überlegenheit der russischen Waffen über die der Tataren, die noch kein Feuerwaffe kannten, war die Eroberung nicht schwierig; einige Hundert Mann Russen, gefangene Polen und Deutsche eroberten die Hauptstadt des Tatarenreichs Sibir am Irtysh, und wenn auch Jermak selbst bald umkam (1584), so war doch das russische Vordringen nicht mehr zu hemmen. Im nächsten Menschenalter wurden mit zarischer Unterstützung alle Tataren bis zum Jenissei unterjocht, und schon ging man daran, das Eismeer von hier aus zu befahren. Natürlich konnte man am Jenissei nicht Halt machen. Die Erfolge lockten zum Weitergehn, und schon zur Sicherheit des Errungenen mußte man die noch nicht gebändigten Nomadenstämme durch Eroberung

ihres Gebiets unschädlich machen. So rückte die russische Macht das ganze 17. Jahrhundert hindurch unaufhaltsam vor; stets ergriffen unternehmende Kaufleute und abenteuerlustige Kosakenchefs die Initiative, der Zar verhielt sich im allgemeinen passiv. Ein Ziel wurde ihren Eroberungen erst gesetzt, als sie am Amur mit den Mandtschuren zusammenstießen, die sich unter ihrer kräftigen Dynastie soeben zu Herren Chinas gemacht hatten. Die Städte Nerstschinsk und Albasin vermochten die Russen anzulegen, aber nach gewaltigen Kämpfen mußten sie im Frieden von Nerstschinsk (1689) einen großen Schritt zurücktun: sie mußten auf den mittleren und unteren Amur verzichten und den Argun als Grenze annehmen.

Die Sicherung dieser Schritt für Schritt eroberten Gebiete geschah durch den Bau von hölzernen Forts („Ostrog“) an Flußläufen und sonstigen wichtigen Verkehrspunkten; Kaufleute und Ackerbauer siedelten sich unter ihrem Schutze an, bis die günstig gelegenen allmählich zu Städten auswuchsen. So wurde zuerst Tobolsk am Zusammenfluß von Tobol und Irtysh gegründet (1586), Tomsk, Irkutsk und andere folgten. Systematisch begann man von Anfang an mit der Kolonisation. Man brauchte Ackerbauer und Viehzüchter, von denen die Truppen ihren Bedarf an Lebensmitteln und Pferden beziehen konnten; zur Sicherung und Unterhaltung der Verbindungsstraßen mit der Heimat — schon 1600 wurde eine Straße von Moskau nach dem Baikalsee eingerichtet — waren ebenfalls dauernde Ansiedlungen unentbehrlich. Seit dem Schluß des 16. Jahrhunderts begann man daher Bauern und Gefangene hinüberzubringen, und da der russische Bauer sich überall, wo die orthodoxe Kirche und der Zar herrschen, heimisch fühlt, bot die Ansiedlung keine Schwierigkeiten. Bald schlossen sich freiwillige Auswanderer an; Leibeigene Bauern entwichen ihren Herren über den Ural und wurden von der Regierung gern geduldet; die Leibeigenschaft wurde nicht eingeführt, so daß sich hier ein freier, wohlhabender Bauernstand bilden konnte. Endlich trieb die Unduldsamkeit der orthodoxen Kirche viele Anhänger von Sekten in das Kolonialland. Einen so tiefgehenden Einfluß wie in Amerika haben freilich diese Flüchtlinge auf die geistige Struktur des neuen Landes nicht üben können; weder an Zahl noch an Energie sind sie jenen vergleichbar. So mögen 150 Jahre nach dem ersten Schritt über den Ural bereits über 200 000 Europäer in Sibirien, im Gebiet von Tobol, Irtysh, Ob und Lena ansässig gewesen sein; erst dann begann die Auswanderung zu

stodken, weil die Regierung eine Verminderung der heimischen Einwohnerzahl, die durch die großen auswärtigen Kriege in Anspruch genommen wurde, befürchtete. Strenge Verbote gegen die Auswanderung und schärfere Aufsicht über die Ansiedlungen erschwerten die Niederlassung und raubten Sibirien den Nimbus der Freiheit von behördlichem Druck, der bis dahin viele angezogen hatte.

Der materielle Wert des Kolonialgebiets für das Mutterland ist im Osten so wenig zahlenmäßig abzuschätzen wie im Westen. Lebendigen Handel trieben bereits die ersten Einwanderer und Kaufleute mit den Nomadenstämmen; Massen von Pelzen aller Art gingen nach Rußland, um dort verarbeitet und zum Teil weiter nach Europa verkauft zu werden. Mit dem Vordringen nach dem Amur wurde der Handel vielgestaltiger: chinesische Produkte wie Seide, Tee, Gewürze und Edelmetalle wurden eingekauft. Von Rußland nach Sibirien gingen Haus- und Ackergeräte, Waffen, Tücher, Leinwand und sonstige Bekleidungsgegenstände, die zum Teil eignes, zum Teil westeuropäisches Erzeugnis waren. So trieb Rußland nicht nur einen wichtigen eignen Handel bis zum Gelben Meer, es begann zugleich ein Verbindungsland zwischen dem fernen Osten und Europa zu werden. Einen bedeutenden Wendepunkt in dieser Beziehung bildete wie überall in der russischen Geschichte die Regierung Peters des Großen.

Peter ergriff diese Möglichkeit, die sich hier von selbst in schwachen Anfängen entwickelt hatte, mit der wilden Energie und ausschweifenden Phantasie, die seine politischen Pläne kennzeichnet. Wie er die westländische Kultur mit rasender Eile in Rußland heimisch machen wollte, so gedachte er zugleich dem Westen Rußland durch Vermittlung der östlichen, besonders der indischen Waren unentbehrlich zu machen; mit dem Baltischen und Indischen, mit dem Schwarzen und Gelben Meere wollte er sein Reich in Verbindung bringen. Er erkannte, daß sich von Sibirien nicht nur eine Verbindung mit China, sondern auch zugleich mit den vorder- und zentralasiatischen mohammedanischen Staaten, vornehmlich mit Buchara, von jeher einer wichtigen Etappe für den asiatischen Binnenhandel nach China und Indien, erreichen ließe. Gewisse Handelsbeziehungen zwischen Westsibirien und dem südlichen Transkaspien hatte es natürlich stets gegeben, jetzt ließ sie Peter nach der Sicherung der Steppe zwischen Irtysh und Ob mit größerem Nachdruck pflegen; eine Expedition ging den Irtysh hinauf und gründete trotz mancher

Hindernisse, die die kriegerischen Kalmücken bereiteten, die Stadt Semipalatinsk (1714) und eine Reihe von Forts; bald trafen in der neuen Stadt Händler aus allen Teilen Asiens zusammen. Aber dieser Weg konnte bei der Beschwerlichkeit der Verbindungen eine große Welt- und Handelsstraße niemals werden: näher von Rußland nach Indien war es, wie schon englische Unternehmer Jahrzehnte vor Peter erkannt hatten, durch den Kaukasus und über das Kaspische Meer. Seit seinen ersten Regierungsjahren hat er daher die Eroberungen dieser Gebiete nebst einem Zugang zum Schwarzen Meere angestrebt. Schon vor dem Schwedischen Kriege, der ihm die Ostseeländer einbrachte, ließ er die Kaukasusländer erforschen und verstand sich durch Einmischung in die unaufhörlichen Streitigkeiten der christlichen und mohammedanischen Völkerschaften Einfluß unter ihnen zu sichern; während des Krieges mit Karl XII. ließ er eine Flotte auf der Wolga zur Offensive nach Südosten ausrüsten: Chiwa, Buchara und andere vorderasiatische Chanate, in deren Gebieten man goldreiche Flüsse vermutete, sollten russische Vasallen werden.

Europäische Rivalen fand der Zar bei der günstigen geographischen Lage seines Reichs dabei nicht auf dem Wege, aber mit den beiden islamitischen Vormächten, der Türkei und Persien, stieß er zusammen: der Sultan machte ihm Kaukasus und Schwarzes Meer, der Schah den Kaspi und den Einfluß in Transkaspien streitig. Wie die Westeuropäer mußten auch die Russen große Fehlschläge beim Beginn der kolonialen Tätigkeit hinnehmen. Persien zwar konnte den europäisch geschulten Truppen der jungen Großmacht nicht widerstehen und verlor das Süd- und Westufer des Kaspischen Meeres, aber zur Überwindung der Pforte reichten die Mittel noch nicht aus: sie behauptete ihren Besitz und entriß sogar dem Zaren einen Teil seiner persischen Eroberungen, den Westen des Kaspi mit Baku und Derbend. Auch eine Expedition gegen Chiwa mißglückte an den Schwierigkeiten des Marsches durch die Wüste, selbst das Südufer des Kaspischen Meeres gab die Zarin Anna nach zehnjährigem Besitz wieder auf (1734), weil sie ihrem halbzivilisierten Staate nicht die Kraft, die entfernten Posten zu behaupten, zutraute. Aber diese Unfälle unterbrachen die russische Expansion nach Asien nur vorübergehend. Zu deutlich hatte man erkannt, daß der Besitz des Kaspi zugleich eine Offensivposition gegen Persien wie gegen die Türkei, die hierdurch östlich umgangen sei; gewähre: Katharina II., die Fortsetzerin der Politik Peters, nahm daher auch die asiatischen Eroberungen

rungen wieder auf. Durch Eingreifen in persische Thronstreitigkeiten erlangte sie die Erlaubnis, Faktoreien und Festungen am kaspischen Südufer anzulegen, wodurch der Handel und die militärische Herrschaft auf dem Binnenmeere in ihre Hände kam; im Kaukasus unterstützte sie die christlichen Vasallen der Pforte und bewog den mächtigsten, den Fürsten von Georgien, an Stelle der türkischen die russische Oberhoheit anzuerkennen. Hieraus ergab sich eine Besetzung des Landes, und der letzte Herrscher Georgiens setzte den Petersburger Protektor zu seinem Erben ein, in der Überzeugung, daß allein Rußland dem christlichen Glauben in diesen von Persern und Türken bedrohten Landschaften Sicherheit gewähren könne (1801). Der mittlere Kur mit Tiflis und mehrere wichtige Pässe über den Kaukasus fielen damit in Rußlands Gewalt. Ungeachtet aller Stürme, die das Zarenreich in dieser Zeit im Westen gegen die französische Revolution und Napoleon zu bestehen hatte, hielt es an diesen östlichen Erwerbungen fest; seine beiden natürlichen Gegner, Persien und die Pforte, die selbst in die Wirren der in Paris entsprungnen Weltkrisis hineingezogen wurden, konnten sich nicht über eine gemeinsame Abwehr des politischen und religiösen Feindes einigen. So gelang es, von beiden mohammedanischen Staaten die Anerkennung des geschaffenen Zustandes, ja von Persien überdies die Abtretung des Daghestan, der kaspischen Westküste mit Derbend und Baku, zu erzwingen (1813), also den Besitz Peters des Großen wieder herzustellen.

Keineswegs herrschte innerhalb der russischen Regierung durchweg Befriedigung über die Vermehrung des fernen Besitzes. Der polnische Fürst Czartoryski z. B., zeitweilig der Leiter der auswärtigen Politik, hätte lieber einen Verzicht auf diese Provinzen und Konzentration der russischen Kraft gegen Frankreich zur Eroberung Polens gesehen, aber der Zar Alexander I. beharrte in diesem Punkt auf den Traditionen Peters und legte dadurch den Grund für die große asiatische Politik Rußlands im kommenden Jahrhundert.

## Zwölftes Kapitel.

### Die Kolonien und die französische Revolution.

Die französische Revolution, die ganz Frankreich und den größten Teil Europas umgestaltet hat, ist, wie schon bemerkt, auch an den überseeischen Gebieten nicht spurlos vorübergegangen. Natürlich wurden die französischen Kolonien zuerst davon ergriffen. Das ganze geltende Kolonialsystem stand ja im schroffen Gegensatz zu den neuen Anschauungen, die in Frankreich durchdrangen. Die Revolution proklamierte die Menschenrechte: das vertrug sich nicht mit der Sklaverei; sie verlangte Gleichberechtigung aller religiösen Bekenntnisse: das negierte den katholischen Charakter der französischen Kolonien; sie verkündete die Volkssouveränität und Beteiligung der Nation an der Regierung: dieser Grundsatz mußte zur kolonialen Selbstverwaltung führen und mit dem System der Ausbeutung zugunsten des Mutterlandes ein Ende machen. Über alle diese Fragen entbrannte in der Nationalversammlung ein heftiger Kampf; dieselben Elemente, die wir schon in der literarischen Diskussion kennen gelernt haben — Pflanzler, Kaufleute, Beamte und Philanthropen — kamen auch hier zum Wort. Das Ende war, daß mit dem Siege der Revolution die radikalste Richtung durchdrang: die Sklaverei wurde in allen französischen Besitzungen abgeschafft, ja Gleichberechtigung zwischen Negern und Weißen eingeführt, und die Kolonien ungeachtet aller Verschiedenheiten denselben Gesetzen wie das Mutterland unterworfen (1794). Aber diese Gesetzgebung konnte gar nicht mehr durchgeführt werden, da die Kolonien bereits durch die inneren Wirren des Mutterlandes angesteckt worden waren und der Pariser Regierung den Gehorsam versagten. In der besten Besizung, in Haiti, hatten sich die Weißen untereinander seit dem Beginn der Bewegung in Frankreich bekämpft, und diese Schwächung der Herren hatten die Sklaven zur Empörung benutzt. Unter der Führung eines herrschbegabten Afrikaners, Toussaint Louverture, erhoben sich die Schwarzen, vertrieben die meisten Weißen und richteten eine

freie Negerrepublik ein; die der Befreier, gestützt auf mehrere Tausend streng disziplinierte schwarze Soldaten regierte. Sein Regiment brachte vielen Negern, die ein ungebundenes *Dolce farniente* von der Umwälzung erwartet hatten, eine herbe Enttäuschung: mit eiserner Strenge suchte Toussaint sie zur Arbeit in der bisherigen Weise anzuhalten, konnte freilich nicht verhindern, daß große Scharen sich marodierend umhertrieben, und daß weite Kulturen verfielen. Ähnliche Wirren gab es auf den anderen Inseln, doch hielten hier im allgemeinen die Weißen die Herrschaft fest. Die Pariser Gesetze erkannten sie aber nicht an; entweder ließen sie die Sklaverei weiter bestehen wie in *Ile de France*, oder sie hielten die Neger unter hartem Arbeitszwange wie in Guadeloupe.

Diese Unordnungen hatten die wirtschaftliche Blüte rasch heruntergebracht, aber völlig bedeutungslos wurden die Kolonien für das Mutterland, als Frankreich mit seinem alten Rivalen England wieder in Krieg geriet (1793). Der Kampf entzündete sich an dem alten belgischen Gegensatz, aber griff natürlich sogleich ins Kolonialgebiet über. Die Engländer waren den Franzosen, deren Marine durch die revolutionäre Mißwirtschaft geschwächt worden war, weit überlegen; die indischen Kontore, Martinique und einige kleinere Inseln in Mittelamerika nahmen sie weg, die französische Handelsflotte richteten sie fast völlig zugrunde. Welche ungeheuren Verluste das Mutterland durch die Trennung von den Kolonien erlitt, braucht nach den früher genannten Zahlen nicht ausgeführt zu werden; wir erwähnen nur, daß infolge des Ausbleibens des Rohmaterials die Zuckerindustrie verfiel, die Leinen- und Seidenindustrie den Mangel des kolonialen Marktes schwer empfand, Reederei und Schiffbau kläglich zusammenschmolzen. Was Frankreich verlor, fiel zum größten Teil England zu, und bald stiegen dessen Triumphe noch mehr. Die Verkettung der europäischen Ereignisse zwang Holland und Spanien zum Kriege mit England: sogleich vernichtete England ihren Seehandel und entriß ihnen Ceylon, das Kap der Guten Hoffnung und Trinidad. Es schien unmöglich, dem Sieger mit Gewalt beizukommen, denn seine Flotte war mächtiger als je, und Frankreich bedurfte mit seinen Bundesgenossen jahrzehntelanger Friedensarbeit, um eine England ebenbürtige Seemacht zu schaffen.

Trotzdem versuchte man es in Frankreich noch einmal mit einer großen maritimen Unternehmung: der Überwinder Osterreichs, Napoleon Bonaparte, suchte England, dem er nicht direkt zu Leibe

gehen konnte, im Mittelmeer zu treffen. Mit den übriggebliebenen französischen und den in Italien erbeuteten Schiffen eroberte er Ägypten (1798), um das fruchtbare Nilland zu einer französischen Kolonie zu machen und den Levantehandel Frankreichs wieder herzustellen; ja er dachte daran, zu Lande und zu Wasser den englisch-indischen Besitz zu bedrohen und womöglich durch den Bau eines Suezkanals den ostasiatischen Handel durch das Rote Meer zu leiten. Frankreich als Besitzer Ägyptens hätte den Kanal beherrscht und jeden Feind von diesem nächsten Wege ausgeschlossen. Durch diese Schläge hoffte Napoleon England zum Frieden und zur Herausgabe seiner Eroberungen zwingen zu können: dann konnte Frankreichs Kolonialmacht, durch Ägypten verstärkt, verjüngt erstehen, und die Schäden der revolutionären Zerrüttung wurden voraussichtlich so rasch wie die früheren Unfälle überwunden. Mit um so größerer Zuversicht konnte man den so erweiterten kolonialen Aufgaben entgegensehen, als Frankreich durch Eroberung Belgiens und des deutschen linken Rheinufers soeben gewaltig an Menschen wie an Kapital zugenommen hatte.

Der große kommerziell-kolonisatorische Plan scheiterte an der militärischen Überlegenheit Englands. Napoleon mußte Ägypten, nachdem er es kurze Zeit besetzt gehalten und eben zu entwickeln begonnen hatte, wieder fahren lassen, aber es gelang ihm wenigstens, den Engländern einen Frieden zu entreißen, der den Franzosen alle verlorenen Besitzungen zurückgab. Die Kriegskosten mußten Frankreichs Bundesgenossen bezahlen: Holland mit Ceylon, Spanien mit Trinidad (1801).

Im Frieden widmete sich Napoleon, der neue Herr Frankreichs, mit Eifer den kolonialen Aufgaben. Er hatte sich genau über die Rolle, die die Kolonien im Wirtschaftsleben des 18. Jahrhunderts gespielt hatten, unterrichten lassen, und war entschlossen, den alten Zustand wieder herzustellen. Die Kolonien sollten ihre usurpierte Autonomie verlieren und wirtschaftlich wie sozial mit Sklaverei und Ausschluß der Fremden auf den alten Fuß eingerichtet werden. Selbst in religiöser Hinsicht sollten die Neuerungen der Revolution verschwinden und allein der katholische Glaube zugelassen werden. Freilich trieben den Ersten Konsul nicht dieselben Motive wie Richelieu und Ludwig XIV., denen die Duldung der evangelischen Mission als Sünde erschienen wäre, sondern praktisch-politische Gründe: für ihn handelte es sich nach seinen eigenen Worten nicht um Heidenbe-

kehrung, sondern um Zügelung der Sklaven durch die Moral und die religiösen Zeremonien. Die Religion war für ihn in Amerika wie in Europa eine gute Polizei, und da schien es ihm nicht angängig, Vertreter verschiedener polizeilicher Systeme zu verwenden, die einander vermutlich bekämpft und durch ihren Kampf in den Gemütern der Neger anstatt des Gehorsams den Skeptizismus wachgerufen hätten.

Mit der Wiederherstellung des von den Bourbonen hinterlassenen Kolonialreiches war Napoleon nicht zufrieden. Wie die Revolution nach der Überwältigung Spaniens sich dessen Anteil an San Domingo hatte abtreten lassen (1795), so erlangte er die Herausgabe eines ungleich wertvolleren Stückes, der alten französischen Besitzung Louisiana (1800), selbst auf Florida richtete er sein Begehren. Er hoffte ein großes mittel- und nordamerikanisches Kolonialreich zu gründen: wie vor einem Jahrhundert die englischen Kolonien von Norden her umgangen worden waren, so sollte jetzt die Union von der Mündung des Mississippi her umfaßt und von dem Stillen Ozean abgeschnitten werden: eine neue Phase im Kampf zwischen Romanen und Angelsachsen um Nordamerika stand anscheinend bevor.

Unter Aufbietung großer Mittel ging Napoleon ans Werk. Die Herrschaft Toussaint Louvertures wurde in einem Kriege, in dem das Klima mehr Opfer als die Kugeln der Schwarzen forderte, gestürzt, alle Kolonien den französischen Gesetzen wieder unterworfen und die Sklaverei wieder aufgerichtet; in wenigen Jahren hoffte Napoleon mit der wirtschaftlichen Blüte der Kolonien auch Frankreichs Handel und Reichtum sowie die Marine wieder hergestellt zu haben. Aber man weiß, daß alle Entwürfe umsonst waren: der Gegensatz zwischen den europäischen, insbesondere den mittelländischen Interessen Englands und Frankreichs, führte früher, als Napoleon erwartet hatte, zur Erneuerung des Krieges und zerstörte alle vielverheißenden Anfänge (Mai 1803). Sogleich verschwand vor den englischen Kapern die französische Handelsflotte wieder vom Ozean, englische Geschwader nahmen die kleinen westindischen Inseln Tobago und St. Lucie und die indischen Stationen weg; vor allem blockierten sie San Domingo, wo sich noch aufständische Schwarze hielten, und zwangen die nun von zwei Seiten angegriffenen französischen Truppen zur Kapitulation (Herbst 1803). Damit war die beste Kolonie dahin, und die Barbarei der freien Neger ließ bald wenig von dem früheren Reichtum der Insel mehr ahnen. Das

Schicksal Louisianas hatte sich noch früher entschieden. Sobald der Krieg mit England unvermeidlich wurde, verkaufte es Napoleon an die Vereinigten Staaten, weil er die Unmöglichkeit erkannte, dies Gebiet während des Seekrieges zu verteidigen oder gar zu besiedeln. Um so weniger konnte er an die Behauptung denken, als auch die Amerikaner den Übergang Louisianas in französischen Besitz ungern gesehen hätten. Das altersschwache Spanien hatten sie bald zu beerben gehofft, von Frankreich konnten sie einen Verzicht auf das Mississippigebiet nicht erwarten. Bei längerer Dauer des Friedens würde Napoleon schwerlich Rücksicht auf die amerikanische Unzufriedenheit genommen haben: jetzt entschloß er sich zur schleunigen Abtretung, in der Hoffnung, durch das Aufgeben der unhaltbaren Position einen Bundesgenossen gegen England zu gewinnen. Es war ein gewaltiger Erfolg der Amerikaner, so leichten Kaufs die Verbindung mit dem Großen Ozean zu erhalten: Franzosen und Engländer trugen abwechselnd dazu bei, sie zu fördern.

Napoleon hatte die Schläge, die seine Kolonien treffen würden, vorausgesehen, aber trotzdem hatte er den Kriegsausbruch nicht verhindern können, weil England die durch die Revolution geschaffene Größe Frankreichs nicht auf die Dauer anerkennen wollte. Er mußte den Krieg hinnehmen in der Hoffnung, die ersten unvermeidlichen Verluste in den Kolonien durch andere Erfolge wieder wettmachen zu können. Wir brauchen hier nicht im einzelnen zu schildern, wie sich Napoleon um die Sicherung seiner Kolonien bemüht hat, wie aber alle seine Sorge schließlich vergeblich bleiben mußte: der ungeheure Vorsprung, den Englands Marine im letzten Jahrzehnt erlangt hatte, war während des Seekrieges trotz aller Anstrengungen nicht mehr auszugleichen. An großen Plänen mangelte es auch in dieser Periode nicht. So hoffte Napoleon mit Hilfe des Zaren einen Feldzug nach Indien zu unternehmen und zugleich das ganze östliche Mittelmeer für Frankreich zu erwerben, also die früheren Ideen vergrößert auszuführen (1808), aber wiederum stellten sich ihm unüberwindliche äußere Hindernisse entgegen. Als die Rüstungen in den französischen Häfen fast vollendet waren, fiel die spanische Nation vom französischen Bündnis ab und hielt durch ihren Aufstand die französischen Streitkräfte in Europa fest; Krieg auf Krieg schloß sich an dies von Napoleon nicht erwartete Ereignis bis zum Untergange des Imperators an. Die Kolonien waren schon vor dem Zusammenbruch der Napoleonischen Landmacht eine nach der andern

in Englands Hände gefallen, zuletzt Ile de France (3. Dez. 1810). Im Frieden von Paris (1814) behielt England in Mittelamerika Tabago und St. Lucie und im Indischen Ozean Ile de France; was es Frankreich zurückgab, war durch den Krieg oder durch die lange feindliche Okkupation erschöpft und brauchte viel Zeit und Mittel zur Wiederherstellung. Da überdies San Domingo im Besitze der ehemaligen Sklaven blieb, so konnte Frankreich nicht mehr daran denken, seine Nationalwirtschaft in derselben Weise wie früher auf die Kolonien zu basieren; es mußte neue Grundlagen für Handel und Industrie schaffen, und — wenn es eine Kolonialmacht bleiben wollte, mußte es nach neuen überseeischen Erwerbungen trachten.

Die Bundesgenossen Frankreichs hatten kein besseres Schicksal. Ihre Handelsflotten waren wie die französische zerstört worden und territoriale Verluste hatten sie ebenfalls zu verzeichnen. Die Lage der ostindischen niederländischen Kompagnie wurde durch den englischen Krieg sogleich verschlimmert, da ihr viele Schiffe gekapert wurden; nach mehreren Versuchen ihr finanziell zu Hilfe zu kommen, mußte sich der Staat endlich entschließen, die Privilegien zurückzuziehen und sämtliche Aktiva und Passiva der Gesellschaft — über 100 Millionen Gulden Schulden — zu übernehmen. Der Friede von Amiens (1801), der den Verlust Ceylons brachte, konnte bei seiner kurzen Dauer keine tiefere Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse und Ausrottung der administrativen Mängel herbeiführen; vielmehr gab es neue Schwierigkeiten, da die Kolonisten vielfach mit der Umformung des Staates durch die Einwirkung der französischen Revolution (seit 1795) nicht einverstanden waren und sich den neuen Beamten widersetzen. Im neuen Kriege mit England nahm sich zunächst der Handel wieder auf, weil England in den ersten Jahren durch Napoleons Landungspläne in Europa beschäftigt, keine großen Geschwader nach Ostindien schicken konnte und überdies der Rückgang der Zucker- und Kaffeeproduktion in San Domingo der javanischen zugute kam. Aber sobald England die französische Flotte in Europa zerstört hatte (1805) und stärkere Kräfte entsenden konnte, war es mit diesem relativ günstigen Zustand vorbei. Bald darauf wurden gar sämtliche niederländische Besitzungen weggenommen (1811). Das Kap war schon mehrere Jahre früher gefallen, und in Guyana eroberte England ebenfalls alle holländischen Niederlassungen. Im Frieden gab der Sieger zwar die ostindische Beute heraus, behielt aber das Kap und in Guyana Berbice, Demerari und

Essequibo; Holland wurde hier auf Surinam beschränkt. Mit St. Helena, Südafrika und Mauritius, wie Ile de France jetzt hieß, beherrschte England den Weg nach Indien völlig, und Gibraltar und Malta sicherten ihm eine starke Stellung im Mittelmeer: die Wiederholung einer ägyptischen Expedition und eine daraus folgende Gefährdung Indiens brauchte es kaum noch zu fürchten.

Die niederländische überseeische Tätigkeit bildet seitdem einen untergeordneten Faktor in der allgemeinen Kolonialpolitik. Für das kleine Land freilich sind seine Besitzungen nach wie vor von großer Wichtigkeit, und Erfolge haben Fleiß wie Kunst der Menschenbehandlung noch reichlich geerntet. Allmählich sind die harten Bestimmungen über die Zwangslieferungen und dergl. abgeschafft worden, wirtschaftliche Freiheit und Selbstverwaltung der Eingeborenen unter europäischer Aufsicht sind eingeführt, alte und neue Kulturen wie Zucker, Kaffee, Tabak, Reis, Tee, Hanfpflanzen sind gewaltig entwickelt worden. Die Fähigkeit, mit etwa 60 000 Europäern 30 bis zu 40 Mill. Asiaten zu beherrschen, ist gewiß ein günstiges Zeichen für das niederländische Volk und den Wert der kolonialen Tradition.

Am übelsten wurde den Spaniern mitgespielt: ihr Kolonialreich ging an den Folgen der großen Weltkrise zugrunde. Wir kennen die Schwächen des spanischen Kolonialsystems und wissen, daß die Unzufriedenheit der Kolonisten durch die amerikanische Erhebung geschürt worden war. Freilich war in den spanischen Kolonien eine geschlossene Unabhängigkeitsbewegung weit schwieriger zu entfachen als in den englischen, weil die weiße Bevölkerung auf einen größeren Raum verteilt war und die einzelnen Kolonien geringere Verbindung miteinander hatten. Zudem fehlte ihnen zur Führung eines großen Krieges die politische Schulung, die die Nordamerikaner in ihrer Selbstverwaltung erlangt hatten. Äußere Anlässe mußten dazu kommen, um die Unzufriedenheit in Aufruhr zu verwandeln. Ein solcher Anlaß war die Entsetzung der Bourbonendynastie durch Napoleon (1808): hiermit zerriß ein moralisches Band, das Kolonie und Mutterland verknüpft hatte, nachdem infolge der Vernichtung der spanisch-französischen Seemacht durch England (seit 1805) der Respekt vor der Macht Spaniens und seines Bundesgenossen geschwunden war. Sofort verweigerten die meisten Kolonien die Anerkennung des neuen, von Napoleon eingesetzten Königs; entweder erklärten sie sich für unabhängig oder hielten am alten Königshause fest. Eine allgemeine Aktion wie in den englischen Kolonien gab es nicht; jede

Provinz handelte für sich, und in den Provinzen standen sich meist verschiedene Parteien gegenüber — Republikaner, die völlige Losreißung erstrebten und Monarchisten, die an der alten Dynastie festhalten wollten. Sogleich fielen die alten Handelsbeschränkungen zu Boden, und den Vorteil davon hatte die einzige noch übrige Seemacht Europas: England. Es unterstützte nach Kräften überall die Unabhängigkeitsbewegung und erhielt nun freien Zutritt zu den Gebieten, die bisher nur auf Schleichwegen zugänglich gewesen waren. Auch die nordamerikanische Union gewährte den Aufständischen manche Unterstützung, trat aber im Handel weit hinter England zurück. Bei der Uneinigkeit der Kolonisten über ihre Ziele war für die spanische Regierung noch nicht alle Hoffnung verloren, die Kolonien zu behaupten, als im allgemeinen Frieden die alte Dynastie wieder hergestellt wurde (1814), wenn sie nur wirtschaftlich und administrativ den Wünschen der Kolonisten entgegenkam. Da die bourbonische Regierung aber allen Warnungen zum Trotz an den alten Einrichtungen festhalten wollte, so wurde der Aufstand allgemein, und nach etwa zehnjährigen Kämpfen mußte ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande anerkannt werden (um 1825). Von seinem riesigen Besitz blieben Spanien in Amerika nur Kuba und Portorico, in Asien die Philippinen. Aber wir können gleich hier hinzufügen, daß auch dieser Rest seinen Besitzern keinen Segen gebracht hat. Die Unruhen der Eingeborenen hörten nicht auf und führten schließlich zur Einmischung der Vereinigten Staaten. Diese entsprang dem seit Begründung der Union ergriffenen und am Anfang des 19. Jahrhunderts in der Monroe-Doktrin öffentlich bekannten Bestreben, die europäische Herrschaft in Amerika allmählich zurückzudrängen, einerseits um die eigne Sicherheit hierdurch zu erhöhen, andererseits, um die kleineren amerikanischen Staatengebilde unter nordamerikanische Vormundschaft zu stellen. Infolgedessen hatte jeder Aufstand auf Sympathie oder gar materielle Unterstützung aus den Vereinigten Staaten zu rechnen. Zu diesem allgemeinen Anlaß traten als nebensächliche Gründe der Intervention Verluste, die der amerikanische Handel durch die ewigen Unruhen auf Cuba erlitt, sowie der Untergang eines amerikanischen Kriegsschiffes im Hafen von Habana, das einer spanischen Mine zum Opfer gefallen sein sollte. Der Krieg, der den völligen Zusammenbruch der spanischen Seemacht offenbarte, kostete Spanien seine amerikanischen und asiatischen Länder und führte Nordamerika, den neuen Besitzer Portoricos und der Phi-

lippinen und den Protektor Cubas, in die Reihe der Kolonialmächte ein (1898). Die Wiederaufnahme des von den Franzosen verlassenen Panamakanals zeigte sogleich die Energie, mit der man sich in Washington der neuen Aufgabe widmete (1903). Das Erscheinen des neuen Wettbewerbers wird namentlich für die Verhältnisse im Großen Ozean, sobald die neue Wasserstraße vollendet ist, von großer Bedeutung werden.

Die spanische Kolonialpolitik ist gescheitert an der Unzulänglichkeit der wirtschaftlichen und geistigen Kultur des Mutterlandes. Wie schon angedeutet, rächte sich die Engherzigkeit und die Verachtung der Arbeit am stärksten erst nach der Losreißung der Kolonien: Spanien schied aus dem wirtschaftlichen Leben der neuen Republiken fast aus und mußte die Entwicklung und den Genuß der von ihm selbst gelegten Keime andern Nationen überlassen. Aber trotz des endlichen Mißerfolgs ist die spanische Kolonialpolitik nicht ohne günstigen Einfluß für das Volk gewesen. Sie hat ihm doch ermöglicht, zwei Menschenalter hindurch die erste Macht Europas zu sein, und eine solche Erinnerung ist für eine Nation unschätzbar. Wesentlich das Andenken an diese große Zeit, der Stolz, dereinst allen Nationen Furcht eingeflößt zu haben, hat die Spanier befähigt, den Volkskrieg gegen Napoleon zu führen, so ihre nationale Unabhängigkeit zu sichern und viel zum Sturze Napoleons und Europas Befreiung beizutragen. Und sollte Spanien einmal einen neuen Aufschwung erleben, etwa durch Ausbeutung seiner Bodenschätze mit Hilfe fremden Kapitals oder durch Umformung des Volksgeistes infolge großer Erschütterungen, so würde diese Wandlung gewiß auch an die großen überseeischen Erinnerungen anknüpfen.

Zu derselben Zeit brach das andere Pyrenäische Kolonialreich zusammen. Die portugiesische Königsfamilie wurde ebenfalls von Napoleon entthront und flüchtete nach Brasilien (1807), das sie als souveränen Staat regierte. Selbstverständlich fielen alle wirtschaftlichen Schranken weg, und England, der Bundesgenosse, trat im Handel an die Stelle des Mutterlandes. Nach dem Sturze des Pariser Bedrängers wurde die Vereinigung mit Portugal wieder hergestellt, aber da der Lissabonner Handel wieder nach den alten Privilegien strebte und Brasilien nicht unter den alten Zwang zurückkehren wollte, so machte es sich unter einem Prinzen des Hauses Braganza unabhängig (1822). Portugal blieb seitdem auf seinen großen aber wenig entwickelten afrikanischen Besitz beschränkt.

## Dreizehntes Kapitel.

### Zurückhaltung Englands in der Expansion.

Glänzend hatte England in der Napoleonischen Krisis die Scharte des Unabhängigkeitskriegs ausgeweht. Es war als weitaus größte Kolonial- und Handelsmacht und als einzige Seemacht übrig geblieben. An Kapital konnte sich kein anderes Land mit dem Inselreiche vergleichen, und die Möglichkeit, durch eine Koalition eine ebenbürtige Seemacht aufzubringen, war nicht mehr vorhanden. Regierung und Nation hatten das Bewußtsein, eine ungeheure Überlegenheit, ja Unangreifbarkeit für längere Zeit erstritten zu haben, aber daneben machte sich die Erinnerung an die schweren Opfer des zwanzigjährigen Krieges geltend und der begreifliche Wunsch, die Wunden zu heilen, das schwer Errungene in Ruhe zu genießen und die neuen Erwerbungen zu entwickeln. Infolgedessen zeigt die englische Politik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine gewisse Sättigung; nur zögernd und in geringem Umfange wird neuer Besitz erworben, hier und da ist sogar die Neigung zur Preisgabe kostspieliger Besitzungen erkennbar. So hat die Regierung den westafrikanischen Stationen wenig Aufmerksamkeit geschenkt und sogar daran gedacht, die Plätze an der Goldküste aufzugeben, weil sie unausgeseht verlustreiche Kämpfe mit den kriegerischen Eingeborenen zu bestehen und seit der Aufhebung des Sklavenhandels, worüber noch ein Wort zu sagen sein wird, an Wert verloren hatten. Aber die Tradition war stärker als der Wunsch der Regierung: der englische Unternehmungsgeist drängte von den einmal besetzten Gebieten aus vorwärts, und so hat die Privatinitiative die Stationen im Westen Afrikas, an der Goldküste und in Sierra Leone, allmählich vermehrt und ins Innere vorgeschoben. Um den Staat zu entlasten, übertrug die Regierung die Goldküste einer Handelsgesellschaft (1826), aber so weit ging die Abneigung gegen die Expansion nicht, daß man dies Gebiet europäischen Rivalen überlassen hätte: sobald Frankreich an der Elfenbeinküste Niederlassungen errichtete, nahm der Staat die Goldküste wieder in eigne Verwaltung, um sie besser

Europäische Kolonisation.

schützen zu können (1842). In den folgenden Jahrzehnten erwarb man dann, getrieben durch die Konkurrenz mit Frankreich, die Häfen der Dänen und Holländer hinzu, so daß man über einen abgerundeten Besitz verfügte.

Ebenso wurde die Kapkolonie ohne festes System und unter mannigfachem Widerstand der Regierung erweitert. Obgleich die Kaffernstämme, die an der Grenze der alten holländischen Kolonie saßen, unaufhörlich Einfälle machten und wiederholt durch förmliche Kriege zur Ruhe gebracht werden mußten, gab man das eingenommene Gebiet doch mehrfach zurück, anstatt durch Annexion größerer Strecken und die Entwaffnung der Wilden die Grenze zu sichern. Erst nach etwa 40 jähriger englischer Herrschaft wurde das Gebiet zum ersten Mal beträchtlich vergrößert, bis zum Oranje im Norden (1847).

Noch schwankender zeigte sich die Regierung in ihren Zwistigkeiten mit den alten holländischen Ansiedlern. Diese waren vielfach unzufrieden, daß die Kafferneinfälle nicht genügend abgewehrt wurden, daß die holländische Sprache aus dem öffentlichen Leben verschwinden sollte, und daß die Mission ihnen Vorschriften über die Behandlung der Eingeborenen machte, insbesondere die Neger sklavenerei verbieten wollte. Aus diesen Gründen sind seit der Mitte der dreißiger Jahre holländische Bauern, heute bekannt unter dem Namen Buren, über die Grenze der Kapkolonie nach Norden und Osten gewandert, um sich den englischen Behörden zu entziehen. Es kennzeichnet die damalige englische Kolonialpolitik, wie sie diese „Burentrekkers“ behandelte. Unabhängige Weißenstaaten in Südafrika wollte sie nicht dulden, deshalb erklärte sie, grundsätzlich die Buren aus dem englischen Staatsverbande nicht zu entlassen, aber sie tat nichts, um die Auswanderungen zu hindern oder die Ausgewanderten unter die englischen Gesetze zu stellen: sie wollte eben keine Vergrößerung der südafrikanischen Aufgaben, weil das Hinterland anscheinend wertlos war und die Kosten des Kaffernschutzes nicht lohnte. Die Buren überließ man, so lange sie versprengt im Binnenlande saßen, sich selbst; erst als sie in Natal eine Ansiedlung begründeten (1838), und hier die Möglichkeit gewannen, Handel zu treiben, Kapstadt Konkurrenz zu machen, ja mit europäischen Mächten Verbindung zu gewinnen, entschloß man sich zur Annexion, um diesen Gefahren vorzubeugen (1843). Die Folge war, daß abermals zahlreiche Buren Natal verließen (1848) und im heutigen Transvaal neue Gemeinwesen begründeten. Als die englische Re-

gierung auf Betreiben der englischen Kolonisten der Kapkolonie auch diese zu annektieren suchte, fand sie heftigen Widerstand. Eine gewaltsame Überwindung hätte bei der Entfernung des Kriegsschauplatzes von der Basis der englischen Macht gewaltige Opfer erfordert, sie ließ deshalb den Plan fallen und sah es bald für vorteilhafter an, den Buren die Selbständigkeit zu lassen: in diesem Falle waren die Buren gezwungen, sich selbst gegen die Kaffern zu schützen, ja sie bildeten sogar einen gewissen Grenzwall der englischen Kolonie gegen die Schwarzen. So wurde den Transvaalburen feierlich die Unabhängigkeit zugestanden (1852), und zwei Jahre später gewährte man sie einer anderen Burenanfiedlung im Oranjegebiet. Ohne Frage enthielten diese Vorgänge eine schwere Niederlage der englischen Politik, denn sie hatte von ihrem Anspruch, alle Auswanderer im Untertanenverbande zu behalten, nach einigen militärischen Mißerfolgen zurücktreten müssen.

Mehr Interesse als an Südafrika nahm die britische Regierung an Australien. Von den Holländern entdeckt (1605), aber wegen seiner Unwirtlichkeit nicht beachtet, wurde dieser Erdteil erst im 18. Jahrhundert mit der Südsee durch den Engländer Cook (seit 1770) erforscht und in Besitz genommen. Der Verlust Nordamerikas bewog die Regierung, sich hier einen Ersatz, zunächst als Deportationskolonie, zu suchen. Der ersten Besiedlung mit Sträflingen an der Stelle des heutigen Sidney (1788) folgten in den nächsten Jahrzehnten weitere Sendungen; über 100 000 Verurteilte sind in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Australien deportiert worden. Hierdurch und durch gleichzeitige freiwillige Einwanderung, besonders nach den Goldfunden seit 1882, wuchs die weiße Bevölkerung schnell; wie früher in Amerika ging man von günstigen Küstenplätzen aus ins Innere vor; der Privatinitiative fiel der größte Anteil zu. Die Regierung überließ den Kolonisten die lokale Verwaltung; wenn sich eine größere Gemeinschaft gebildet hatte, wurde sie durch Gesetz in den britischen Reichsverband aufgenommen. Freilich zeigten sich gerade in dieser autonomen Kolonisation die harten Seiten des kolonialen Charakters am grellsten: mit schonungsloser Brutalität vertrat man die eigenen Interessen, der Schwächere mußte dem Stärkeren weichen, die Eingeborenen sind daher fast ganz ausgerottet worden.

Konsequenter als die afrikanische und australische Politik war die indische. Nach der Besiegung der Franzosen hatte die englische

Gesellschaft keineswegs nur glänzende Tage gesehn. Zwar vergrößerte sie ihr Gebiet beträchtlich durch weitere Abtretungen des Großmogul im nördlichen Dekkan, aber unaufhörliche Kämpfe mit mehreren Fürsten im Süden, zum Teil mit früheren Bundesgenossen, verschlangen große Summen, und die Unredlichkeit vieler Beamten, woran die englische wie die holländische Kompagnie krankte, verschlimmerte die finanzielle Lage. Um sich aus dem Bankrott zu retten, mußte die Gesellschaft die Hilfe des Staates anrufen, der sie ihr nur gegen weitgehende Rechte gewährte: er behielt sich eine Mitwirkung bei der Dividendenverteilung, die Aufsicht über die Korrespondenz und die Ernennung oder Bestätigung der obersten Beamten und Richter vor, insbesondere die Bestätigung des Generalgouverneurs, dem sämtliche Besitzungen unterstellt wurden (1772). Diese Verfassung hat nicht alle Mißstände ausrotten können, aber der Gesellschaft doch neue Kraft zugeführt. Im neuen Gewande konnte sie zunächst die Oberhoheit des Großmoguls über ihre Gebiete, die durch Tributzahlungen bezeichnet wurde, beseitigen, sodann die großen Krisen des amerikanischen und Revolutionskrieges glänzend bestehen. Daß die europäischen Mächte keine Erfolge mehr erreichten, wissen wir bereits, aber auch die Eingeborenenstaaten wurden einer nach dem andern unterworfen: so zunächst das gefährliche Sultanat Mysore in Dekkan mit Hilfe der Mahrattthen (1779), dann das Mahrattthenreich selbst mit Hilfe anderer Dynasten im Dekkan (1803). Wenn auch die Kämpfe mit diesem tapfern Stamm noch etwa ein halbes Menschenalter fort dauerten, so war der Sieg doch schon damals entschieden. Am Schluß der Napoleonischen Epoche war ganz Indien bis auf das Indusgebiet von der Gesellschaft abhängig; teils waren die Staaten unter direkter Verwaltung der Kompagnie teils unter ihrer Aufsicht; Bengalen, Madras und Bombay bildeten ihre wichtigsten Bezirke.

Nach dem Frieden erzwang England in einer Auseinandersetzung mit Holland die Abtretung von Singapore an der Südspitze Malakkas, um einen Stützpunkt für die Fahrt nach China und Australien zu gewinnen (1819), eine glänzende Erwerbung, denn das elende Malayendorf zählte nach etwa einjähriger englischer Herrschaft schon über zehntausend Einwohner mit großem Schiffsverkehr. Und bald wurde es unvermeidlich mit Rücksicht auf den Schutz der Grenzen und die Ausdehnung des Handels, auch die Barbarenstaaten in näherer oder entfernterer Nachbarschaft in den englischen Macht-

bereich zu ziehen: von Burma wurden in mehreren Feldzügen (seit 1826) einige Provinzen losgerissen, Aden wurde besetzt, um im Roten Meere gegen Arabien wie gegen Ägypten auftreten zu können (1838), in Afghanistan und Persien suchte man auf die Regierungen Einfluß zu gewinnen. Hier fand man freilich den Gegner, dem England in seiner asiatischen Politik fortan auf Schritt und Tritt begegnen sollte: Rußland. Auf das Hin und Her in der Umwerbung der beiden mohammedanischen Staaten einzugehen, ist hier nicht der Ort; eine Zeitlang war England im Vorteil: eine Flotte schüchterte Persien ein, eine Armee besetzte unter Benutzung afghanischer Thronstreitigkeiten Kabul und Kandahar (1839). Das dritte benachbarte mohammedanische Reich im Westen, Beludschistan, wurde unterworfen, und der englische Einfluß reichte bis tief nach Innerasien, bis nach Buchara und Chiwa, wo Rußland soeben vergeblich einzugreifen versucht hatte. Aber eine Erhebung des mohammedanischen Fanatismus entschied plötzlich gegen England. Ein Aufstand zwang die Engländer zum Abzug aus Kabul (1842), und auf dem Marsche wurde fast ihre ganze Armee aufgerieben. Damit ging auch die Autorität in den übrigen Gebieten verloren: der Emir von Buchara ließ die englischen Gesandten an seinem Hofe hinrichten, und das stolze Albion war nicht imstande, den Schimpf zu rächen. Afghanistan wurde zwar durch einen Rachekrieg bestraft, aber seine Unabhängigkeit wurde nicht wieder angetastet, und seitdem hat sich England bemüht, den Emir durch eine Pension an sich zu fesseln.

Die Herrschaft in Indien wurde durch die afghanische Katastrophe nicht erschüttert, aber ein halbes Menschenalter später wurde sie durch eine Meuterei der eingeborenen Truppen, der Sepoys, in Frage gestellt (1857). Sie war durch schwere Fehler der englischen Verwaltung hervorgerufen worden. Durch Verwendung von Patronen, die mit dem Fett von unreinen Tieren geölt waren, hatte sie die religiösen Gefühle der Hindus verletzt und durch andere ungeschickte Maßregeln, wie die Absetzung angesehener Fürstengeschlechter und die Begünstigung der Mission, weitere Unzufriedenheit geschaffen. Trotz ihrer hundertjährigen indischen Praxis erkannte die Verwaltung den keimenden Aufstand nicht, sondern ließ sich überraschen und erlitt schwere Verluste. Da aber die Inder jetzt so wenig wie je einmütig in der Bekämpfung des fremden Herrn waren, vielmehr ein großer Teil der Truppen gehorsam blieb, so gelang es nach mehrmonatigen Kämpfen, die Meuterer, die in Bengalen und

Delhi ihre Hauptsitze hatten, niederzuwerfen. Der Aufstand brachte der Kompagnie, der man die Schuld daran beimaß, den Untergang. Das Handelsmonopol und einige andere Rechte waren ihr bereits entzogen worden, weil sie den modernen Anschauungen nicht mehr entsprachen, jetzt wurde sie überhaupt aufgelöst und ihr Besitz dem Staate übertragen.

Man sieht, die britische Kolonialpolitik ist in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keineswegs zielbewußt von Erfolg zu Erfolg geschritten, aber die Konsequenzen des einmal Begonnen führten doch zur mächtigen Ausdehnung des Besitzes. Aber tiefergreifend als die äußere war die innere Entwicklung des Kolonialreichs.

Die Angriffe gegen die alte Gesetzgebung, die uns in manchen Zügen bereits bekannt sind, verstärkten sich in der Friedensperiode nach der Überwältigung Frankreichs. So wurde gegen die Zollbegünstigung der Kolonien geltend gemacht, daß durch die Erschwerung der Einfuhr aus fremden Besitzungen Zucker, Kaffee, Tabak, kurz alle kolonialen Produkte dem englischen Verbraucher verteuert würden, und ebenso erschien der Ausschluß des fremden Handels aus den Kolonien nicht mehr zeitgemäß. Nicht nur mußte man mit dem Widerwillen der Kolonisten dagegen rechnen, man meinte auch, in Handelsverträgen mit fremden Staaten für die Öffnung des kolonialen Marktes große Konzessionen erlangen zu können. Da England die einzige große Kolonialmacht war, so fiel ein solches Angebot gewiß schwer ins Gewicht. Die heimischen Interessenten waren durch die Erfolge der Vergangenheit genügend für den Kampf mit der ausländischen Konkurrenz gestärkt; ebenso konnten Schifffahrt und koloniale Produzenten der künstlichen Stützen, die anderen Kreisen Opfer auferlegten, jetzt entbehren: welche Macht hätte wohl wie vor zwei Jahrhunderten den Verkehr zwischen England und seinen Kolonien an sich reißen können! Alle diese Erwägungen haben dazu geführt, daß England allmählich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die Sonderstellung der Kolonien nebst den Navigationsgesetzen aufhob und zum freien Handel überging. Wiederum nahm das koloniale Wirtschaftsleben einen gewaltigen Aufschwung nach dem Fall der merkantilen Schranken, und abermals hatte das Mutterland den größten Vorteil davon. Immer neue Millionen wurden in den verschiedensten kolonialen Unternehmungen angelegt — in neuerer Zeit insbesondere in Eisenbahnen — immer neue Schifffahrtslinien mußten gegründet werden, um den Verkehr zu be-

wältigen. Im Zug der Zeit lag es, daß der Schwerpunkt des Kolonialreiches sich immer mehr von Amerika nach Afrika und Asien verschob. Die westindischen Inseln, die im 18. Jahrhundert als Zuckerlieferanten so wertvoll gewesen waren, verloren an Bedeutung, seitdem der europäische Rübenzucker den Markt in Europa eroberte. Dazu kam, daß die Sklavenemanzipation nicht ohne wirtschaftliche Störungen durchgeführt werden konnte und daß endlich die Losreißung der spanischen Kolonien dem illegitimen Handel mit Süd- und Mittelamerika, der in den benachbarten Antillen seine Basis gehabt hatte, ein Ende machte.

Wie die koloniale Wirtschaft, hat auch die Verwaltung viele Veränderungen erlitten. Nach dem Abfall der Amerikaner wurde das besondere Kolonialamt als überflüssig aufgehoben und den Ministerien des Auswärtigen, des Krieges und des Handels die Wahrnehmung der kolonialen Fragen überlassen, und dies Verhältnis blieb auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestehen, obgleich sich der überseeische Besitz wieder vergrößerte. Auch das ist ein Zeichen, daß man lange nicht an eine systematische Pflege der Expansion dachte. Erst als ein frischerer Zug die Kolonialbewegung wieder zu beleben begann, wurde das Kolonialministerium wieder hergestellt (1854).

Die Stellung der einzelnen Kolonien im Imperium ist sehr verschiedenartig. Drei Grundformen kann man unterscheiden, bei deren Betrachtung wir die später erworbenen Besitzungen gleich mitheranziehen. Am einfachsten ist die Verwaltung in den Kronkolonien, wo die gesamte Regierungsgewalt in den Händen des Kolonial- oder Auswärtigen Amtes liegt; es ernennt einen Gouverneur, dem mitunter ein Rat aus Kolonisten zur Seite steht. Es sind meist Kolonien von vorwiegend militärischer Bedeutung, wie Gibraltar und St. Helena, oder solche, die noch zu wenig entwickelt für die Selbstverwaltung sind wie Uganda und Ostafrika. Eine andere Kategorie — Malta, Guyana, Barbados u. a. — besitzt Selbstverwaltung und eigenes Parlament; dem Kolonialamt steht ein Veto gegen die parlamentarischen Beschlüsse und die Ernennung der wichtigsten Beamten zu. Die dritte Klasse endlich ist am reichsten ausgestattet: ihr Parlament ist keinem Veto unterworfen, und die obersten Beamten ernennt ihre Verwaltung selbst aus der Mehrheit des Parlaments. Das Mutterland ernennt allein den Gouverneur, der aber an die parlamentarische Regierung seiner Kolonie gebunden ist. In der auswärtigen Politik sollen diese Kolonien, zu denen

Kanada, Australien, die südafrikanischen gehören, dem Mutterlande folgen, die Handelspolitik betreiben sie aber selbständig, auch Handelsverträge mit dem Auslande sind ihnen nicht verwehrt. Nicht mit einem Male sind diese parlamentarischen Verfassungen eingerichtet worden; allmählich haben sie sich im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts durchgesetzt. Sie haben die Wünsche der Kolonisten nach Selbständigkeit befriedigt, das Weltreich vor neuen großen Erschütterungen bewahrt und dem Mutterlande große, schwer zu erfüllende administrative Aufgaben abgenommen. Eine besondere Stellung hat Indien. Es wird regiert von einem Staatssekretär, der Mitglied des Kabinetts, also vom Parlament abhängig ist. Mit Hilfe eines vom König ernannten Kollegiums, des Rats von Indien, führt er von London aus die Oberaufsicht über die Verwaltung Indiens, die der von der Krone bestellte Vizekönig wahrnimmt. Ihm stehen einige Minister zur Seite, sowie ein Rat von ihm ausgesuchter Beamten und Eingeborenen, die als kleines Parlament bald beschließende, bald beratende Stimme haben. Mit der großen Zahl unterer Beamten und dem europäischen Heer von 80 000 Mann bildet die indische Verwaltung einen gewaltigen Regierungsapparat, im Verhältnis zur Zahl der regierten Inder freilich ist die der herrschenden Europäer überaus klein: etwa 300 000 gegen 300 Millionen. Die Steuern und Zölle, die Indien für seine Verwaltung aufbringen muß, und die zum großen Teil in englische Taschen fließen, tragen nicht wenig zur Erhöhung des britischen Nationalvermögens bei, und unermesslich ist der moralische Gewinn, der die Nation durch die Notwendigkeit, so riesige Eingeborenenmassen zu beherrschen, also das numerische Mißverhältnis durch innere Werte zu ersetzen, davonträgt. Das britische Kolonialreich des 19. und 20. Jahrhunderts bietet so ein ganz anderes Bild als das des 17. und 18.; nicht ein Konglomerat von äußerlich unzusammenhängenden, sich innerlich fremden Gliedern, regiert und ausgesogen von dem Mutterlande, sondern ein freier Verein von wesentlich gleichberechtigten Faktoren, nicht zusammengehalten unter sich und mit dem Mutterlande durch äußeren Zwang, sondern durch die gemeinsame Sprache, durch unzählige wirtschaftliche Bande, endlich durch das Bewußtsein, in der englischen Flotte stets einen mächtigen Schützer zu besitzen.

Mit dem Geist des neuen Kolonialsystems war die Sklaverei nicht mehr verträglich. Die Agitation dagegen, die im 18. Jahrhundert durch Geistliche wie Wilberforce und Clarkson begonnen war,

fand durch die französische Revolution neue Nahrung und gewann allmählich Anhang im Parlament, obgleich sie von einflußreichen Kreisen, wie der Kaufmannschaft von Liverpool, dem Zentrum des Sklavenhandels, bekämpft wurde. Den ersten Schritt zur Abschaffung tat das Parlament durch das Verbot, daß englische Untertanen weiter Sklavenhandel von Afrika nach den Kolonien oder von einer Kolonie in die andre treiben dürften (1807). Hierdurch wurde England gezwungen, auch die andern Staaten zur Annahme dieses Grundsatzes zu bestimmen, um nicht seine Pflanzungen gegenüber den andern durch Entziehung der Arbeitskräfte in Nachteil zu bringen. Im Laufe der nächsten Jahrzehnte (bis 1841) wurde dies Ziel erreicht. Die Hauptmächte Europas vereinbarten, allen Sklavenhandel zu unterdrücken und jedes sklavenverdächtige Schiff durch ihre Kriegsschiffe untersuchen zu lassen. Zugleich wurde in den Kolonien die Sklaverei selbst allmählich aufgehoben, so daß damit der Anreiz für die Negerausfuhr aus Afrika wegfiel. Auch darin ging England voran. Zuerst ließ man die Sklaven auf den staatlichen Besitzungen frei (1832), ein Jahr später befahl ein Gesetz die allgemeine Freilassung; den Besitzern wurde eine Entschädigung auf Staatskosten — etwa die Hälfte des Wertes ihrer Sklaven — zugesprochen, und den Sklaven die Pflicht, vier bis sechs Jahre in den bisherigen Verhältnissen weiter zu arbeiten auferlegt. Frankreich schloß sich wenig später (1848) mit ähnlichen Maßregeln an, die übrigen europäischen Staaten folgten in den nächsten beiden Jahrzehnten. Die nordamerikanische Union hat, wie bekannt, die Sklaverei in ihrem Gebiet länger als die führenden europäischen Mächte geduldet; da sie aber den Sklavenhandel über See schon früher beseitigt hatte, so hatte die amerikanische Sklaverei für das Ausland keine Bedeutung. Trotz der Vorsicht, mit der die Kolonialmächte die Emanzipation betrieben, ging es nicht ohne schwere Unordnungen ab. Die freigewordenen Schwarzen suchten in ihrer Überzahl die bisherigen Herren von der Lokalverwaltung zu verdrängen, so daß es zu blutigen Zusammenstößen und militärischem Einschreiten kam; oft verweigerten sie die Arbeit, so daß man nach Westindien indische und chinesische Arbeiter berufen mußte. Diese Schwierigkeiten und die allgemeinen oben berührten neuen Verhältnisse haben bewirkt, daß weder das französische noch das englische Westindien in der Weltwirtschaft auch nur annähernd die Rolle spielt, wie vor hundert Jahren.

## Dierzehntes Kapitel.

### Erwerbungen Frankreichs und Italiens. Englands neuer Aufschwung und sein Gegensatz zu den anderen Mächten.

Wenn in England weder Neigung noch Notwendigkeit vorhanden war, nach dem langen Kriege sogleich wieder größere Wagnisse wegen territorialer Erwerbungen zu unternehmen, so drängten in dem besiegten Frankreich wirtschaftliche wie politische Erwägungen auf die Neuerrichtung eines Kolonialreichs. Trotz der Verschiebung der wirtschaftlichen Grundlagen nach Verlust der Kolonien hatte es Napoleon verstanden, eine große Industrie zu schaffen, der er durch allerlei Gewaltmittel Rohstoffe und Absatz in Europa sicherte. Mit seinem Fall hörte diese ökonomische Gewaltpolitik auf, und gleichzeitig erhielt die französische Industrie in den bis dahin vom Kontinent ferngehaltenen englischen Waren eine starke Konkurrenz. Die Regierung suchte den Gewerben durch hohe Zölle zu Hilfe zu kommen, aber da es sich nicht allein um Schutz des heimischen, sondern auch um Eroberung des ausländischen Marktes handelte, so reichte dies Mittel nicht aus. Daher dachte die Regierung sogleich wieder an die Erwerbung eines kolonialen Marktes, und darauf wiesen auch die Traditionen der neu hergestellten Bourbonenregierung hin. Die Publizisten, die in den Ereignissen der letzten zwanzig Jahre eine Bestätigung der erwähnten kolonialfeindlichen Anschauungen sahen und mit dem Nationalökonomem Léon Say in dem Verlust der Kolonien einen Gewinn erblickten, drangen nicht durch. Natürlich suchte man zunächst den verlorenen Besitz, auf den man noch Anspruch hatte, San Domingo, wieder zu gewinnen, aber der Versuch scheiterte am Widerstand der Neger und der Vereinigten Staaten, die eine Verstärkung der europäischen Macht in ihrer Nachbarschaft nicht wünschten. Schließlich mußte sich Frankreich mit dem Versprechen der Negerrepublik, den vertriebenen französischen Pflanzern eine Entschädigung von 150 Millionen Franken zu bezahlen, begnügen, konnte

aber nicht einmal durchsetzen, daß die Summe wirklich bezahlt wurde.

Nach dieser Niederlage griff die französische Regierung auf einen andern alten Anspruch zurück: Madagaskar hoffte sie von Réunion aus erschließen zu können. Aber hier stellte sich ihr England in den Weg. In London erwachte angesichts der Möglichkeit, daß Frankreich ein neues Kolonialreich begründe, die alte Befürchtung vor wirtschaftlichen und maritimen Gefahren, und in einem französischen Madagaskar erblickte man gar eine Bedrohung Indiens. So fanden die Eingeborenen, die Hovas, britische Unterstützung, und Frankreich wagte deshalb nicht, sie unter Aufbietung großer Mittel zu unterwerfen. Erst als eine europäische Kombination England zum Zusammengehen mit Frankreich zwang (1829), begannen die Franzosen mit der Okkupation, aber diese vielversprechenden Anfänge vernichtete die Julirevolution (1830). Die daraus hervorgehenden Verwicklungen lenkten Frankreichs Aufmerksamkeit ab, und so behielt Madagaskar noch mehr als ein halbes Jahrhundert seine Selbstständigkeit. In den Besitzungen, die Frankreich geblieben waren, schlugen mehrere größere Unternehmungen fehl, so in Guyana Versuche mit Besiedlungen und Zuckerplantagen, in der Senegalmündung mit dem Baumwollenbau: kurz, die Kolonialgeschichte des neuen Frankreich war bis zum Sturz der Bourbonen wenig glänzend, und der Handel zwischen Mutterland und Kolonien betrug kaum ein Zehntel des französischen Gesamtaußenhandels, gegen fast die Hälfte vor vierzig Jahren.

Nur an einer Stelle glückte der Restaurationsregierung eine Unternehmung, die der Ausgang einer großen Entwicklung geworden ist: die Eroberung Algeriens. Die nordafrikanische Küste scheint durch die geographische Lage zur Annexion durch einen europäischen Mittelmeerstaat bestimmt zu sein, und in der Tat hat ja die moderne Kolonialbewegung mit den Angriffen auf die Maurenreiche begonnen. Aber die kräftigen Mohammedaner vereitelten jede Unterjochung, nicht einmal ihre Seeräuberei konnte dauernd verhindert werden. Die europäischen Staaten suchten ihren Handelschiffen bald durch Strafexpeditionen, bald durch Verträge mit den Machthabern Sicherheit zu schaffen. Bei seinem großen Mittelmeerhandel hatte Frankreich stets in engen Beziehungen zu Algerien gestanden; seit dem 16. Jahrhundert hatte es durch Geld und Gewalt das Monopol der Korallenfischerei und gegen eine jährliche Abgabe eine bevor-

zugte Niederlassung an der Küste erlangt. Diese Privilegien suchte der Dey seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts willkürlich zu beschränken oder zu Erpressungen zu benutzen; Vorstellungen beantwortete er mit persönlicher Beleidigung der französischen Geschäftsträger. Die französische Regierung begegnete solchen Provokationen lange mit Geduld, weil sie auch hier Englands Gegnerschaft fürchtete; erst die Kombination, die ihr in Madagaskar das Zugreifen ermöglichte, gestattete es ihr auch im Mittelmeer. Durch eine Expedition mit über 30000 Mann wurde die Hauptstadt des Dey erobert, er selbst gefangen (Juli 1830). Mit dieser den Franzosen durch die Hartnäckigkeit des Dey aufgenötigten Eroberung war noch nicht die Absicht verbunden, eine große Kolonie zu begründen. Die neue Regierung nach der Julirevolution schwankte lange, ob man Algerien behalten oder an eine andere Macht gegen irgendwelche Konzessionen abtreten oder einen mohammedanischen Vasallenstaat errichten solle. Schließlich entschloß sich die Regierung, das Land zu behaupten, da keine europäische Macht dagegen Einspruch erhob. Eine harte Aufgabe stand den Franzosen bevor. Die kriegerischen Einwohner setzten jedem Vordringen über die Küstenzone lebendigen Widerstand entgegen; erst nach gut fünfzehnjährigen Kämpfen konnten sich die Eroberer sicher fühlen. Seit dieser Zeit (1847) erst finden sich systematische Vorschriften über die Besiedlung und die Behandlung der Eingeborenen, sowie die Stellung der Kolonie im französischen Staatsverbande.

Wie hier vor der Tür Frankreichs erzielte die Regierung Louis Philipps in einem weit entlegenen Gebiet Erfolge: in der Südsee. Dort hatten französische Missionare und Kaufleute auf den Gesellschaftsinseln und in Neukaledonien Stationen errichtet und Eigentum erworben, was die Regierung bewog, die Inseln unter ihren Schutz zu stellen, um Leben und Besitz ihrer Untertanen zu sichern. Mit England, das ebenfalls diese Inselgruppen zu erwerben suchte, fand man bei der Geringfügigkeit des Objekts eine Verständigung: Tahiti, Moores und Neukaledonien wurde französischer Besitz (1847 bis 1853).

Aber alle diese überseeischen Unternehmungen zeigen noch einen tastenden und stoßweisen Charakter; einen festeren und größeren Zug brachte erst das zweite Kaiserreich. Eine fruchtbare Kolonialpolitik entsprach der Grundrichtung des neuen Regiments, sich durch auswärtige Erfolge und Entwicklung der wirtschaftlichen Kraft Frank-

reichs die Sympathie und den Respekt der Franzosen zu sichern. Die auswärtige Lage war günstig: der alte Feind bedurfte Frankreichs Hilfe gegen Rußland. So begann Napoleon sogleich die Ausdehnung der algerischen Besitzungen; die noch unbotmäßigen Stämme wurden bis zur Sahara hin unterworfen und allmählich alles Land zwischen Tunis und Marokko in Besitz genommen. Der Eroberung folgte eine gewaltige Kulturarbeit: die Anlegung von Wegen und Eisenbahnen, die Austrocknung von Sümpfen, der Bau von Wasserwerken und ähnlichen Einrichtungen, die die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens erhöhten und die Produktion von Wein, Oliven, Tabak, Weizen und Vieh gewaltig steigerten. Auch Baumwolle wurde angepflanzt, aber sie konnte gegen die bessere amerikanische nicht aufkommen. Nur als der amerikanische Bürgerkrieg (1860 bis 1865) den amerikanischen Export behinderte, hat die algerische Baumwolle eine gewisse Bedeutung gehabt. Aber sie hat in dieser großen Krisis, die alle Baumwollenverbraucher schwer betraf und in englischen Industriebezirken sogar Hungersnot hervorrief, die französische Industrie vor großen Erschütterungen bewahrt.

In Algerien folgte Napoleon früher gegebenen Impulsen, in Westafrika beschritt er neue Wege. Die kleine Niederlassung am Senegal, die sich bisher mühsam gegen die benachbarten Häuptlinge gehalten hatte, machte er zum Ausgangspunkt einer gewaltigen Expansion: binnen zehn Jahren ließ er den größten Teil des Landes zwischen Senegal und Gambia in Besitz nehmen. Und der Erfolg rief sogleich neue Pläne hervor: der unternehmende Gouverneur Faidherbe wollte durch die Sahara den Anschluß an Algerien gewinnen, das Projekt einer Eisenbahn oder gar eines Kanals durch die Wüste wurde erörtert; nach Südosten wollte man alles Gebiet bis zum Niger besetzen, um diese gewaltige Wasserstraße für Frankreich zu gewinnen und ein mächtiges Kolonialreich in Nordwestafrika zu errichten. Nicht alle diese Pläne sind unter dem Kaiserreich vollendet worden, aber vieles, das später ausgeführt ist, hat es vorbereitet.

Äußerlich noch mehr in die Augen fallend war die kaiserliche Eroberungspolitik in Ostasien. Hier knüpfte sie nicht an alten territorialen Besitz, sondern an Beziehungen des Handels und insbesondere der Mission, der ideellen Seite der Kolonialpolitik, an. Schon seit dem 18. Jahrhundert hatten katholische Missionare spanischer und französischer Herkunft im Königreiche Annam Gemeinden begründet und viele Bedrückungen erlitten, ohne daß Frankreich, das

sie in den letzten Jahrzehnten wiederholt angerufen hatten, ihnen Schutz zu gewähren wagte. Die Furcht vor England hielt Louis Philipp zurück. Napoleon war weniger abhängig von dem Rivalen: aus Anlaß einer annamitischen Christenverfolgung ließ er einige Küstenstriche besetzen (1859), und drei Jahre später erzwang er die Abtretung von Cochinchina, einigen Küstenprovinzen an der linken Seite des Mekong. Viel erwartete die französische Regierung von dem Erfolge: sie hoffte durch den Mekong einen Zugang zum südlichen China zu gewinnen, um das noch schlummernde Reich der Mitte zu erwecken, eine Zuversicht, die freilich, wie sich später herausstellte, auf einem geographischen Irrtum aufgebaut war. Wie so häufig bei kolonialen Erwerbungen konnte man bei der ersten nicht stehen bleiben. Zur Sicherung des Eroberten mußte Annam zu weiteren Abtretungen im Mündungsgebiet des Mekong gezwungen werden (1867), so daß den Franzosen dort ein Gebiet gehörte, fast so groß wie ein Drittel Frankreichs, mit einem Handel von 100 Millionen Franken.

Das Engagement in Ostasien forderte sogleich die Sicherung der Verbindung: ein Stück von Ostafrika, Obok im Roten Meere, wurde besetzt (1862) und mit Madagaskar engere Handelsbeziehungen geknüpft, die seine Annexion vorbereiten sollten. Die Beschlagnahme Oboks hatte noch einen anderen Zweck: sie sollte zur Beobachtung des Suezkanals dienen, dessen Bau damals im Werke war. Auch dies Unternehmen verdankte seine Entstehung wesentlich französischer Initiative. Napoleon, der die Bemühungen des Ingenieurs Ferdinand Lesseps bei der ägyptischen Regierung kräftig unterstützte, hoffte, die neue Verbindung mit dem Indischen und Stillen Ozean werde dem Mittelmeer seine alte Bedeutung als Vermittler zwischen Ostasien und Europa wieder verschaffen und Marseille, sein kapitalkräftigster Hafen, werde der Mittelpunkt dieses Handels werden. War aber Frankreich erst die größte Handelsmacht im Mittelmeer, dann wuchs auch sein politischer Einfluß in Ägypten und im ganzen Orient, kurz, neue große Expansionshoffnungen knüpften sich an die neue Wasserstraße. Aus denselben Gründen machte die englische Regierung unter Lord Palmerston dem Bau große Schwierigkeiten, der Kaiser konnte also die Eröffnung des Suezkanals (1869) als einen Triumph seiner Weltpolitik betrachten.

Zu den kolonialpolitischen Versuchen muß man auch die Expe-

dition nach Mexiko rechnen (1861—1866). Napoleon gedachte hier unter einem befreundeten Fürsten ein großes katholisches Kaisertum lateinischer Rasse unter französischem Schutz zu stiften, das dem Vordringen der Nordamerikaner eine Schranke ziehen könne. Die Schutzmacht Frankreich sollte Handelsvorteile erhalten, den Mexikanern Kapital zu wirtschaftlichen Arbeiten, unter anderen auch zum Bau eines Kanals durch Mittelamerika, liefern, so daß Frankreich auch im Verkehr zwischen Atlantischem und Großem Ozean das erste Wort sprechen könne. Man weiß, daß diese Idee an dem Widerstand einer mexikanischen Partei und der Vereinigten Staaten Schiffbruch gelitten hat. Das Fehlschlagen dieses Planes, dessen Schwierigkeiten in Paris ursprünglich unterschätzt wurden, hat im großen Publikum Napoleons überseeische Versuche überhaupt in gewissen Mißkredit gebracht und mit Unrecht seine sonstigen Leistungen fast vergessen lassen: alle seine Erwerbungen waren zukunftsreiche Anfänge; überall — auch in seinen vergeblichen Anläufen — zeigen sich große und fruchtbare Gedanken, überall hat er neue Wege gewiesen, die später von der Republik oder wie in Mittelamerika von anderen Mächten mit Erfolg weiter beschritten worden sind. Und für die Wirtschaft Frankreichs begannen die Kolonien wieder ein wichtiger Faktor zu werden: beim Sturz des Kaiserreichs hatte sich der Verkehr Frankreichs mit den Kolonien seit vierzig Jahren versechsfacht, während der Gesamthandel nur auf das Vierfache gestiegen war.

Der Zusammenbruch der französischen Macht im Jahre 1870 hatte natürlich tiefgreifende Wirkung auf die Kolonialpolitik. In Algerien und im Senegalgebiet brachen Aufstände aus, die zwar niedergeschlagen wurden, aber manche Frucht der letzten Jahre zerstörten. Hemmender aber als diese Widerwärtigkeiten wirkte die europäische Lage: die Überzeugung, daß man demnächst mit Deutschland einen neuen Krieg werde führen müssen. Als man nach etwa einem Jahrzehnt erkannt hatte, daß Deutschland weder einen Angriff plane, noch mit Aussicht auf Erfolg anzugreifen sei, war der Moment zu neuer kolonialer Expansion gekommen, und sie führte zu einem großen Erfolge zuerst an der wichtigsten Stelle: in Nordafrika. Als Besitzer Algeriens hatte Frankreich stets dem östlichen Nachbar, dem unter türkischer Oberhoheit stehenden Tunis, seine Aufmerksamkeit widmen müssen. Häufig gab es Einfälle von Tunesiern abzuwehren oder die Ansprüche von Franzosen beim Be-

zu vertreten, da viele französische Kapitalisten in Tunis Konzessionen für wirtschaftliche Unternehmungen erworben, oder der Regierung Gelder dazu vorgeschossen hatten. Die Gefährdung der französischen Interessen durch die tunesische Mißregierung hatte schon längst eine Einmischung nahegelegt, indessen die Rücksicht auf die Eifersucht europäischer Mächte stand ihr im Wege. Aber auf dem Berliner Kongreß (1878), der so viel mohammedanisches Gebiet verteilte, schlugen gerade die beiden Staaten, von denen die französische Regierung Schwierigkeiten erwartete, England und Deutschland, ihr vor, Tunis als Kompensation für das englisch gewordene Cypern in Besitz zu nehmen. Deutschland suchte damit Frankreichs Aufmerksamkeit vom Rheine abzulenken, England wünschte Tunis nicht in die Hand Italiens fallen zu lassen. Denn Italien als Besitzer von Palermo und Bizerta hätte die Meerenge und den Verkehr des westlichen Mittelmeers mit dem Orient, vornehmlich mit dem Suezkanal, beherrschen können. Trotz dieser Ermutigung zögerten die Pariser Politiker noch, weil die öffentliche Meinung noch wenig empfänglich für überseeische Verwicklungen war, erst als Italien Miene machte, sich Tunesiens zu bemächtigen, griffen sie zu: unter Benutzung einer der vielen Grenzverletzungen durch tunesische Stämme ließen sie Truppen einrücken und zwangen dem Bey einen Vertrag auf (Mai 1881), wonach Frankreich die Schutzmacht wurde und ein französischer Resident die eigentliche Regierung übernahm. Große Freude erregte der Vorgang in Frankreich noch nicht. Man sah, befangen in festländischen Fragen, darin nur eine lokale Angelegenheit, eine Maßregel zum Schutz der algerischen Grenze; nur in einigen politischen Kreisen, geführt von Ferry und Gambetta, erwachte mit dem Erfolge größerer Ehrgeiz: sie richteten ihre Blicke sogleich weiter auf die Länder, die östlich und westlich das französische Gebiet einzäunten, auf Tripolis und Marokko, ja die Idee eines großen französischen Nordafrika, das auch mit Ägypten in enge Verbindung treten werde, tauchte auf. Dieser kühnen Zukunftspolitik erstanden sogleich neue auswärtige Gegner.

\*

Der erste war eine Macht, die sich kolonialpolitisch bisher noch nicht betätigt hatte und soeben erst in den Kreis der Mächte eingetreten war: Italien. Das junge Königreich hatte von den ersten Zeiten seines Bestehens an lebhaftes Interesse an dem günstig gelegenen Tunis genommen, wo ein starker Bruchteil seiner rasch zu-

nehmenden Bevölkerung eine neue Heimat suchte. Der Wunsch, den Zusammenhang mit diesen Volksgenossen nicht zu verlieren und das entwicklungsfähige Territorium dem italienischen Unternehmungsggeist zu sichern, legte die Idee eines Protektorats nahe, und dazu kam das allgemeine Verlangen, überhaupt etwas zu erwerben, um den Nachbarn ebenbürtig zu werden. Unbefriedigter Ehrgeiz hatte seit der Gründung ihres Reiches in den Italienern gelebt, da sie ihre Einheit mehr fremden als eignen Siegen verdankten. In der großen Balkankrise (1877/78) hatten sie auf Erwerbungen jenseits des Adriatischen Meeres gehofft, als diese Hoffnung sich eitel erwies, richteten sie ihren Blick aufs neue nach Tunis. Das französische Vorgehen machte auch diese Sehnsucht zunichte und erzeugte eine starke Spannung zwischen Rom und Paris; der Anschluß Italiens an Deutschland und Osterreich war eine Folge dieser kolonialen Verwicklung. Nach dem Scheitern des tunesischen Projekts suchte Italien einen Ersatz im Roten Meer. Es besetzte Massauah (1885) und suchte von hier aus das abessinische Kaiserreich unter sein Protektorat zu bekommen und einen Zugang zum Sudan zu gewinnen. Nach vierjährigem Ringen glaubte es das Ziel erreicht zu haben, aber noch war Italiens Macht zu schwach entwickelt, um das Erreungene zu behaupten. Eine Erhebung befreite Abessinien (1896) und Italien mußte sich mit dem Besitz der Küste von Eritrea begnügen. Der Küstenstrich war so wenig wie ein Stück der Somalisküste, das es 1894 besetzt hatte, geeignet zu großer kolonialer Betätigung, die Blicke kehrten daher immer wieder aufs Mittelmeer zurück. Jetzt wurde Tripolis das Objekt des italienischen Ehrgeizes, abermals stieß es also mit Frankreich zusammen. Auch England sah wieder mit Rücksicht auf den Suezkanal Italiens Übergreifen hier ungern; lange Zeit blieb daher das Schicksal dieses Stückes Türkei in der Schwebe, bis, wie gleich hier angemerkt sein mag, die beiden Mächte im Zusammenhang mit der Regelung der Marokkoangelegenheit Tripolis den Italienern auslieferten. Den Italienern blieb dann die Aufgabe, Tripolis dem Sultan zu entreißen, die in einem etwa einjährigen Kriege gelöst wurde (1911/12).

Die französisch-italienische Gegnerschaft hatte höhere Bedeutung für die europäische als die überseeische Geschichte, die an der Mittelmeerfrage sich neu entzündende französisch-englische dagegen war von größter Wichtigkeit für die Verteilung der noch unvergebenen über-

seeischen Lande. England hatte den französischen Unternehmungen bisher keine Steine in den Weg gelegt. Als Napoleon seine afrikanischen und asiatischen Erfolge erntete, waltete in London noch die Abneigung gegen die Vergrößerung des Kolonialbesitzes vor. Obgleich man in Westafrika schwere Kämpfe mit den Aschantis führen mußte, benutzte man die Gelegenheit nicht zu größeren Annexionen; nur Lagos an der Sklavenküste und einige andere zum Handel besonders günstig gelegenen Punkte wurden besetzt. Aber noch im Jahre 1865 beschloß die Regierung nach einer genauen Untersuchung die Besitzungen an der Goldküste nicht zu vermehren, vielmehr einige Stationen aufzugeben. Noch deutlicher zeigt sich die Resignation in Südafrika. Alle Bitten der Kapkolonisten um dauernde Beseitigung der Kafferngefahr durch Eroberung, selbst die Gesuche des von den Basutos bedrängten Oranjesfreistaats um Vereinigung mit der Kapkolonie wies die Londoner Regierung ab (1866), obgleich die Mission ihre Agitation mit der der Buren und Kolonisten vereinte. Das Land schien eben größere Aufwendungen nicht zu lohnen, um so mehr, da der Suezkanal seiner Vollendung entgegen ging und voraussichtlich Südafrika seiner Bedeutung für den indischen Handel raubte.

Indessen schon ein Jahr nachher war die Kolonialmüdigkeit verschwunden und es begann eine reißende Annexionspolitik. Die Ursache war das Finden von Diamanten in Griqualand, nördlich der Kapkolonie, westlich vom Oranjesfreistaat. Sofort begann die englische Regierung die Streitigkeiten zwischen Buren und Kaffern auszunutzen: als die Basutos um Hilfe gegen die Buren riefen, wurde Basutoland annektiert (1868), ebenso Griqualand (1871) trotz aller Proteste der Buren. Einwanderer strömten jetzt herbei, während Jahrzehnte vorher die Kolonisation gestockt hatte; die Kapkolonie nahm eine Anleihe von 100 Millionen Mark für den Bau von Eisenbahnen auf, und durch dieses großzügige Mittel wurde binnem kurzem ein reiches Wirtschaftsleben geschaffen; 1875 hatten Kapkolonie und Natal zusammen etwa 150 Meilen Eisenbahnen, 1885 1700, und die weiße Bevölkerung hob sich in derselben Zeit um gut 100 000 Seelen. Gleichzeitig begann die Offensive gegen die Burenstaaten. Die Klagen der Missionare, der Kaffernhäuptlinge, der Fremden, die in den Republiken saßen und nicht als vollberechtigte Bürger anerkannt wurden, wurden gesammelt, und auf Grund dieser Beschwerden zunächst die Transvaalburen aufgefordert, die Verhält-

nisse, unter denen englische Untertanen litten, zu ändern. Da der Sorderung nicht entsprochen wurde, wurde die Annexion von Transvaal proklamiert (1877), und die Buren fügten sich ohne Widerstand; ein Protest der Nationalpartei unter Paul Krüger wurde nicht beachtet. Die englische Herrschaft schien rasch einzuwurzeln, da sie viele Mißstände des Bauernstaates, der seine Beamten oft hatte darben lassen und wenig Aufwendungen für gemeinnützige Zwecke gemacht hatte, beseitigte. Eine unvermutete Erhebung der Nationalpartei (1881) warf sie aber wieder über den Haufen; die britische Regierung mußte den Transvaalern abermals die Unabhängigkeit zugestehen und behielt sich nur die Genehmigung aller Verträge mit europäischen Staaten vor. Diese Schluppe, die England mit Rücksicht auf die allgemeine Weltlage hinnahm, tat indessen der Okkupationspolitik keinen Einhalt: Betschuanaland und Tonga wurden einverleibt und die Burenstaaten dadurch ganz eingekeilt. Da auch in deren Gebiet Gold und Diamanten gefunden wurden, so ließen sich Tausende britischer Untertanen dort nieder; bald zählten die Burenrepubliken ebensoviel Fremde wie Holländer in ihren Grenzen.

Diese Energie in der Ausdehnungspolitik übertrug sich auch auf andere Gebiete: in Westafrika wurde in einem Aschantikrieg Kumassi genommen (1874) und das bisher verschlossene Land dem englischen Handel geöffnet.

So bedeutend diese Erwerbungen alle waren, so waren sie doch wesentlich von lokalen Gesichtspunkten aus betrieben worden, bald kam aber durch das Zusammenstoßen mit anderen Mächten wieder ein größerer, weltpolitischer Zug in die englische Kolonialpolitik. Zuerst an dem empfindlichsten Punkte, in der Verbindung mit Indien. Wir wissen bereits, daß England den Bau des Suezkanals nicht mit Freude begrüßt hatte, aber sobald das Werk vollendet war, fand man sich glänzend damit ab: die Rührigkeit des englischen Handels erreichte, daß der englischen und nicht der französischen Flagge der Löwenanteil am Kanalverkehr zufiel. Je wichtiger damit der Kanal für den asiatischen und australischen Handel wurde, desto ängstlicher mußte ihn England vor fremder Herrschaft schützen: Ägypten, durch dessen Territorium er führte, erlangte daher eine besondere Bedeutung für das Inselreich, und die Gedanken der Pariser Politiker mußten in London heftigen Widerwillen hervorrufen. In dem Wettbewerb beider Mächte um das Nilland war England rascher; unter dem Vorwande, die Christen gegen den mohammeda-

nischen Fanatismus schützen zu wollen, besetzte es Alexandria (Juni 1882) und richtete sich, wie man weiß, im Land des Khedive häuslich ein. Ein neues Feld für eine glänzende wirtschaftliche und politische Betätigung war damit gewonnen und Frankreich ein schwerer Schlag zugefügt: dessen nächste Verbindung mit seinen asiatischen Ländern stand jetzt unter englischer Kontrolle; England hatte durch rasches Zufassen den Hauptvorteil von dem Werk französischen Geistes errungen. Frankreich war England nicht gewachsen und mußte den Schlag hinnehmen. Aber seitdem bestand eine scharfe Spannung zwischen den beiden Staaten, und zwei Jahrzehnte lang kreuzten sich ihre Wege in der Kolonialpolitik.

So groß der Sieg Englands war, so vermochte es doch eben nur den Rivalen an diesem Punkte bei Seite zu schieben, an anderen Stellen blieb Frankreich im Vordringen, ja es hat sogar, wie noch zu zeigen sein wird, trotz Englands Übelwollen sein Kolonialreich in stärkerem Tempo als in den Perioden vorher vergrößert. Denn England und Frankreich standen sich in der überseeischen Welt nicht allein gegenüber, und die Verflechtung der Dinge brachte es mit sich, daß die anderen Mächte ebenfalls meist mit England in Konflikt gerieten. Eine Ausnahme macht nur Italien, dessen Erscheinen auf der kolonialen Weltbühne wir bereits kennen; es steht im ganzen England näher als Frankreich, aber ohne Englands Bundesgenosse zu sein.

\*

Ein konsequenter und schwer zu fassender Widersacher Englands war zunächst Rußland. Wir haben schon gesehen wie ihre Bestrebungen in Persien und Afghanistan aufeinanderstießen: die eine Macht wollte beide Länder zu Außenwerken des indischen Reiches machen, die andere ihrer Herrschaft unterwerfen, um zum Indischen Meere durchdringen zu können. Im einzelnen schildern wir nicht, wie die Russen ihre Position im Westen durch allmähliche Unterwerfung der Kaukasusstämme stärkten und im Osten bald von Sibirien südlich auf Taschkent, Samarkand und Buchara, bald vom Kaspischen Meere aus durch die Wüste auf Chiwa und die Turkmenenoasen vordrangen. Die militärischen Gegner bedeuteten wenig, nur die Größe des Kriegsschauplatzes und die Wüsten bereiteten mächtige Hindernisse und ließen manche Expedition scheitern, aber da die Regierung ungeachtet aller Verluste fest blieb, so hatte sie in der Zeit, als der Gegensatz der Mittelmeermächte akut wurde, alle Länder östlich vom Kaspi bis zur chinesischen Grenze im Norden von Persien

und Afghanistan unterworfen und nur zwei Vasallenfürstentümer, Chiwa und Buchara, bestehen lassen. Der letzte große Schlag war die Bändigung der räuberischen Turkmenen durch die Erstürmung von Geok-Tepe (1881), bald darauf trat die letzte noch selbständige Niederlassung, Merw, freiwillig unter russische Botmäßigkeit.

Die russische Herrschaft ermöglichte in diesen von der Natur zum Teil reich gesegneten Gebieten erst eine geregelte wirtschaftliche Tätigkeit; sie brachte den Unterworfenen Befreiung von der Mißregierung kleiner Despoten und ewigen Bürgerkriegen; die Eroberung Chiwas, des Hauptsklavenmarktes in Vorderasien, setzte 30 000 kriegsgefangene Sklaven, meist Perser, in Freiheit, und die Zähmung der Turkmenen befreite Persien von einer überaus lästigen Räuberplage. Dankbarkeit und Respekt fesselten seitdem den Schah an den Zaren. Wirtschaftlich ist das riesige Gebiet mit seinen 6 Millionen Einwohnern sehr verschieden an Wert; weite Strecken sind Wüste und Steppe, aber es gibt auch ausgedehnte Distrikte, die die Produktion von Weizen, Wein, Obst, Seide, Baumwolle und eine reiche Viehzucht ermöglichen. Besondere Pflege haben die Russen der Baumwolle angedeihen lassen und die schlechte einheimische zum großen Teil durch die bessere amerikanische verdrängt. Schon deckt die Produktion einen großen Teil des russischen Bedarfs und sie ist durch Ausgestaltung der Verkehrsstraßen und durch systematische Bewässerung von Steppengebiet gewiß so zu steigern, daß noch ein Überschuß für den Export bleibt. Es wäre ein gewaltiger Fortschritt für die ganze russische Nation, wenn sie ihre auswärtigen Schulden anstatt in Weizen in Baumwolle bezahlen, also der chronischen Unterernährung weiter Volkskreise ein Ende machen könnte.

Mit der Eroberung der Turkmenenoasen wurde Rußland der Nachbar Afghanistans, berührte also die englische Interessensphäre. In Petersburg wurden schon in der Presse Pläne erörtert, die die Erwerbung einer Straße nach dem Indischen Meere als unmittelbar bevorstehend ansahen, ja von einer militärischen Expedition durch Afghanistan nach Indien sprachen. Gegen solche Gefahren suchte England in der Stärkung seines Einflusses in Afghanistan Sicherheit: bei allen Grenzstreitigkeiten mit dem großen nördlichen Nachbar konnte der Emir auf englische Unterstützung rechnen. Einer dieser Konflikte schien einen Bruch zwischen England und Rußland herbeiführen zu müssen (1885), er wurde indessen durch gegenseitige Konzessionen zwischen Rußland und England verhütet, und der Mi-

nenkrieg um den maßgebenden Einfluß in Kabul nahm seinen Fortgang. Ein anderer Zankapfel war das Pamirgebiet, das zu dem von Rußland eroberten Chanat Kokand gehörig, nicht sogleich mitbesetzt worden und daher später von Chinesen und Afghanen eingenommen worden war. Auch hier wurde schließlich nach jahrelangen gereizten Verhandlungen Afghanistan als Pufferstaat eingerichtet, aber das eigentliche Pamir den Russen zugesprochen (1895).

Wenn Rußland den Engländern in Asien noch nicht direkt in den Weg trat, aber sie in Atem und in Besorgnissen vor Zusammenstößen erhielt, so machten zwei andere Mächte ihnen in Afrika ausgedehnte Territorien streitig. Es waren Belgien und Deutschland. Ihr Eingreifen in die Kolonialbewegung erhöhte das Verlangen nach überseeischem Besitz unter den Kolonialmächten; es beginnt ein Wettlauf um den Besitz Afrikas wie früher um die Teilung der neuen Welt.

## Fünfzehntes Kapitel.

### Eingreifen von Belgien und Deutschland.

Die Ursache, daß Belgien überseeischen Besitz erstrebte, liegt in dem mächtigen, wirtschaftlichen Aufschwunge des kleinen Landes seit seiner Trennung von Holland (1830). Mit der Zunahme der Industrie begannen bald Schwierigkeiten um den Absatz und die Zufuhr von Rohstoffen, denen einige Gesellschaften durch Gründung von Niederlassungen in Brasilien und Afrika abzuhelpfen suchten (1840—50). Die Versuche schlugen aus Mangel an Mitteln fehl, aber die Idee ging nicht unter. König Leopold II., der Monarch mit dem großen kaufmännischen Zug, ergriff sie mit Eifer und gedachte sie im Anschluß an die in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzende Afrikaforschung zu verwirklichen. Fast zwei Jahrzehnte lang verfolgte und unterstützte er die Expeditionen, die ins Innere Afrikas gingen; als dann Stanley seine Durchquerung Afrikas beendet und das Kongogebiet geographisch festgestellt hatte (1877), war sein Plan gefaßt: er brachte eine große internationale kapitalistische Gesellschaft zusammen, um Stanley abermals nach Afrika zu schicken und durch ihn im Zentrum des schwarzen Erdteils einen großen Staat begründen zu lassen, der allen Europäern offenstehen sollte. Eine besondere belgische Kompagnie war dem Programm nach nicht beabsichtigt.

Kaum aber hatte Stanley im Auftrage der Gesellschaft seine Tätigkeit begonnen (1880) und von der Mündung des Kongo aus Stationen ins Innere vorgetrieben, da rief dies Unternehmen die Franzosen auf den Plan. Sie besaßen schon seit 1849 einige Stationen an der zentralafrikanischen Westküste, wie Gabun und Libreville, die vornehmlich von befreiten Sklaven aus den Antillen bewohnt wurden, aber wenig Pflege fanden, da die andern Besitzungen ungleich wichtiger erschienen. Zur Erforschung des Hinterlandes waren nur geringe Ansätze gemacht worden. Sobald die Stanleysche Tätigkeit die große Bedeutung des Kongobeckens zeigte, verschwand

die Gleichgültigkeit, große Expeditionen zogen von den französischen Küstenstrichen ins Innere, um Verbindung mit dem Kongo zu gewinnen und dem belgischen Unternehmen das Hinterland abzuschneiden. Auf zwei großen Forschungszügen (1883/84) wurde in der Tat der Kongo erreicht und ein riesiges Gebiet durch Verträge mit den Eingeborenen für Frankreich gesichert.

Während so dem künftigen Staate von Nordwesten her Gefahr drohte, fand er zugleich im Süden einen Gegner in Portugal oder besser in dem mit Portugal verbündeten England. Portugal beanspruchte die Kongomündung als einen Teil seiner Besitzung Angola, und England unterstützte die Forderung, wofür ihm Portugal kommerzielle Vorteile in der Kongomündung zusicherte. Da England politisch und wirtschaftlich in Portugal dominierte, so durfte es hoffen, auch in der Kongomündung der maßgebende Faktor zu werden, also den Verkehr des neuen Staates mit dem Meere zu kontrollieren: der Kongostaat wäre damit bald eine britische Dependenz geworden, die Hoffnung König Leopolds, ein freies Feld für belgisches und sonstiges Kapital zu finden, wäre im Keime erstickt worden. Diese Gefahr wurde beschworen durch Deutschland, das in diesem Moment zum erstenmal entscheidend in kolonialen Fragen auftrat.

\* \* \*

2 ) Deutschland wurde durch dieselben — nur ungeheuer verstärkten — Momente wie Belgien in die Kolonialpolitik getrieben. Es hat ja im 19. Jahrhundert einen wirtschaftlichen Aufschwung genommen wie kein anderes europäisches Land. Die Beseitigung vieler Zwergterritorien gab die Möglichkeit zu einer rationelleren und großzügigeren Wirtschaftspolitik, die rasche Volksvermehrung erzwang die Anspannung der materiellen und geistigen Kräfte, um Unterhalt für den Zuwachs zu schaffen, die Erinnerung an die große Zeit der Freiheitskriege und die Hoffnung auf die kommende Einheit belebten nicht minder die Regsamkeit auf allen Gebieten. So nahm Deutschland vollen Anteil an den neuen technischen Einrichtungen, die im 19. Jahrhundert Produktion und Verkehr so mächtig gehoben haben. Am Schluß der Napoleonischen Kriege stand sein Außenhandel hinter dem Englands, Frankreichs und Nordamerikas zurück: ein halbes Jahrhundert später wurde er nur noch vom englischen übertroffen. Seine Industrie war von lokaler zu universaler Bedeutung emporgestiegen, Millionen Arbeiter wurden in ihren Werk-

stätten beschäftigt, Hunderte von Millionen Mark gingen alljährlich für Baumwolle, Wolle, Metalle, Holz, Häute und ähnliche Rohstoffe ins Ausland; der Konsum überseeischer Genußmittel wie Reis, Tee, Kakao, Kaffee, Tabak, stieg entsprechend der Zunahme des Wohlstandes ebenfalls beständig. Die Vermehrung der Bevölkerung brachte sogleich das Problem der Ernährung mit sich; weder Getreide noch Fleisch konnte die Landwirtschaft ungefähr seit der Gründung des Reiches ausreichend hervorbringen. Der Ersatz kam guten Teils aus überseeischen Gebieten wie Nordamerika und später Argentinien. Wenn hierdurch die wirtschaftlichen Beziehungen zu der fernen Welt enger wurden, so auch durch die Vermehrung des Kapitals: es mußte bald Unterkunft in wenig entwickelten Ländern wie China, Süd- und Mittelamerika suchen. Mit einem Wort, das ganze wirtschaftliche Leben Deutschlands beruhte auf dem geregelten Verkehr mit überseeischen Gebieten: beim Ausbleiben der Baumwolle z. B. verloren viele Tausende Arbeit und Verdienst, und die Möglichkeit, die unvermeidliche Einfuhr von Lebensmitteln mit Fabrikaten zu bezahlen, stand in Frage.

Der deutsche Handel, voran der hanseatische, wurde seiner Pflicht, diesen Verkehr herzustellen, vollauf gerecht. In alle Teile der Welt reichten seine Beziehungen, in Kulturländern wie an wilden Stätten knüpfte er seine Fäden: an der Küste von Guinea, auf Lagos, in Togo, Kamerun, Sansibar und in der Südsee erschienen seit dem zweiten Viertel des Jahrhunderts deutsche Schiffe; in Sansibar und der Südsee übertrafen sie selbst die englischen an Zahl und Tonnengehalt.

Es ist einleuchtend, daß die Haupthandelsmächte so wenig wie vor zweihundert Jahren das Auftreten eines neuen Konkurrenten mit Freude begrüßten. Wenn der deutsche Handel ihnen zukunftsreiche Gebiete wie in Lagos zeigte, so benutzten sie die Pionierarbeit gern, aber sobald er ein Faktor wurde, mit dem man ernstlich rechnen mußte, machten sie ihm Schwierigkeiten. So erschwerten England und Frankreich den deutschen Kaufleuten in ihren Kolonien nicht selten den Verkehr mit den Eingeborenen oder den Erwerb von Grundeigentum; untereinander begünstigten sie sich dagegen durch Differenzialzölle, was den Deutschen abermals Schaden bringen mußte. Am weitesten in der Feindschaft ging England, das mehrere Plätze, wo der deutsche Handel sich eingenistet hatte, annektierte, wie Lagos (1861) und die Fidzjiinseln (1874). Hier erkannte Eng-

land sogar die von den Eingeborenen erworbenen Konzessionen der Deutschen nicht an, so daß es erst einer zehnjährigen diplomatischen Verhandlung bedurfte, ehe den Deutschen ihr Recht wurde. Daß die übrigen deutschen Niederlassungen in der Südsee mit ähnlichen Schikanen verfolgt werden würden, schien nur eine Frage der Zeit, denn die Annexionslust in England nahm täglich zu. Derartigen Störungen konnte nur ein Ende gemacht werden, wenn die deutsche Regierung solche noch herrenlose Gebiete, wo der deutsche Handel blühte oder eine Zukunft hatte, selbst erwarb; dann hatte man auch die Möglichkeit, durch Kompensationen die Gleichberechtigung des deutschen Handels in fremden Kolonien zu erlangen. Und zu derselben Folgerung trieb der Gedanke an die zahlreichen Auswanderer, die Deutschland alljährlich an Nordamerika, Brasilien und sonstige Länder abgab — im 19. Jahrhundert gewiß an 4 Millionen — und damit ein beträchtliches Kapital an Intelligenz, Geld und Arbeitskraft einbüßte. Welche Vermehrung der deutschen Kultur, wenn es gelang, diese Überschüsse zu sammeln und mit Deutschland in inniger Verbindung zu halten. Und was die Existenz eines nationalen Sprachgebietes jenseits des Ozeans wirtschaftlich bedeutete, zeigte ja ein Blick auf den englisch-amerikanischen Handel. Welchen Vorteil endlich mußte es bieten, wenn man in deutschen Gebieten unentbehrliche koloniale Rohstoffe hervorbrachte, damit die Industrie von der Gefahr, durch irgendwelche Ereignisse die Zufuhr aus anderen Ländern zu verlieren, befreite und zugleich sichere Abnehmer für heimische Erzeugnisse erhielt. Um so wichtiger wurde dies Moment, als alle großen Länder sich um die Schaffung einer eignen Industrie und die Fernhaltung der ausländischen Waren bemühten. Vollends wies das Beispiel der anderen Großstaaten auf Landerwerb hin: Frankreich, England und Rußland machten Eroberungen in fremden Weltteilen, Nordamerika dehnte sich nach dem Westen seines Kontinents aus: Deutschland allein mit seinem riesigen Zuwachs an Menschen und Wirtschaftskraft begnügte sich mit dem alten Territorium. Wenn wirtschaftliche und politische Erwägungen auf den Erwerb überseeischen Gebietes hindrängten, so stimmten damit die idealen Interessen, die die Mission vertrat, überein: oft hatten deutsche Missionare in den fremden Kolonien, z. B. im englischen Südafrika, unter mangelndem Schuß gegen die Wilden gelitten und erhofften vom Vaterland bessere Fürsorge. Kurz, die innere und äußere Betätigung der Nation forderte zu ihrem Gedeihen den Er-

werb von Kolonien; dieselben Momente, die im England Hakluyts und Bacos bestimmend gewesen waren, wirkten mit verstärkter Wucht im modernen Deutschland.

Gefühlt wurde die Notwendigkeit einer derartigen Sicherung der deutschen überseeischen Beziehungen schon wenige Jahrzehnte nach dem Schluß der Napoleonischen Kriege. Zuerst suchte man im Auswanderungswesen Hand anzulegen. Vereine bildeten sich (seit 1840) zu ihrer Unterstützung; man gedachte ihnen zunächst ihr Los in der neuen Heimat durch Rat und Tat zu erleichtern, in der Hoffnung, sie hierdurch in fester Verbindung mit dem Mutterlande zu halten, allmählich trat dann der Gedanke, die Fortziehenden in eignen Kolonien zu sammeln hier und da schüchtern ans Tageslicht. Unter den obwaltenden Umständen mußte die Auswanderung doch nur dem Auslande, also Gegnern und Konkurrenten, zugute kommen. Die Erfüllung solcher Wünsche, die einstweilen nur in wenigen Interessentenkreisen gehegt wurden, konnte allein Preußen bringen, der einzige größere deutsche Staat, den die geographische Lage wie die industrielle und kommerzielle Entwicklung auf überseeische Dinge hinwies. Aber da gab es viele Hindernisse: die Fülle von kontinentalen Fragen, die Preußen vor der Reichsgründung beschäftigten, vor allem die Schwierigkeit, neben dem starken Landheere noch eine kräftige Flotte zu schaffen, ohne die eine überseeische Politik nicht zu führen war. Die preußische Regierung hat sich daher lange Zeit zurückgehalten, erst als sie durch die Verwicklung mit Dänemark gezwungen wurde, Kriegsschiffe auszurüsten (seit 1848), trat sie den maritimen Aufgaben näher. Diese Wendung wird charakterisiert durch die Errichtung von zahlreichen preußischen Konsulaten in fernen Gebieten, um dem Handel diplomatische Vertretung gewähren zu können, sowie durch den Entschluß, die neue preußische Marine in die fernen Gewässer zu schicken, um dem diplomatischen Schutz militärischen folgen zu lassen (1859). Eine beträchtliche Zunahme des Handels belohnte dies Vorgehen.

Aber von dieser Fürsorge für den Handel war es noch weit bis zur Erwerbung von Besitz. Die Regierung stand ihr aus politischen und finanziellen Rücksichten skeptisch gegenüber und die öffentliche Meinung war meistens verständnislos; als die Regierung einmal in der ersten Zeit König Wilhelms in der Presse einige Andeutungen machte, zugunsten des Seehandels einige Gebiete auf Formosa oder an der afrikanischen Küste zu besetzen, wurde die Äußerung kaum

beachtet. Eine Wendung brachte die Reichsgründung. Jetzt verstärkte sich einerseits die innere Notwendigkeit, durch den erneuten wirtschaftlichen Aufstieg, andererseits trat mit der erhöhten Macht die äußere Möglichkeit der Ausführung hinzu. Aber noch dauerte es geraume Zeit, bis die Einsicht von der Unvermeidlichkeit überseeischen Erwerbs weitere Kreise ergriff. Man hatte in Deutschland das Bewußtsein, soeben eine große Aufgabe gelöst zu haben und sehnte sich danach, die Frucht der Anstrengungen in Ruhe zu genießen; viele erblickten in der Reichsgründung die Befriedigung aller nationalen Bedürfnisse und fürchteten durch Einmischung in überseeische Fragen neue und zwar überflüssige Verwicklungen heraufzubeschwören. Friedlicher Handel in der Ferne, in selbständigen Staaten wie in Kolonien, sei das einzige, was Deutschland in anderen Weltteilen brauche. Diese Anschauung übersah, daß auch ohne den Besitz von Kolonien Handel mit fremden Staaten, wie der Sidschistreit bewies, nicht ausblieben, und daß der deutsche Handel in seiner Abhängigkeit vom Wohlwollen der Machthaber in fremden Kolonien wiederholt schweren Schaden erlitten hatte. Die Erwerbung eignen Besitzes war vielmehr ein Mittel, derartige Streitigkeiten zu verhüten. Sodann hieß es, wertvolles Gebiet sei nicht mehr zu haben, worauf entgegnet werden konnte, daß die Tätigkeit der Europäer schon manches anscheinend hoffnungslose Land zum fruchtbaren Gefilde umgeschaffen habe. Oder, es wurde auch den Deutschen die Fähigkeit zum Kolonisieren abgesprochen, was sich durch ihre Leistungen in den Vereinigten Staaten, in Brasilien und vor kurzem in Südafrika, wo England nach dem Krimkriege deutsche Söldner angesiedelt hatte, von selbst erledigte. Auch das Argument, mit dem sich andere Kolonialvölker am Anfang ihrer Laufbahn abfinden mußten, man habe kein Recht auf das Land unkultivierter Völker, fehlte nicht: genug, die Deutschen, die jahrhundertlang ihre ganze Kraft auf einseitige binnenländische Politik hatten richten müssen, mußten nach der Erlangung ihrer Großmachtstellung erst die geistige Umwandlung vollziehen, die Engländer und Franzosen schon vor zwei- bis dreihundert Jahren beendet hatten.

Da Reichstag und öffentliche Meinung nur langsam den kolonialen Gedanken ergriffen, so ist es begreiflich, daß die Reichsregierung den Agitationen der kolonialen Interessenten zögernd Gehör gab. So lehnte Fürst Bismarck noch im Jahre 1879 einen Antrag des Sultans von Sansibar, sich unter deutschen Schutz zu stellen und

so vor englischer Bedrängnis zu retten, ab, weil er beim Reichstag kein Einverständnis erwartete; im folgenden Jahre verwarf der Reichstag die Unterstützung deutscher Pflanzler auf Samoa aus Reichsmitteln, und nach abermals drei Jahren fiel sogar eine Regierungsvorlage auf Unterstützung von Postdampferlinien, obgleich offenkundig die Einrichtung solcher Verkehrsmittel dem Seehandel die größten Vorteile versprach. Aber diese beiden Reichstagsabstimmungen bedeuten die letzten Versuche, Deutschland vom aktiven Eingreifen in die überseeischen Dinge fernzuhalten. Die parlamentarische und sonstige öffentliche Diskussion dieser Dinge, die insbesondere die in diesen bewegten Tagen gegründete Kolonialgesellschaft (1882) pflegte, die Entschiedenheit, mit der die Regierung die Notwendigkeit der überseeischen Politik zuletzt betont hatte, gewannen dem kolonialen Gedanken immer weitere Kreise; gestützt auf diese rührige und erfolgreiche Agitation konnte Bismarck den Entschluß fassen, die Gelegenheit zu Annexionen nicht mehr vorübergehen zu lassen.

Die Erwerbung der verschiedenen Stücke, die wir im einzelnen nicht verfolgen, trägt denselben Charakter wie die Entstehung der überseeischen Interessen: überall ging die Privatinitiative voran, die Regierung folgte. An gewissen Plätzen der noch unvergebenen Welt ließen sich deutsche Kaufleute nieder, erwarben durch Verträge mit den Eingeborenen Ansprüche und ersuchten das Deutsche Reich um Schutz ihrer Rechte gegen die Eingeborenen und europäische Prätendenten. Der Reichskanzler ging nicht sogleich auf die Forderungen ein, sondern da er die Kolonialpolitik nur als Teil der allgemeinen Politik betreiben konnte, vergewisserte er sich erst sorgfältig, ob keine anderen Rechte vorlägen, dann sprach er die Schutzherrschaft aus. Bismarck hatte keineswegs von vornherein die Absicht, diese Gebiete nur der deutschen Verwaltung zu unterstellen. Er wünschte vielmehr, daß das Reich nur den Schutz nach außen gewähre, den gegen Eingeborene, sowie die Verwaltung und Erschließung sollten Privatunternehmer, Kapitalisten und Gesellschaften übernehmen. Das Institut der Kolonialgesellschaften mit Hoheitsrechten, das in England noch mehrfach verwendet worden war, z. B. in Nordborneo (1877), sollte also auch in Deutschland eingeführt werden. Diese Absicht, die den Wunsch, die Regierung mit möglichst geringen Kosten zu belasten, kennzeichnet, ließ sich freilich nicht ausführen, da diese Aufgaben bald die Kräfte von Privaten überschritten.

Auf diese Weise ist zuerst Südwestafrika deutsch geworden. Dem

Kaufmann Lüderitz aus Bremen versprach die Regierung ihren Schutz für seine Verträge mit den Eingeborenen (21. April 1884), nachdem England die Übernahme des Landes abgelehnt hatte. Ähnlich verlief die Besetzung von Kamerun, Togo, Neu-Guinea (1884) und Ostafrika (1885). Nach der Flaggenhissung galt es dann, die neuen Gebiete genau abzugrenzen, was nicht ohne schwierige Verhandlungen vor sich gehen konnte.

\* \* \*

Es ist oft gesagt worden, daß Deutschland bei schnellerem Zugreifen damals und später noch größere Gewinne hätte einstreichen können. Mit besserem Recht darf man behaupten, daß es erstaunlich ist, wie Deutschland ohne ernstere Verwicklung ein so gewaltiges Gebiet erlangen konnte. Es trat ja England in Südwest, in Ostafrika, in Togo und in der Südsee in den Weg, mit Frankreich stieß es in Kamerun zusammen. Der unblutige Eintritt Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte erklärt sich aus zwei Gründen. Zunächst aus der Gunst des Augenblicks. Jene beiden Mächte lagen ja miteinander in Zwist, und England insbesondere, der Hauptgegner, war an zwei Stellen in großer Bedrängnis. Aber schwerlich würden sie trotz allem den neuen Eindringling geduldet haben, wenn ihnen nicht die gewaltige Macht Deutschlands und die überragende Persönlichkeit Bismarcks besonderen Respekt eingeflößt hätte. Daraus erklärt sich auch, daß, wie noch zu zeigen sein wird, nach Veränderung der sachlichen und persönlichen Verhältnisse ein dem raschen Anfang entsprechendes weiteres Vorwärtsschreiten der deutschen Kolonialpolitik nicht möglich war, sondern Hemmungen und Störungen von außen über kurz oder lang eintreten mußten.

Den Gegensatz zwischen der britischen und russischen Politik in Asien kennen wir schon, grade damals bereitete sich der Zusammenstoß an der afghanischen Grenze vor, der bis hart an den Krieg führte und daher England zur Rücksicht gegen Deutschland zwang. Um so mehr als Deutschland, wie eine Dreikaiserzusammenkunft (1884) bewies, die Beziehungen zu Rußland möglichst eng zu gestalten suchte. Sodann war die Stätte seines letzten Triumphes, Ägypten, zu einer schweren Fessel für England geworden. In den sudanesischen Provinzen Ägyptens Dongolo und Kartum, die nur in loser Abhängigkeit vom Khedive gestanden hatten, erhob sich ein neuer Prophet, der Mahdi, und versetzte den mohammedanischen Sudan in Aufruhr gegen die christlichen Gewalthaber in Kairo (1885); die ägyptischen Trup-

pen konnten den Aufstand nicht dämpfen, und europäische waren nicht zur Hand. Überdies war der Führer der liberalen Partei, die damals die Regierung innehatte, Gladstone, prinzipiell wenig geneigt, die Eroberung Oberägyptens durchzuführen, da in ihm die Kolonialmüdigkeit der früheren Jahrzehnte noch nachwirkte. Nach dem Scheitern eines schwachen Versuchs zur Unterwerfung der Rebellen ließ er den ganzen Sudan räumen und begnügte sich, das eigentliche Ägypten gegen die Angriffe des Mahdi zu schützen (1885). Eine große moralische Niederlage hatte hier die englische Politik getroffen.

Diese allgemeine Konstellation hat Deutschland begünstigt und zugleich dem bedrohten Kongostaat das Leben gerettet, wobei Bismarck das Hauptverdienst zufällt. Da es für den deutschen Export hochwichtig war, daß der internationale Kongostaat wirklich lebensfähig wurde und nicht etwa in englische Abhängigkeit geriet, so erkannte Deutschland jene englisch-portugiesische Abmachung nicht an, und dieser Protest genügte, sie zu Fall zu bringen. Unmittelbar darauf erkannte Deutschland die Existenz des Kongostaates formell an (November 1884), und die meisten europäischen Staaten ahmten diesen Schritt nach. Selbst Frankreich, das mit ihm konkurrierte, ließ sich dazu bestimmen, erhielt aber dafür von der Kongogesellschaft das Vorkaufsrecht zugesichert, falls sie ihren Besitz einmal veräußern wolle. Die Sicherung des neuen Staates wurde vollendet auf der von Deutschland berufenen Berliner internationalen Kongokonferenz (1884/85). Sie erklärte den Staat für neutral und allen Nationen in gleicher Weise zugänglich; er sollte unter der Souveränität seines Begründers, des Königs der Belgier, aber ohne reale Verbindung mit Belgien stehen. Hierauf mußten seine Grenzen, namentlich gegen Frankreich und Portugal, bestimmt werden. In den Verträgen mit den Nachbarn hat er seine heutige Gestalt erhalten, ein riesiges Hinterland im Kongobecken und einen schmalen Küstenstrich als Zugang zum Meere. Dem Namen nach war König Leopolds Programm damit erfüllt, tatsächlich freilich ist der Staat allmählich zu einer belgischen Kolonie geworden; belgische Beamte regierten ihn, belgisches Kapital strömte zumeist hinein und empfing von der Verwaltung manche Förderung, die mit dem Geiste der Kongoakte in Widerspruch stand. Der Staat Belgien selbst machte der afrikanischen Gründung große Vorschüsse, so daß er ein gewisses Anrecht darauf erwarb und sie schließlich mit Billigung der Großmächte in Besitz genommen hat (1908), allerdings ohne die internationale Bestimmung zu ändern.

## Sechzehntes Kapitel.

### Weitere Verteilung der überseeischen Länder und Neugruppierung der Mächte.

Diese internationalen Verwicklungen, die England zeitweilig in Gegensatz zu allen großen Mächten stellten und seine Kräfte zersplitterten, kamen noch mehr als seinen neuesten Rivalen, seinem ältesten zustatten. In Asien wie Afrika machte Frankreich seit dieser Epoche gewaltige Fortschritte. In Asien erzwangen die andauernden nachbarlichen Reibungen mit Annam neue Annexionen. Chinesische Seeräuber behelligten von der nördlichen Provinz Annams aus, von Tongking, die Küstenplätze der Franzosen; der König war mit ihnen im Einverständnis, ja er stellte sich unter chinesischen Schutz und gewährte chinesischen Truppen in Tongking Aufnahme, um diese Provinz so vor Frankreich zu retten. In den aus diesen Verhältnissen entspringenden Feindseligkeiten erlitten die Franzosen zuerst Unfälle (1883), weil sie nicht auf den neuen Gegner gefaßt waren. Man führte in Paris das überraschende Auftreten Chinas auf englisches Betreiben zurück, aber da England grade damals an vielen Stellen engagiert war, so wagte der Minister Jules Ferry, der schon Tunis gewonnen hatte, einen großen Schlag: durch einen raschen Feldzug eroberte er Tongking, vertrieb die Chinesen und zwang dem Könige ein drückendes Protektorat auf. Der Gegensatz zu England wurde durch die neue Erwerbung verstärkt, denn Frankreich rückte damit nahe an die englische Interessensphäre heran. Nur die beiden schwachen Staaten Burma und Siam trennten es noch von Indien, und es war unvermeidlich, daß beide, England wie Frankreich, auf diese Zwischenstaaten Einfluß zu erlangen suchten. Zuerst griff England zur offensiven Verteidigung seines Indiens: es annektierte Burma (1886), und seitdem wurde Siam und Zankapfel zwischen seinem östlichen und westlichen Nachbarn. Fast zwanzig Jahre spielte es in der englisch-französischen diplomatischen Korrespondenz eine

große Rolle, bis sein Schicksal endlich bei der Gesamtabrechnung im Jahre 1904 geregelt wurde.

Bei dieser Verstärkung des Besitzes im fernen Osten machte sich wiederum das Bedürfnis nach sicheren Verbindungen geltend, und abermals richteten sich die Blicke auf Madagaskar. Diesmal gelang die Annexion. Das Bündnis mit Rußland (vom Jahre 1891) stärkte Frankreichs Stellung so, daß es die große Insel in mehreren Feldzügen (1892/95) unterwerfen konnte, ohne Englands Widerspruch wie früher fürchten zu müssen. Ein gewaltiges Kolonialland war zugleich damit gewonnen, auf das man für die Produktion von Zucker, Reis und Mineralien große Hoffnungen setzte. Neben dieser Erwerbung verschwand die Vergrößerung des kleinen Obok, die aber doch immerhin zur Verstärkung der Etappen beitrug.

Während dieser asiatischen und zentralafrikanischen Erfolge ruhte auch die Tätigkeit in Westafrika nicht. Sobald man den Gedanken an einen baldigen deutschen Krieg aufgegeben hatte, kam man auf die Saidherbeschen Pläne zurück. In einer Reihe von Expeditionen überschritt man, durch Fehlschläge nur vorübergehend aufgehalten, die Höhen, die Senegal und Niger trennen und gewann durch eine Kette von Stationen die ersehnte Verbindung mit dem Niger selbst. An Innehalten war auch dann nicht zu denken; sogleich drang man nach Osten vor, um den Tschadsee zu erreichen und im Sudan Einfluß zu gewinnen, vielleicht gar den oberen Nil unter französisches Protektorat zu stellen. Englische, spanische und deutsche Besitzungen, die an der Westküste vom Golf von Guinea bestanden, waren durch diese eilige französische Expansion umgangen, hatten das Hinterland verloren und mußten in einer Reihe von Grenzverträgen den Franzosen den Löwenanteil von Nordwestafrika überlassen (1880 bis 1898).

Diese gewaltige Ausdehnung Frankreichs wurde möglich ohne ernststen Konflikt mit England, weil wirkliche Lebensinteressen des englischen Kolonialreichs durch die Senegal- und Nigerexpeditionen noch nicht berührt wurden. Nur die Ausläufer der kolonialen Tätigkeit beider Mächte stießen einstweilen zusammen, da Frankreich den Hauptnachdruck auf den Westen, England auf den Süden, Osten und Ägypten legte. Im Süden setzte die englische Politik ihre Annexionen nach der Niederlassung der Deutschen im Westen mit verstärktem Eifer fort; jetzt galt es vor allem eine territoriale Verbindung zwischen dem turkischen und deutschen Gebiet zu verhindern.

Zu dem Zweck wurde zuerst Betschuanaland einverleibt (1885), dann erhielt die britisch-südafrikanische Gesellschaft unter Führung von Cecil Rhodes die Hoheitsrechte über das Matabeleland, das bald darauf englische Provinz wurde (1894); den Buren wurde endgültig der Weg zum Indischen Meer abgeschnitten (1888), und bald reichte das britische Gebiet bis zur Südgrenze Deutschostafrikas. Ein Versuch Portugals, seinen Besitz zu erweitern, wurde scharf abgewiesen und Mozambique von Angola durch englisches Gebiet getrennt. Der Name Rhodesia, der sich für das Gebiet von der Kalahari bis zum Nyassa eingebürgert hat, ist ein stolzes Denkmal für den Mann, dessen skrupelloser Tatkraft England in erster Linie diese Gebiete verdankt. Gleichzeitig fand eine allgemeine Grenzberichtigung mit Deutschland statt, deren Hauptbestimmungen heute noch in Kraft sind: Deutschland verzichtete in Ostafrika auf Sansibar und Witu, wofür es Helgoland erhielt, verstärkte also seine maritime Stellung mit kolonialen Opfern (1890).

Dieser Konsolidation im Süden und Osten ging eine großzügige ägyptische Politik zur Seite. Auf Betreiben des rührigen Kolonialministers Chamberlain (seit 1895) wurde die Wiedereroberung der abgefallenen sudanesischen Provinzen Ägyptens beschlossen; im oberen Nilgebiet wollte man eine Verbindung mit dem britischen Ostafrika herstellen und durch den Kongostaat, da das deutsche Gebiet eine territoriale Verbindung unmöglich machte, eine Eisenbahn nach Rhodesia führen: eine Landverbindung von Kapstadt bis Alexandrien fast ausschließlich in englischen Händen, errichtet mit englischem Geld, war dann geschaffen. Mit Energie und Umsicht begann Lord Kitchener den Feldzug gegen die Mahdisten (1896), nach zwei Jahren hatte England das vor einem Jahrzehnt geopfert wieder gewonnen.

Dies Vorgehen führte endlich zu dem Zusammenstoß mit den Franzosen. Denn während Kitchener nach Süden vordrang, waren diese an der Arbeit, ihr Werk durch eine Verbindung ihrer westlichen und zentralafrikanischen Besitzungen mit dem Roten Meere zu krönen. Von zwei Seiten zugleich strebten sie dem Ziele zu: eine Expedition brach von Obok auf, eine andere unter Major Marchand nahm den Oubanghi, einen nördlichen Nebenfluß des Kongo, zum Ausgangspunkt. Das Glück war den Franzosen günstig: Major Marchand gelangte zum Nil und setzte sich bei Faschoda fest (Herbst 1898), zwei Monate, ehe Kitchener an demselben Punkt erschien. Wenn

die Franzosen nach dem Recht des zuerst Bekommenen das durchzogene Gebiet behielten, so hatten sie in der Tat einen unschätzbaren Erfolg erreicht: sie hatten jetzt auch das östlichste nordafrikanische Land, Tripolis, umgangen, den Engländern ein mächtiges Stück Sudan entrisen und Chamberlains großafrikanische Politik in Frage gestellt; durch die Vermittlung Abessinians, mit dem sie in guten Beziehungen standen, hätten sie den Zugang zum Roten Meere gewonnen und die eigne Verbindung mit Ostasien dadurch ebenso gestärkt wie die englische gefährdet. Die französische Nation, die sich jetzt in die kolonialen Probleme eingelebt hatte, erkannte sogleich die Tragweite des Errungenen, Major Marchand wurde als nationaler Held gefeiert. Aber der Erfolg war zu groß und der Schlag gegen England zu schwer, als daß das Inselreich ihn hätte hinnehmen können. Keinen Augenblick ließ die englische Regierung die französische in Zweifel, daß sie die Nilländer als ehemalige ägyptische Provinzen beanspruche und Frankreich vom Nil abzudrängen vorhabe, möge es darüber auch zum Kriege kommen. Diese rücksichtslose Entschlossenheit war in Frankreich nicht vorhanden, weil man sich den Engländern allein nicht gewachsen fühlte und von Rußland Bundeshilfe nicht zu erwarten hatte. Nach einigen Verhandlungen mußte es nachgeben (1898/99) und unter Verzicht auf die Nilländer sich mit einer Grenzlinie weiter westlich begnügen: eine Linie ungefähr von der Wasserscheide zwischen Kongo und Nil nach Norden bis zur Grenze von Tripolis sollte fortan beide Machtgebiete scheiden. Am Senegal und Niger blieb damit Frankreich herrschend, aber es wich doch vor England zurück und erkannte damit an, daß es nicht die erste, wie man in Paris gehofft hatte, sondern nur die zweite afrikanische Macht sein konnte.

\* \* \*

Rußland hielt sich während dieser afrikanischen Krisis zurück, um seine Kraft für den fernen Osten aufzusparen. Das ostsibirische Gebiet, durch das man einst den Zugang zum Stillen Ozean gesucht hatte, war fast 200 Jahre vernachlässigt worden, da die türkischen und vorderasiatischen Aufgaben näher lagen; erst um Mitte des 19. Jahrhunderts begann eine neue Phase der Eroberung, nachdem der Krimkrieg dem Vordringen auf der türkischen Seite einstweilen Halt geboten hatte. Unter Benützung der üblen Lage, in die die chinesische Regierung durch England und Frankreich damals gebracht wurde, erzwang Rußland die Abtretung des unteren Amurgebiets und einer

breiten Küstenstrecke bis zur Nordgrenze von Korea (1860); bald griff es nach der Insel Sachalin, wo man große Kohlenräte vermutete, mußte sich aber hier eine Teilung mit Japan gefallen lassen (1875). Um das riesige Neuland mit Europa in Verbindung zu bringen, wurde unter dem Regime des Finanzministers Witte die Sibirische Eisenbahn gebaut (1891—1900); gleichzeitig strebte man nach einem südlichen Durchgang zum Gelben Meer, da Wladiwostok, der Hafen der neuen Provinzen, nur wenige Monate eisfrei war. Die russischen Blicke richteten sich auf einen Hafen der Halbinsel Liautung, und daraus folgte, daß auch die Mandchurei, das Verbindungsland zwischen Ostsibirien und der Halbinsel unter russisches Protektorat fallen mußte. Lange Zeit blieb der Zar vom Glück begünstigt. Als Japan und China um die Vorherrschaft in Korea in Krieg gerieten, und Japan als Siegesbeute Liautung verlangte, erhob Rußland gemeinsam mit Deutschland und Frankreich Einspruch und bewog Japan zum Verzicht auf die Halbinsel (1895). Hierauf folgte die wirtschaftliche Ausbeutung der Mandchurei, die Besetzung Port Arthurs in Liautung sowie der Bau einer Verbindungsbahn von Port Arthur nach der Sibirischen Bahn durch die Mandchurei, und als der Boxeraufstand ein europäisches Einschreiten in China hervorrief, benutzte Rußland die Gelegenheit, die Mandchurei zu okkupieren. Nominell blieb sie unter chinesischer Oberhoheit, tatsächlich wurde sie eine russische Provinz (1901).

Widerstand gegen diese gewaltigen Annektionen gab es nicht. England wie Japan, die natürlichen Gegner einer russischen Schutzherrschaft über Nordchina, waren zur Vertreibung der russischen Armeekorps aus Port Arthur und Mukden unfähig. Von den anderen europäischen Mächten sah Frankreich, Englands Widersacher, das Vordringen seines Bundesgenossen mit Freude, und Deutschland war ebenfalls auf gutes Verhältnis mit dem Zarenreiche angewiesen, da es zum Schutze seiner Interessen selbst ein Stück China hatte besetzen müssen. Die Notwendigkeit, einen militärischen und kommerziellen Stützpunkt in Ostasien zu besitzen, war in Berlin längst empfunden worden, und die Gelegenheit zur Erwerbung gaben chinesische Gewalttaten gegen deutsche Missionare (1897). Unter der Form einer Pachtung auf 99 Jahre besetzte Deutschland die Bucht von Kiautschou an der Küste von Schantung, die durch mustergültige Hafen- und Verkehrsanlagen schnell aus einer wüsten Stätte zu einem überaus wichtigen Durchgangspunkt für den Handel geworden ist und den deutschen Verkehr in China beträchtlich gesteigert hat. —

Noch stärker ist dann die Stellung Deutschlands im fernen Osten und Süden geworden durch den Ankauf der Karolinen von Spanien und die Teilung der Samoagruppe mit England und den Vereinigten Staaten (1899). Den Wert der kleinen Erwerbungen wird voraussichtlich der mittelamerikanische Isthmuskanal erhöhen.

Die kleine deutsche Erwerbung in Schantung blieb unangefochten, da sie weder die Selbständigkeit Chinas noch die Interessen anderer Mächte beeinträchtigte, das gewaltige Umsichgreifen Rußlands rief dagegen bald einen Rivalen auf den Plan. Denn Rußland begnügte sich nicht mit dem Besitz der Mandschurei, sondern streckte seine Hand auch nach Korea aus, teils um seine Schätze an Bergwerken und Wäldern nutzbar zu machen, teils um einen neuen Hafen im Großen Ozean zu gewinnen. Hiergegen wandte sich Japan, das in Korea ebenso eine natürliche Kolonie wie ein Außenwerk seiner nationalen Verteidigung erblickt, und der Ausgang des Gegensatzes war die Niederlage Rußlands (1905): es wurde zum Verzicht auf Korea, zur Abtretung Liautungs an Japan und zur Preisgebung der südlichen Mandschurei gezwungen. Aber trotz dieses Zurückweichens ist es mit dem Besitze Wladiwostoks und der faktischen Beherrschung der nördlichen Mandschurei eine ostasiatische Großmacht geblieben; der Gegensatz zu Japan ist nicht beseitigt, sondern nur gemildert. Japan seinerseits hat sofort die Konsequenzen aus dem Siege gezogen und Korea, das eigentliche Streitobjekt, in eigne Verwaltung genommen: es ist also ebenfalls in die Reihe der kolonisierenden Mächte eingetreten.

Diese östlichen Verwicklungen und die sich daran anschließende Schwächung Rußlands durch innere Unruhen waren von besonderem Gewinn für den anderen Gegner Rußlands: für England. Die Fesselung der russischen Macht benutzte die britische Regierung, um Tibet unter englische Botmäßigkeit zu stellen (1904), woran sich schon Pläne zur Verbindung zwischen Indien und dem Hantschetal schlossen. Aber noch früher als in Asien begann es in Afrika eine entscheidende Unternehmung. Unmittelbar, nachdem der Faschodastreit Frankreichs Schwäche und Rußlands geringes Interesse für Afrika offenbart hatte, eröffnete es die Offensive gegen die Burenstaaten, die seinen südafrikanischen Besitz noch unterbrachen. Die Ursachen, die Anexion der Burenstaaten zu betreiben, waren die alten: der Reichtum des Burenlandes an mineralischen Schätzen, die Gefahr, die von kräftigen holländischen Staatswesen einmal drohen konnte, die gedrückte

Lage der Engländer in Transvaal, endlich der Wunsch nach einem großen geschlossenen territorialen Komplex, der die Chamberlain vorschwebende allgemeine wirtschaftliche Zusammenfassung der Kolonien erleichtern sollte. Den äußern Anlaß zum Vorgehen gab abermals die politische Rechtlosigkeit der Engländer in Transvaal, und das Ungeschick der Burenregierung, die die englische Macht ebenso unterschätzte wie sie die eigne überschätzte, erleichterte dem englischen Kabinett den Kriegsbeschluß. Nach einem dreijährigen Feldzug waren beide Republiken englische Provinzen (1902), und die britische Regierung begann mit großen Opfern das im Kriege Zerstörte wieder herzustellen und die Buren für den Reichsgedanken zu gewinnen: schon nach fünf Jahren konnte sie den neuen Kolonien Autonomie mit eignem Parlament und Ministerium gewähren. Es war eine gewaltige Verstärkung der englischen Macht, und nur England konnte einen solchen Krieg, der in der öffentlichen Meinung Europas so viel Widerspruch fand, ohne Gefahr einer fremden Intervention durchführen. Und während es in einem Erdteil seine Stellung durch eigne Anstrengungen, im andern durch die Siege seines Bundesgenossen stärkte, gelang es ihm endlich, mit dem ältesten kolonialen Rivalen, mit Frankreich, zu einem guten Verhältnis zu kommen.

\* \* \*

Dieser Umschwung vollzog sich, während sich das ostasiatische Drama vorbereitete.

Frankreich erkannte seit Faschoda, daß es in Rußland einen zuverlässigen Helfer gegen England nicht besitze, voraussichtlich mußte es also noch einmal zurückweichen, wenn England einen neuen kolonialen Streit, etwa in Siam oder Westafrika heraufbeschwören wollte. Daher schien es geraten, ein dauerndes Einverständnis mit dem übermächtigen Nachbar zu suchen. Auch Rücksichten der europäischen Politik sprachen mit: vielleicht ließ sich einmal mit englischer Hilfe der große Revanchekrieg gegen Deutschland führen, wozu Rußland nie die Hand geboten hätte. Englands Abneigung gegen den täglich stärker werdenden maritimen und wirtschaftlichen Rivalen war ja offenkundig. So vollzog sich eine Annäherung, die durch ein Abkommen, das alle Streitfragen regelte, besiegelt wurde (8. April 1904). Darin erkannte Frankreich Englands Stellung in Ägypten rundweg an, verzichtete also auf die Mitherrschaft im Suezkanal und Roten Meere; in Senegambien, im Nigergebiet und in

Siam gab dagegen England mehrere streitige Punkte auf, in Madagaskar ließ es der französischen Regierung volle Freiheit in der Zollpolitik, wogegen es bisher protestiert hatte. Den wichtigsten Teil des Vertrags bildeten die Bestimmungen über Marokko, das Frankreichs Protektorat ausgeliefert wurde. Die kommerziellen Rechte Englands sollten dreißig Jahre lang unverändert bleiben, dann sollten neue Verträge darüber abgeschlossen werden. Es war ein gewaltiger Erfolg der Franzosen: überall hatten ihnen die Engländer große Konzessionen ohne Gegenleistung gemacht, denn in Ägypten erkannte Frankreich ja nur an, was es nicht mehr ändern konnte.

In den Marokko betreffenden Teilen des Abkommens verfügten die beiden Mächte einseitig über die Zukunft eines bisher souveränen Staates und berührten damit die Interessen der Nationen, die zu dem scherifischen Reiche kommerzielle oder sonstige Beziehungen hatten. Die französische Regierung ließ keinen Zweifel, wie sie den Vertrag auszulegen gedenke: sie verlangte ungesäumt vom Sultan Unterstellung seiner Armee und Polizei unter französische Offiziere, Privilegierung des französischen Kapitals, des Handels, kurz Marokko sollte, wie die Presse offen aussprach, „tunisifiziert“ werden: man glaubte dem Ideal eines großen nordafrikanischen Reiches ein Stück näher gekommen zu sein. Von diesem Vorgehen wurden zwei Mächte besonders betroffen: Deutschland und Spanien. Spanien hatte mit seinen marokkanischen Nachbarn stets lebhaften Verkehr unterhalten und strebte längst nach dem Besitz einiger Provinzen. Deutschlands Handel in Marokko betrug zwar zunächst nur wenige Millionen, aber er war ebenso wie das in Marokko arbeitende deutsche Kapital im Zunehmen, weder seine Ehre noch sein wirtschaftliches Interesse konnten daher gestatten, daß ihm hier ein bisher offenes Gebiet widerrechtlich verschlossen wurde. Den spanischen Nachbar suchte Frankreich in einem Sonderabkommen durch einige Konzessionen zu versöhnen: Deutschland sollte sich dem Gutbefinden der beiden Kontrahenten fügen. Man weiß, daß Deutschland diese Zustimmung abgelehnt hat und daß infolgedessen die Marokkofrage jahrelang einen diplomatischen Streitpunkt gebildet und mehrere Male bis dicht an den Krieg geführt hat, wobei Deutschland stets mit der unverhohlenen Feindschaft Englands rechnen mußte. Erst nach siebenjährigen Bemühungen ist durch den jüngsten deutsch-französischen Vertrag die Angelegenheit anscheinend in eine friedliche Phase

getreten (4. November 1911). Deutschland ließ hierin seinen Widerspruch gegen das französische Protektorat über Marokko fallen, Frankreich bezahlte diese Konzession mit einem Stück Zentralafrika, etwa halb so groß wie Deutschland, wodurch Kamerun einen — wenn auch schmalen — Zugang zum Kongo erhielt. Außerdem garantierte Frankreich in detaillierten Bestimmungen die deutschen wirtschaftlichen Rechte in Marokko: die Konsulargerichtsbarkeit, die deutsche Post, Gleichberechtigung des Handels, Beteiligung des deutschen Kapitals an öffentlichen Arbeiten und dergl.

Um so bedenklicher war die Marokkofrage für Deutschland, als England, während sie schwebte, mit Rußland sich über die kolonialen Streitfragen einigte, und so eine antideutsche „Tripelentente“ begründet werden konnte. Danach erkannte Rußland, das seit der japanischen Niederlage sich in der nächsten Zeit nicht zu einer neuen Offensive fähig fühlte, Afghanistan als zur englischen Interessensphäre gehörig an; Persien, das andre Streitobjekt, wurde in ein englisches und russisches Einflußgebiet zerlegt, und Tibet endlich, um das beide ebenfalls konkurrierten, sollte vorläufig beiden verschlossen bleiben. So schien Deutschland auch den Rückhalt an Rußland verloren zu haben, und der Bundesgenosse Italien, dem England und Frankreich in seinen tripolititanischen Wünschen entgegenkamen, begann sich diesen beiden Mächten ebenfalls zu nähern. Wie der Dreibund durch koloniale Ereignisse geschaffen war, so sollte er anscheinend durch sie auch aufgelöst werden. Gerüchte gingen durch die Welt, daß England, Frankreich und Rußland eine große Umgestaltung der Weltkarte auf Kosten Deutschlands und Österreich-Ungarns planten: England erstrebe das Protektorat über Arabien, Syrien, Südpersien und Südmesopotamien, um eine Verbindung zwischen Ägypten und Indien herzustellen und diese Länder dem deutschen Einfluß und dem deutschen Handel zu versperren. Die Bagdadbahn, mit deren Hilfe deutsches Kapital in der asiatischen Türkei eine große Wirksamkeit zu entfalten hoffte, sollte von England abhängig werden. Rußland sollte mit europäischen und asiatischen Provinzen des Sultans abgefunden werden (1908). Alle diese Entwürfe wurden durchkreuzt durch die feste Haltung Deutschlands und Österreich-Ungarns, sowie durch die türkische Revolution, die der Pforte eine größere Widerstandskraft zu verleihen schien, vielleicht auch durch die Abneigung des Zaren, einen Krieg auf Leben und Tod mit seinen beiden westlichen Nachbarn zu wagen.

Ob diese Zurückhaltung Rußlands auch auf die Schlußverhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich über Marokko eingewirkt hat, steht dahin; die Stellung Deutschlands gegen Frankreich und England war auch bei einer russischen Reserve schwierig genug. Wer von den Kontrahenten bei dem Vergleich am besten gefahren ist, muß die Zukunft lehren; einstweilen war die Gefahr eines Zusammenstoßes zwischen den führenden Mächten Europas beseitigt. Daß freilich die Marokkofrage für immer aus den politischen Erörterungen zwischen Frankreich und Deutschland verschwunden sei, ist höchst unwahrscheinlich; ein Blick auf den Charakter der französischen Kolonialpolitik wird die Momente, die dagegen sprechen, erkennen lassen.

## Siebzehntes Kapitel.

### Probleme der Gegenwart und Zukunft.

Gewaltige Ereignisse in den überseeischen Gebieten hat somit das letzte halbe Jahrhundert gebracht, nachdem ungefähr ebenso lange eine gewisse Mattigkeit in der Okkupation und Erschließung der herrenlosen Welt geherrscht hatte. Wie in früheren Zeiten hat das Auftreten neuer Mitbewerber die alten Besitzer zu schnellerem Zugreifen veranlaßt, aber abweichend vom 17. und 18. Jahrhundert sind große Kriege um koloniales Gut zwischen den europäischen Hauptmächten nicht geführt worden: die heimischen Machtverhältnisse haben stets eine gütliche Vergleichung angezeigt erscheinen lassen. Nur zwischen europäischen und außereuropäischen Mächten ist es zu blutigen Zusammenstößen gekommen. Welche Bedeutung die koloniale Betätigung für die moderne allgemeine Kultur hat, braucht nach dem früher Gesagten nicht mehr ausführlich erörtert zu werden, und welche Förderung speziell das Wirtschaftsleben erfahren hat, zeigt ein Blick auf die stets steigenden Zahlen des überseeischen Verkehrs sowie der heimischen Produktion und Konsumtion in allen europäischen Staaten.

Zwar ist der Handel der jüngsten kolonialen Großmacht Europas mit seinen eigenen Kolonien noch gering im Verhältnis zum Gesamt-ußenhandel (160 Millionen zu fast 20 Milliarden), aber auch hier ist der anregende Einfluß der Kolonien unverkennbar. Die deutsche Schifffahrt hat bereits gewaltige Gewinne aus dem Verkehr mit ihnen erzielt, und für die Zukunft versprechen nach Herstellung größerer Verkehrsstraßen Mineralien, Baumwolle, Hanfpflanzen, Kakao, Tabak und sonstige agrarische Produkte einen kräftigen Aufschwung und Deckung eines erheblichen Teils des deutschen Bedarfs. Weite Gebiete von Südwest- und Ostafrika vermögen Hunderttausenden Deutschen eine neue Heimat zu bieten, und unschätzbar endlich sind die moralischen Vorteile, die der deutschen Nation aus der Notwendigkeit, sich in die neuen Aufgaben der behördlichen und wirt-

schaftlichen Leitung der mächtigen fremden Gebiete hineinleben zu müssen, erwachsen können. Die Fehler und Mängel, die der deutschen Kolonialpolitik anhaften, und im In- und Auslande oft mit großer Emphase betont worden sind, sind dieselben, die jede Bewegung im jugendlichen Alter aufweist, und die, wie ein Blick nach England oder Frankreich lehrt, auch von alten Kolonialvölkern noch keineswegs vermieden werden. Die Auswanderungsfrage, die an der Entstehung des kolonialen Gedankens hervorragenden Anteil hat, trat zur Zeit der Ausführung weit zurück. Gerade als Deutschland seine Kolonien zu erwerben begann, nahm sie trotz starker Bevölkerungszunahme ab, da sich die heimische Arbeitsgelegenheit mehrte, und gegenwärtig, in einem Moment außerordentlichen kolonialen Interesses, ist sie überhaupt kaum noch vorhanden. Weit wichtiger als der Erwerb von Ansiedlungsländern ist daher für die Gegenwart die Erlangung solcher Gebiete, wo deutsches Kapital und deutsche Intelligenz die dem Mutterlande unentbehrlichen Rohprodukte und Lebensmittel hervorbringen und die Eingeborenen für den deutschen Export gewinnen können. Wie angedeutet, ist man auf dem Wege, dieser Aufgabe zu genügen. Nachdem die deutschen Kapitalisten den eigenen Kolonien zunächst mißtrauisch gegenübergestanden hatten, haben sie seit der erfolgreichen Tätigkeit Stübels und Dernburgs größeres Zutrauen gewonnen, so daß das in den Kolonien angelegte öffentliche und private Kapital bereits in die Milliarden geht. Dem entspricht auch die wachsende Ansiedlerzahl in Ost- und Südwestafrika: über 20 000 Erwerbstätige gegen etwa 4000 vor 10 Jahren. Diese günstige Entfaltung der deutschen Arbeit in den Kolonien ist das natürliche Ergebnis der allgemeinen Verhältnisse und nicht etwa einer einseitigen Protektionspolitik zu danken. Denn die deutsche Zollpolitik begünstigt die Kolonien nicht vor fremden Staaten, und ebenso werden die deutschen und fremden Waren in den Kolonien auf gleichem Fuße behandelt. — Die Verwaltung zeigt entsprechend der noch geringen Entwicklung einfache Formen. Die allgemeine wurde in den ersten zwanzig Jahren durch eine Abteilung des Auswärtigen Amts wahrgenommen, bis mit den steigenden Aufgaben ein Staatssekretär an ihre Spitze trat (1907); die einzelnen Schutzgebiete stehen unter kaiserlichen Gouverneuren, neben denen in Gouvernementsräten, vom Gouverneur aus Beamten und ansässigen Deutschen zusammengesetzt, Ansätze zur Selbstverwaltung vorhanden sind. Die Haupttätigkeit der Räte besteht noch

in Gutachten, aber es liegt im System, die Kompetenzen im Sinne einer wirklichen Selbstverwaltung allmählich auszudehnen und der weißen deutschen Bevölkerung das Wahlrecht zu den Kollegien zu verleihen.

Vielgestaltiger ist die Geschichte der Beziehungen zwischen den französischen Kolonien und dem Mutterlande. In den administrativen Formen mußten die Kolonien die Erschütterungen, denen das Mutterland ausgesetzt war, empfinden. Nach 1815 wurden sie absolutistisch von Paris aus regiert, dann wurden sie mit lokaler Selbstverwaltung ausgestattet und von der Februarrevolution gar als gleichberechtigte Provinzen mit dem Wahlrecht zum Pariser Parlament angesehen (1848). Das Kaiserreich nahm ihnen die Gesetzgebung und ließ ihnen nur eine lokale Autonomie, die dritte Republik endlich verlieh in den älteren Besitzungen, den Antillen, dem Senegal und Ostindien (den „colonies“) den Weißen wiederum das Wahlrecht für Kammer und Senat, die anderen (die „possessions“) erhielten die Befugnis, Vertreter zur Zentralverwaltung zu entsenden. An der Spitze der Gesamtverwaltung steht der Kolonialminister (seit 1894), neben ihm ein Kolonialrat, zum Teil gebildet aus den Delegierten der Kolonien. In den Kolonien regieren Gouverneure oder, je nach der Größe der Länder, Generalgouverneure, unterstützt von kolonialen Vertretungen, in denen zum Teil auch die Eingeborenen vertreten sind. Beratung des Budgets, Sorge für die Polizei, wirtschaftliche Unternehmungen und dergl. bilden die Kompetenz dieser Kolonialversammlungen. Eine besondere Stellung hat Algerien, das einfach als französische Provinz verwaltet wird. Nicht minder wechselte die Wirtschaftspolitik. Nach den Napoleonischen Kriegen suchte man zunächst die alte Praxis aufrecht zu erhalten, aber sie ließ sich so wenig wie in England bewahren. Erst wurden fremde Waren und Schiffe zugelassen (1818), und nach dem Übergang des zweiten Kaisertums zum Freihandel fielen alle Handelsbeschränkungen mit dem Auslande. Die dritte Republik zwang dagegen nach ihrem Übergang zum Höchstzoll den Kolonien neue Fesseln auf: die französischen und kolonialen Waren wurden auf den gegenseitigen Märkten zollpolitisch begünstigt und die französische Flagge in allen kolonialen Häfen privilegiert (1892).

Die Erfolge blieben nicht aus: der Gesamthandel der französischen Kolonien beträgt gegen zwei Milliarden, wovon die Hälfte auf den Verkehr mit dem Mutterlande — ungefähr der 12. Teil des

französischen Gesamtaußenhandels — entfällt. Man ersieht hieraus sofort, daß das französische Wirtschaftsleben aufs stärkste von den kolonialen Beziehungen beeinflusst worden ist; für die Seeschifffahrt insbesondere ist der privilegierte koloniale Verkehr unentbehrlich, um in der Konkurrenz mit der überlegenen deutschen bestehen zu können. Aber höher sind noch die moralischen Wirkungen zu bewerten. Die mit solchen Erfolgen gekrönte Energie hat den Franzosen einen guten Teil des Selbstbewußtseins wiedergegeben, das ihnen die Niederlage von 1870 geraubt hatte, und schwerlich würde die französische Kultur ihren hohen Stand behauptet haben, wenn die Nation ihre Gedanken allein auf die unfruchtbare Revanche konzentriert hätte, anstatt eine positive, lösbare Aufgabe zu ergreifen. Daß das koloniale Verständnis und die koloniale Zuversicht noch im Wachsen ist, zeigen die Bemühungen um Marokko und die Einwanderung in die nordafrikanischen Gebiete zur Genüge. Freilich liegt in diesem Punkte das Moment der Schwäche in der französischen Kolonialpolitik. Da Frankreichs Bevölkerung seit einem halben Jahrhundert nicht mehr zugenommen hat, so ist es ausgeschlossen, daß es eine erhebliche Anzahl Auswanderer abgeben kann, wenn es nicht seine europäischen Aufgaben in Frage stellen will. Aber die ungeheuren Gebiete erfordern Millionen von Weißen zur Besiedlung sowie zur Aufrechterhaltung der militärischen, wirtschaftlichen und politischen Führung, und diese Aufgaben werden noch beträchtlich wachsen, wenn erst Marokko französischer Besitz geworden ist. Die Folge der Unzulänglichkeit der französischen Volkskraft wird sein, daß Ausländer in die Siedlungsgebiete der französischen Besitzungen strömen und ihren französischen Charakter in Frage stellen werden. So sind jetzt schon von den 650 000 Europäern in Algier kaum die Hälfte französischen Blutes, in Tunis stehen den 40 000 Franzosen gar 140 000 Fremde, darunter an 100 000 Italiener, gegenüber. Ob die Hoffnung der Pariser Regierung, die verschiedenen europäischen Völker zu verschmelzen und zu treuen Staatsbürgern zu erziehen, sich erfüllen wird, steht dahin. Man darf wenigstens auf die Möglichkeit hinweisen, daß dereinst die Italiener, wenn sie erst eine erdrückende Übermacht über die Franzosen in Tunis gewonnen haben, einen Versuch zur Abschüttelung der französischen Herrschaft wagen werden.

Ebenso bedenklich wie für die unmittelbare Beherrschung ist die ungenügende Volkszahl für die materielle Ausbeutung. Da die

Zunahme des Kapitals in hohem Grade von der Volksvermehrung abhängig ist, so ist zweifelhaft, ob Frankreich auf die Dauer reich genug sein wird, den großen Anforderungen des riesigen Kolonialbesitzes an seine Geldkraft zu genügen: vielleicht wird auch das französische Geld wie das französische Blut bald vom fremden übertroffen. In der zollpolitischen Vorzugsstellung des Mutterlandes in den Kolonien macht sich offenbar eine solche Besorgnis vor überlegener Konkurrenz geltend. England und Deutschland, die beide kein Mißtrauen gegen ihre zukünftige Leistungsfähigkeit hegen, haben, wie erwähnt, auf solche beengenden Vorschriften verzichtet.

In dieser Eigenschaft der französischen Kolonialpolitik wird die Erklärung für die internationalen Vorgänge des letzten Jahrzehnts zu suchen sein. Als die englische Regierung im Jahre 1904 ihrem Nachbar so Großes zugestand, lebte sie vermutlich der Überzeugung, daß ihr von diesem keine ernste Gefahr mehr drohe, daß Frankreich vielmehr über kurz oder lang seine Kolonien dem britischen Unternehmungsgeist werde öffnen müssen. Je besser aber die politischen Beziehungen, desto leichter das Eindringen. Und alles, was man den Franzosen zuwies, sicherte man vor den Deutschen, den ohne Zweifel viel gefährlicheren Rivalen. So hat die französische Schwäche Anspruch auf englischen Schutz, die deutsche Stärke auf englische Gegnerschaft. Auch für die weitere Entwicklung der Marokkofrage ist die Schwäche des französischen Volkstums gewiß von Bedeutung. Im Bewußtsein der Unfähigkeit bei freier Konkurrenz bestehen zu können, wird Frankreich voraussichtlich danach streben, Marokko ebenso protektionistisch auszubeuten wie seine übrigen Besitzungen, also die deutschen Rechte auf irgendeine Weise mit Hilfe seiner politischen Macht illusorisch zu machen. Neue Verhandlungen zwischen den beiden Mächten werden daher unvermeidlich sein, und die politische Phantasie mag sich ausmalen, welchen Weg sie nehmen werden: vielleicht besteht die deutsche Regierung auf ihrem Schein und verlangt Duldung der friedlichen deutschen Expansion in Marokko, vielleicht läßt sie sich die Rechte durch Kompensationen auf anderen Gebieten, etwa durch Abtretungen in Kamerun oder am Kongo, abkaufen.

\* \* \*

Man sieht, die kolonialen Angelegenheiten enthalten der Möglichkeiten genug, um die Beziehungen der großen Mächte in Span-

nung zu versehen. Aber so sehr sich ihre Interessen kreuzen, gemeinsam ist ihnen allen eine Schwierigkeit: die Eingeborenenfrage. Sie ist sogar eins der Hauptprobleme, denn die Gebiete, die im 19. Jahrhundert unter europäische Herrschaft gekommen sind, sind fast sämtlich stark bevölkert, und der größte Teil Afrikas ist ohne Negerarbeit überhaupt nicht nutzbar zu machen. In alten Kolonialländern wie in Indien macht sich täglich stärker eine Bewegung gegen die europäische Herrschaft geltend, da man jetzt der europäischen Technik und äußeren Zivilisation genügend mächtig zu sein glaubt, um eine eigne Regierung begründen und die eigne Kultur entsprechend allgemeinen modernen Anforderungen fördern zu können. Jede kolonisierende Nation muß daher früher oder später mit solchen Unabhängigkeitsgelüsten der von ihr selbst gehobenen Eingeborenen rechnen. Man kann noch nicht sagen, daß eine allgemein anerkannte Methode der Eingeborenenbehandlung gefunden sei. Nur darin stimmen alle Nationen überein, daß sie grundsätzlich ebenso die sittlichen Pflichten wie die wirtschaftlichen Interessen in der Eingeborenenpolitik betonen: derartige Barbareien wie im Beginne der Entdeckezeit und in Australien werden nirgends geduldet. Und überall ist die Staatsgewalt stark genug, um Selbstsucht oder Unverstand der Kolonisten zu zügeln. Auch im Kongostaat, der seine Bevölkerung nicht vor der Beutegier der Weißen schützen konnte, ist seit dem Übergang in belgischen Besitz eine Besserung zu erhoffen. Was für die Eingeborenen eine verständige europäische Herrschaft bedeutet, lehrt ein Blick auf Indien und die Sundainseln, deren Einwohner sich gewaltig vermehrt haben und in jeder Beziehung vorwärts gekommen sind. Aber weit schwieriger als in diesen Teilen Asiens ist die Eingeborenenfrage in den meisten Ländern Afrikas, weil hier die Bevölkerung auf weit tieferer Kulturstufe steht.

Zwei Grundauffassungen der Eingeborenenfrage, die uns schon seit Beginn der Kolonisation in verschiedener Form begegnet sind, kann man unterscheiden. Die eine geht aus von der gleichen Berechtigung und Gleichwertigkeit aller Menschen und stellt an die Spitze der Kolonialpolitik, insbesondere der Eingeborenenpolitik, die Forderung, die Eingeborenen kulturell zu heben. Nur ein solches Bestreben könne die Besignahme fremder Länder durch Europäer rechtfertigen. Für die andere ist dagegen die Kolonialpolitik und damit auch die Stellung der Weißen den Eingeborenen gegenüber bedingt durch das Interesse des kolonisierenden Staates. Stärkung der eig-

nen Kultur und Macht ist das Motiv aller Kolonisation. Daß die Grundsätze der christlichen Moral nicht aus den Augen verloren werden dürfen, gilt dabei als selbstverständlich, weil diese ein integrierender Bestandteil unserer Kultur geworden sind und ihre Vernachlässigung sich schließlich an den Weißen selbst rächen würde. Aber ein Recht des Eingeborenen auf den von ihm bewohnten Grund und Boden erkennt diese Anschauung nicht an, sobald durch seine Beschlagnahme die Möglichkeit erwächst, die eignen Volksgenossen materiell und ideell zu heben. Ganz konsequent beansprucht diese Richtung das Recht, die Schwarzen zu neuer, fruchtbringender Arbeit zu zwingen, wobei es den speziellen Verhältnissen überlassen bleibt, ob man eine Besserung der Eigenwirtschaft der Neger versucht oder sie auf großen, von Weißen geleiteten Pflanzungen beschäftigt. „Es ist absurd,“ sagt Paul Rohrbach, „zu verlangen, daß Deutschland an irgendeiner Stelle deshalb nicht menschenreicher, größer und stärker werden soll, weil der Negerstamm, der 50 oder 100 Jahre früher seine Vorgänger am Platze totgeschlagen oder weggejagt hat, ein ewiges Recht darauf haben soll, von Bananen und Milch statt vom Lohn als Feldarbeiter und Viehhüter beim deutschen Farmer satt zu werden.“ Die andre, die „negrophile“ Meinung, glaubt dagegen es bei Belehrung und Beispiel bewenden und es der Einsicht und Gewinnsucht des Negers überlassen zu müssen, sich intensiver als bisher der Arbeit zu widmen. Erzwungene Arbeit sei stets geringwertiger als freiwillige. Zur Begründung wird verwiesen auf tüchtige Leistungen in manchen selbständigen Negerwirtschaften. Die Vertreter des Arbeitszwangs erkennen diese Begründung nicht an; erfahrungsgemäß sei der Neger gleichgültig gegen die Verbesserung seiner Lebenshaltung und abgeneigt, mehr zu leisten, als grade zur Existenz in hergebrachter Weise nötig sei.

Dieser verschiedenen Einschätzung der wirtschaftlichen Leistung des Negers entsprechen verschiedene Urteile über die Negerrasse überhaupt. Die einen halten sie für noch nicht entwickelt aber für entwickelungswillig und fähig, sich unsern ganzen Kulturbesitz anzueignen, ja einige Extreme stellen gar als Ziel völlige Assimilation und Verschmelzung beider Rassen auf. Die andern leugnen keineswegs die Möglichkeit, die Intelligenz der Schwarzen zu heben, erklären sie aber wegen gewisser moralischer Mängel für unfähig, das geistige Niveau der Weißen jemals zu erreichen. Denn die Neger stehen, wie sie glauben, nicht etwa im Kindesalter, sondern sie sind ein Volk

mit uralter Kultur, die eben nichts Höheres hat hervorbringen können. Und in den Zuständen unter freien, sich selbst überlassenen Negeren, wie in Haiti, Liberia, Nordamerika, sehen sie einen Beweis für die Behauptung, daß die Schwarzen ein selbständiges modernes Kulturleben nicht führen können, sondern ohne europäische Leitung über kurz oder lang in Barbarei zurückfallen. Eine Vermischung zwischen Weißen und Schwarzen sei daher verwerflich, weil sie zum Schaden der Weißen ausschlagen müsse, und ebenso eine gesetzliche Gleichstellung beider Rassen.

Das Prinzip der unbedingten Unterordnung war namentlich von den Buren mit großem Erfolge vertreten worden, jetzt ist es in den deutschen, den belgischen und mehreren französischen und englischen Besitzungen herrschend, ohne daß dabei die Ausbildung der Schwarzen vernachlässigt wird. Hier und da wird grade, wie im deutschen Togo und im französischen Westafrika, auf die Eigenwirtschaft der Neger großer Wert gelegt. Mit der sozialen und gesetzlichen Gleichberechtigung der beiden Rassen sind u. a. Versuche gemacht worden im englischen Südafrika und in Sierra Leone, aber die Resultate haben wegen mancher Widerwärtigkeiten für die Weißen lebhafteste Kritik hervorgerufen und einen Beweis für die Entwicklungsfähigkeit der Neger im Sinne unserer Kultur nicht erbracht. Denn von einer Selbständigkeit der Afrikaner kann hier nicht die Rede sein, da tonangebend in allem die Europäer sind. Andererseits hat diese Praxis das Selbstgefühl der Neger außerordentlich gesteigert und bereits Bestrebungen auf Zusammenschluß aller Mitglieder der schwarzen Rasse zur Vertreibung der Weißen aus Afrika, die sogenannte „Äthiopische Bewegung“ entstehen lassen, die besonders durch schwarze Missionare aus Amerika geschürt wird.

Es ist Sache der künftigen Kolonialpolitik, sich mit dieser Gefahr, die alle Kolonialvölker bedroht, abzufinden, und diese Notwendigkeit wird vermutlich einen neuen Druck dahin ausüben, die kolonialen Streitfragen friedlich wie bisher auszugleichen. Mag aber diese friedliche Verständigung gefunden werden oder nicht, jede Nation muß sich stets vor Augen halten, daß für sie ungeheure Dinge auf dem Spiele stehen, sobald es gilt, ihren Anteil an der überseeischen Welt zu wahren: ohne Kolonisation ist eine lebensfähige, großstaatliche Nationalkultur nicht mehr möglich, da alle Völker weit über ihren ursprünglichen nationalen Rahmen hinausgewachsen sind. Ja, selbst Unfälle und Verluste daheim können durch

glänzende Erfolge in den Kolonien ausgeglichen oder gemildert werden, wie das Beispiel Frankreichs zeigt. Und England gar darf das stolze Bewußtsein hegen, daß sein Name und seine Kultur nie verschwinden können, seitdem es seine Sprache und Sitte in allen Weltteilen heimisch gemacht hat. Möge, schreibt ein begeisterter Verehrer des englischen Imperialismus (Preußische Jahrbücher, Bd. 127, S. 78), ein künftiger Napoleon London und ein neuer Alexander Indien erobern, so werde England doch weiterbestehen. „Angenommen, daß die düstere Weisagung Macaulays zur Wahrheit würde, und daß in einem künftigen Jahrhundert ein Neuseeländer auf einem zerbrochenen Bogen der Londoner Brücke sitzend, die Ruinen von Saint Paul skizzierte, würde nicht auch selbst dieser Neuseeländer ein Angelsachse sein? Wird es nicht in jedem Erdteil ein neues England geben, Nationen, die die Sprache Chaucers, Shakespeares, Carlyles und Newmans sprechen, die vom Geiste Pitts, Burkes und Gordons durchdrungen sein, die von dem Andenken ihrer Vorfahren belebt sein würden? . . . Dank seiner kolonialen Ausdehnung ist England unsterblich.“

Jede Nation, die die Kolonisation aus innerer Notwendigkeit ergriffen hat, muß danach streben, dereinst ein ähnliches stolzes Glaubensbekenntnis ablegen zu können.

---

# Inhalt.

Dorwort.

## Erstes Kapitel.

### Vorgeschichte und erste Erfolge.

Abendland und Morgenland im Altertum 7 — Vordringen des Islam 7 — Europäischer Handel mit dem Osten 8 — Einfluß der mongolischen Staatenbildungen 9 — Der östliche Handel am Schluß des Mittelalters 10.

Bildung der christlichen Staaten auf der Pyrenäischen Halbinsel 11 — Eroberungstendenzen 12 — Prinz Heinrich von Portugal 13 — Erste Expeditionen der Portugiesen 13 — Hoffnung auf afrikanische Christen 14 — Indien wird das Ziel 15 — Vasco da Gama in Kalikut 15 — Festsetzung in Indien 16 — Verwaltung des indischen Besitzes 17 — Eroberungen und Mission 18 — Beschaffenheit des Handels 19 — Wirkungen auf Portugal 20 — Nachteile der Handelspolitik 21 — Niedergang Venedigs 22.

## Zweites Kapitel.

### Erschließung Amerikas durch die Spanier.

Spaniens Beziehungen zu den überseeischen Fragen 23 — Idee der Westfahrt 24 — Kolumbus' Agitation 25 — Seine Persönlichkeit 25 — Ursprung der spanischen Unternehmungen 26 — Erwartungen des Kolumbus 27 — Erste Fahrten 27 — Kolumbus' Ausgang 28 — Andere Entdecker 28 — Der Name Amerika 29 — Mexiko, Peru, La Plata 29 ff. —

Erste Ausbeutung der neuen Länder 32 — Enttäuschung der ersten Auswanderer 33 — Kolumbus' Wirksamkeit 33 — Mangel an festen Ansiedlungen 34 — System der spanischen Kolonialpolitik 35 — Heimische Wirtschaft 35 — Auswanderungsfrage 36 — Regelung des Verkehrs 37 — Bedeutung der Casa 37 — Handelsflotten 38 — Kolonialverwaltung 38 — Niederlassungen 39 — Kirche 40 — Eingeborenenfrage 40 — Eingreifen der Kirche 42 — Reduktionen 44 — Bedeutung der spanischen Eingeborenenpolitik 45.

Drittes Kapitel.

**Spanien und Portugal nach der Eroberung Amerikas.**

Aufschwung der spanischen Wirtschaft 47 — Niedergang 48 — Bedeutung des amerikanischen Silbers 50 — Finanzen 51 — Unterschätzung der Arbeit 51.

Teilung zwischen Spanien und Portugal 51 — Die Portugiesen in Brasilien 51 — Abgrenzung 53 — Verwaltung Brasiliens 54 — Goldfunde 55 — Eingeborenenfrage 55 — Missionen 56 — Wirtschaftliche Beziehungen zwischen Brasilien und Portugal 57 — Portugal und Spanien über die Molukken 58.

Viertes Kapitel.

**Eintritt der Niederländer in die überseeische Welt.**

Stellung der Franzosen und Engländer in der Entdeckezeit 59 — Wirtschaft der Niederländer 60 — Ursprung der indischen Fahrten 61 — Ostindische Kompagnie 62 — Überwältigung der Portugiesen 63 — Gründung Batavias 64 — Charakter der Gesellschaftspolitik 65 — Abneigung gegen die Mission und europäische Ansiedlungen 66 — Verwaltungsschäden 67 — Handelsformen 68 — Eroberungen der westindischen Gesellschaft in Amerika 68 — Moritz von Nassau 69 — Erwerbungen und Verluste in Amerika 70 — Gründung der Kapkolonie 70. Bedeutung der Indienfahrten für die Niederlande 71.

Fünftes Kapitel.

**England und Übersee bis Cromwell.**

Erste Teilnahme der Engländer an den Entdeckungen 73 — Charakter der ersten Versuche 74 — Vorstöße nach Süden 75 — Feindschaft gegen Spanien 76 — Neue koloniale Theorien 76 — Freunde und Gegner der überseeischen Tätigkeit 78 — Landfrage und Kolonialpolitik 79 — Vergleich mit der spanischen Praxis 80.

Gründung nordamerikanischer Ansiedlungen und ihr Untergang 81 — Gründung von zwei Kolonialgesellschaften 82 — Gründung Virginias 83 — Selbstverwaltung 85 — Untergang der Gesellschaft 85 — Gründung von New Plymouth und anderer Puritanerkolonien 86 — ihr Charakter 88 — Typen der Kolonien 89 — Maryland 90.

Eroberungen in Westindien 90 — Niederlage in Ostindien 91.

Sechstes Kapitel.

**Frankreichs Kolonialpolitik bis zum Tode Richelieus.**

Colignys Versuche 93 — Fahrten nach Kanada 94 — Behandlung des kolonialen Problems 94 — Ansiedlungen in Kanada und Akadien 95 — Richelieus Anschauung 96 — Gründung der Hundertgesellschaft

98 — Kirchliche Vorschriften 99 — Mission 100 — Schicksal Kanadas und Akadiens 100 — Erfolge in Westindien 101 — Auswanderung 102 — Indien und Madagaskar 103. — Verwaltung 103.

### Siebentes Kapitel.

#### Englands Aufsteigen unter Cromwell.

Teilnahme anderer Mächte an der überseeischen Politik 105 — Kampf aller gegen alle 106 — Selbständige Entwicklung der englischen Kolonien 107 — Wirtschaft der südlichen Kolonien 107 — der nördlichen 108 — Bürgerkrieg und Kolonien 109 — Navigationsakte 110 — Englisch-holländischer Krieg 110 — Hollands Niedergang 112 — Spaniens Besiegung durch England 112.

### Achtes Kapitel.

#### Das englische und französische Kolonialreich seit Cromwell und Richelieu.

Zweiter englisch-holländischer Krieg 113 — Neue englische Kolonien in Nordamerika: Karolina, Pennsylvanien, Georgien 113.

Schutz der englischen Schifffahrt im Kolonialverkehr seit 1660 115 — Regelung des Handels mit Kolonialwaren 116 — Widerstand in den Kolonien 118 — Neue wirtschaftliche Maßregeln nach 1688 119 — Wirtschaftliches Aufsteigen Englands 121 — Auswanderung und Deportation 122 — Verschiedene Struktur der Kolonien 123.

Die französischen Kolonien nach Richelieu 124 — Colberts Tätigkeit 125 — Beseitigung der Gesellschaften 127 — Kolonialverwaltung 127 — Produktion und Handel 128 — Auswanderung 129 — Weitere Erwerbungen 130 — Resultate 130.

Die englische und französische Kolonialpolitik 131 — Eingeborenenpolitik 132.

### Neuntes Kapitel.

#### England und Frankreich im Kampf um die Vorherrschaft zur See.

Gegensatz zwischen England und Frankreich 135 — Kämpfe in Nordamerika 136 — Unzulänglichkeit der französischen Marine 137 — Friede von Ryswick 139 — Spanischer Erbfolgekrieg 139 — Eroberung Akadiens durch England 141 — Friede zu Utrecht 142.

Wirtschaftliche Überlegenheit Englands 142 — Günstige Entwicklung der Kolonien beider Staaten im Frieden 143 — Vergeblicher Versuch, Louisiana zu besiedeln 144.

Neue Kolonialkriege 145 — Friede zu Aachen 146 — Gegensätze in Nordamerika 147 — Siebenjähriger Krieg 148 — Niederlage der Franzosen und Spanier 149.

Eindringen der Engländer und Franzosen in Indien 150 — Erste Kämpfe 151 — Dupleix und Clive 152 — Sieg der Engländer 153.

### Zehntes Kapitel.

#### Beginnender Zusammenbruch des herrschenden Kolonialsystems.

Anschauungen innerhalb der englischen Regierung 155 — Koloniale Steuerpläne 156 — Anschauungen der Amerikaner 157 — Irrtum der englischen Regierung 159 — Krieg zwischen Kolonien und Mutterland 160.

Stellung Frankreichs 161 — Lage seiner Kolonien 162 — Kriegserklärung von Frankreich und Spanien an England 163 — Friedensschlüsse 164 — Ungünstige Lage der Niederländer 164 — Wirtschaftliche Folgen der Losreißung Amerikas 165.

Änderungen in der spanischen Kolonialpolitik 166 — Beziehungen zwischen Spanien und seinen Kolonien 168 — Blüte der französischen Kolonien 168 — Reformen 169.

Negerklaverei 170 — Negerhandel 171 — Gefahren 173.

Kritik des herrschenden Kolonialsystems in Frankreich 173 — in England 175 — Für und wider die Sklaverei 176.

### Elfte Kapitel.

#### Rußlands Kolonialpolitik bis zum 19. Jahrhundert.

Ursprung der Eroberung Sibiriens 178 — Zusammenstoß mit China 180 — Besiedlung und Handel 180 — Vordringen nach Süden seit Peter dem Großen 181 — Zustand 1813 182.

### Zwölftes Kapitel.

#### Die Kolonien und die französische Revolution.

Wirkung der Revolution in den französischen Kolonien 184 — Ägyptische Expedition 185 — Napoleons Kolonialpläne 186 — ihr Scheitern im englischen Kriege 187 — Die niederländischen Kolonien 189 — Untergang des spanischen Kolonialreichs 190 — Eintritt der nordamerikanischen Union in die koloniale Tätigkeit 191 — Verluste der Portugiesen 192.

### Dreizehntes Kapitel.

#### Zurückhaltung Englands in der Expansion.

Ruhe nach den Napoleonischen Kriegen 193 — Südafrika 194 — Australien 195 — Indien 196 — Beziehungen zu Persien, Afghanistan, Buchara 197 — Auflösung der indischen Kompagnie 198 — Änderung der kolonialen Gesetzgebung 198 — Das neue Kolonialreich 200 — Aufhebung der Sklaverei 200.

### Dierzehntes Kapitel.

#### Erwerbungen Frankreichs und Italiens. Englands neuer Aufschwung und sein Gegensatz zu den anderen Mächten.

Erste vergebliche Versuche in Frankreich nach 1815 202 — Eroberung Algeriens 203 — Festsitzung in der Südsee 204 — Kolonialpolitik Napoleons III. 204 — Algerien, Westafrika, Ostasien 205 — Suezkanal 206 — Mexiko 207 — Wirkung von 1870 207 — Tunis 208.

Italiens Kolonialpolitik 208.

Englands Haltung bis 1861 209 — Goldfunde und Annexionen in Südafrika 210 — Aschantikrieg 211 — Suezkanal und Ägypten 211 — Sieg Englands über Frankreich 212.

Rußlands Eroberungen in Asien 212 — Bedeutung für Rußland 213 — Gegensatz zu England in Afghanistan 213.

### Fünfzehntes Kapitel.

#### Eingreifen von Belgien und Deutschland.

Erste koloniale Versuche Belgiens 215 — Erwerbung des Kongobeckens 216.

Wirtschaftlicher Charakter Deutschlands im 19. Jahrh. 216 — sein Welthandel 217 — Zusammenstöße mit anderen Handelsmächten 217 — Agitation für koloniale Erwerbungen 218 — Handelschutz 219 — Neue Agitation nach der Reichsgründung 220 — Zögern der Reichsregierung 220 — Widerstand des Reichstages 221 — Erste Erwerbungen 221.

Günstige internationale Lage 222 — Sicherung des KongoStaates 223.

### Sechzehntes Kapitel.

#### Weitere Verteilung der überseeischen Länder und Neugruppierung der Mächte.

Englisch-französischer Gegensatz in Ostasien 224 — Erwerbung Madagaskars durch Frankreich 225 — Ausdehnung des französischen Besitzes in Westafrika 225 — Englische Annexionen in Südafrika 225 — Großafrikanische Politik Chamberlains 226 — Faschodafrage 227.

Russisches Vordringen durch Sibirien nach China 228 — Erwerbung von Kiautschou und Südseeinseln durch Deutschland 228 — Russisch-japanischer Gegensatz 229 — Annexion der Burenstaaten durch England 230.

Englisch-französischer Ausgleich 1904 230 — Marokkofrage 231 — Orientfrage 232.

Siebzehntes Kapitel.

Probleme der Gegenwart und Zukunft.

Friedliche Verteilung der Welt 234 — Deutschlands Beziehungen zu den Kolonien 234 — Verwaltung der französischen Kolonien 236 — Schwäche der französischen Kolonialpolitik 237 — ihre internationale Wirkung 238.

Eingeborenenchutz 239 — Arbeitszwang 240 — Entwicklungsfähigkeit der Neger 240 — Äthiopische Bewegung 241 — Nationale Notwendigkeit der Kolonialpolitik 242.

---

Quellen- und Literaturangaben sind vornehmlich enthalten in folgenden Werken:

Alfred Zimmermann, Die europäischen Kolonien. 5 Bände. Berlin 1898 ff.

Alexander Supan, Die territoriale Entwicklung der europäischen Kolonien. Gotha 1906.

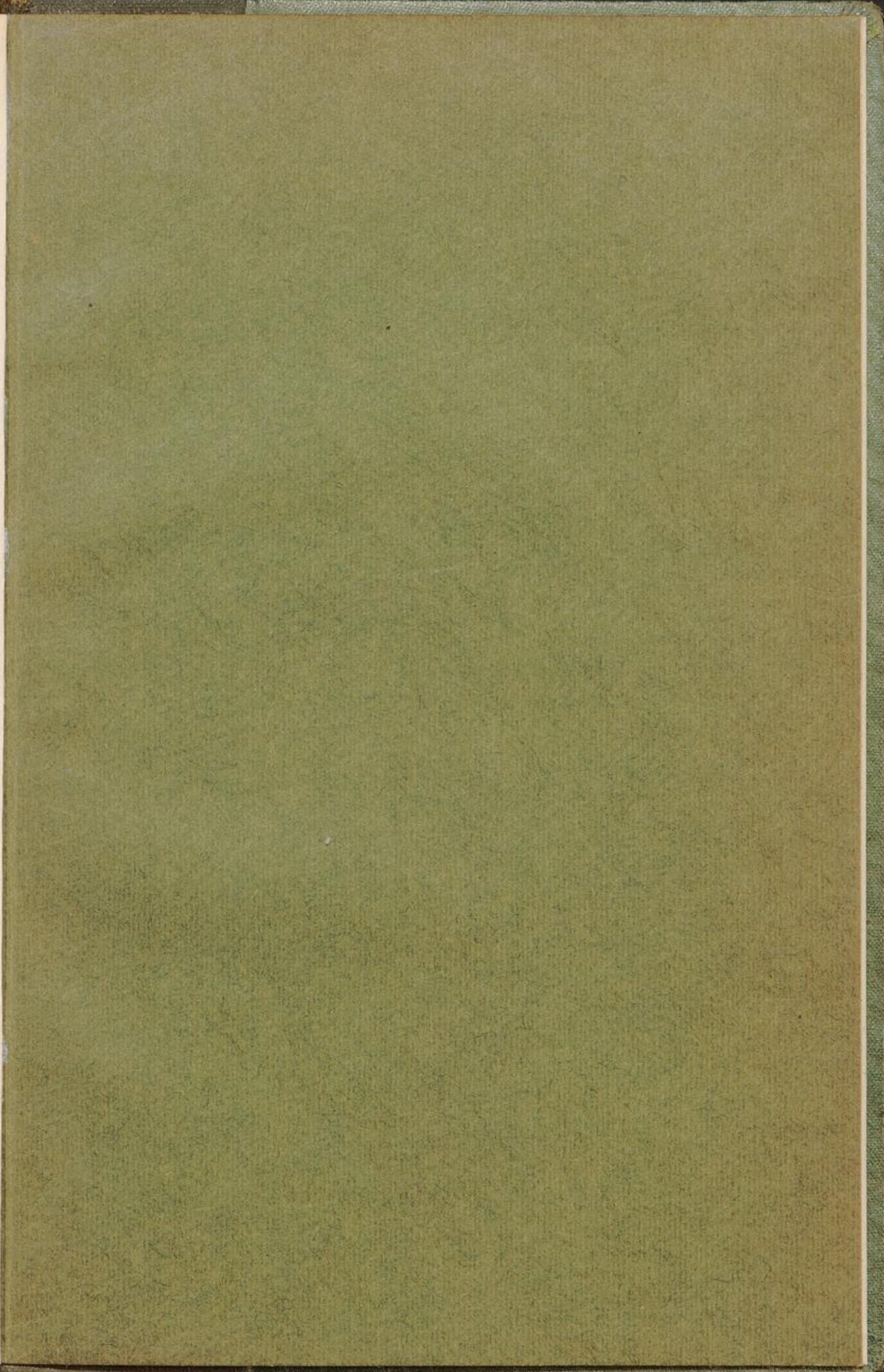
Konrad Häbeler, Geschichte Spaniens. Band I. Gotha 1907.

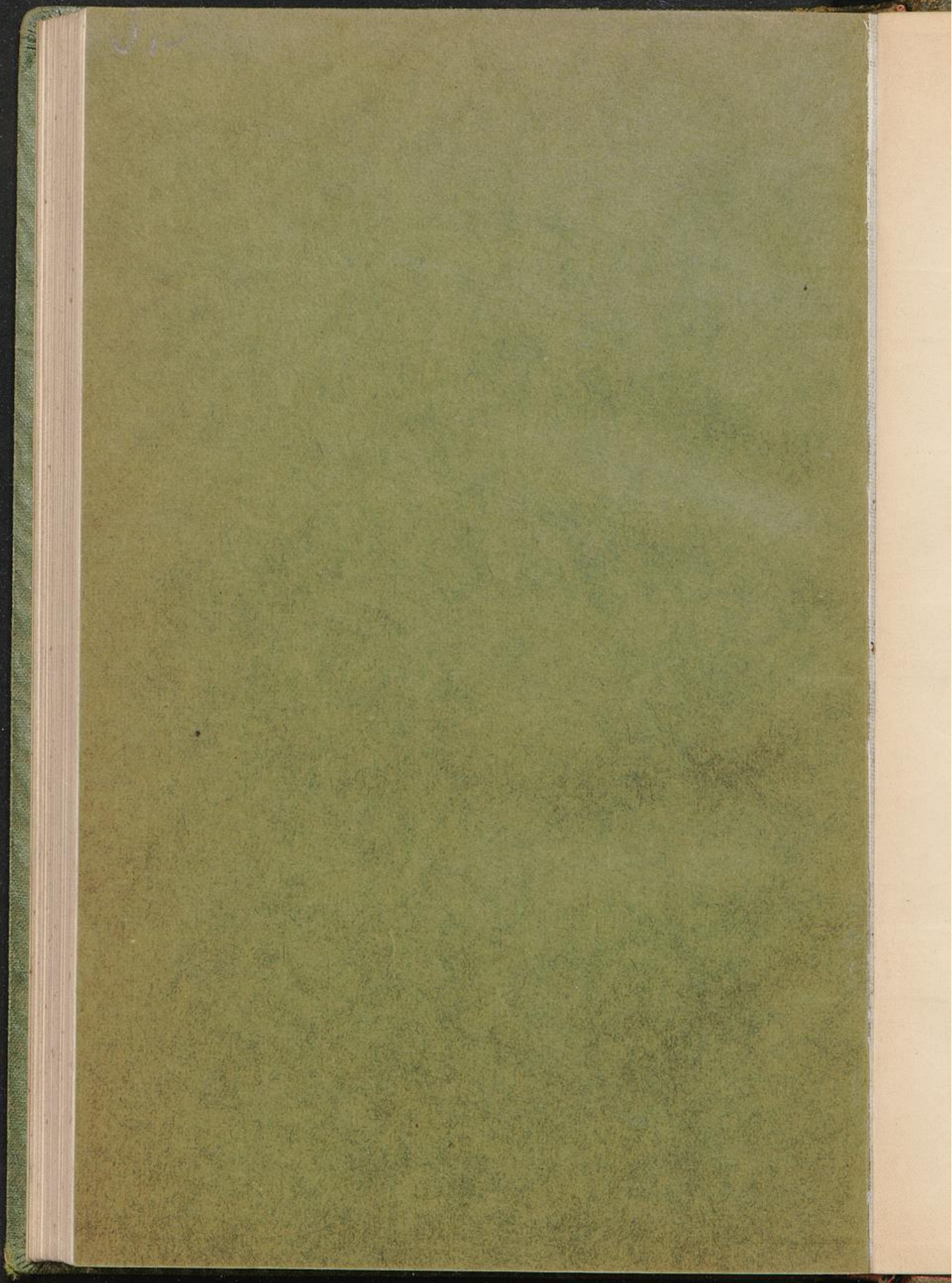
Paul Darmstädter, Die Vereinigten Staaten von Amerika. Leipzig 1909.

Gerhard Zöpfel, Artikel „Kolonien und Kolonialpolitik“ im Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

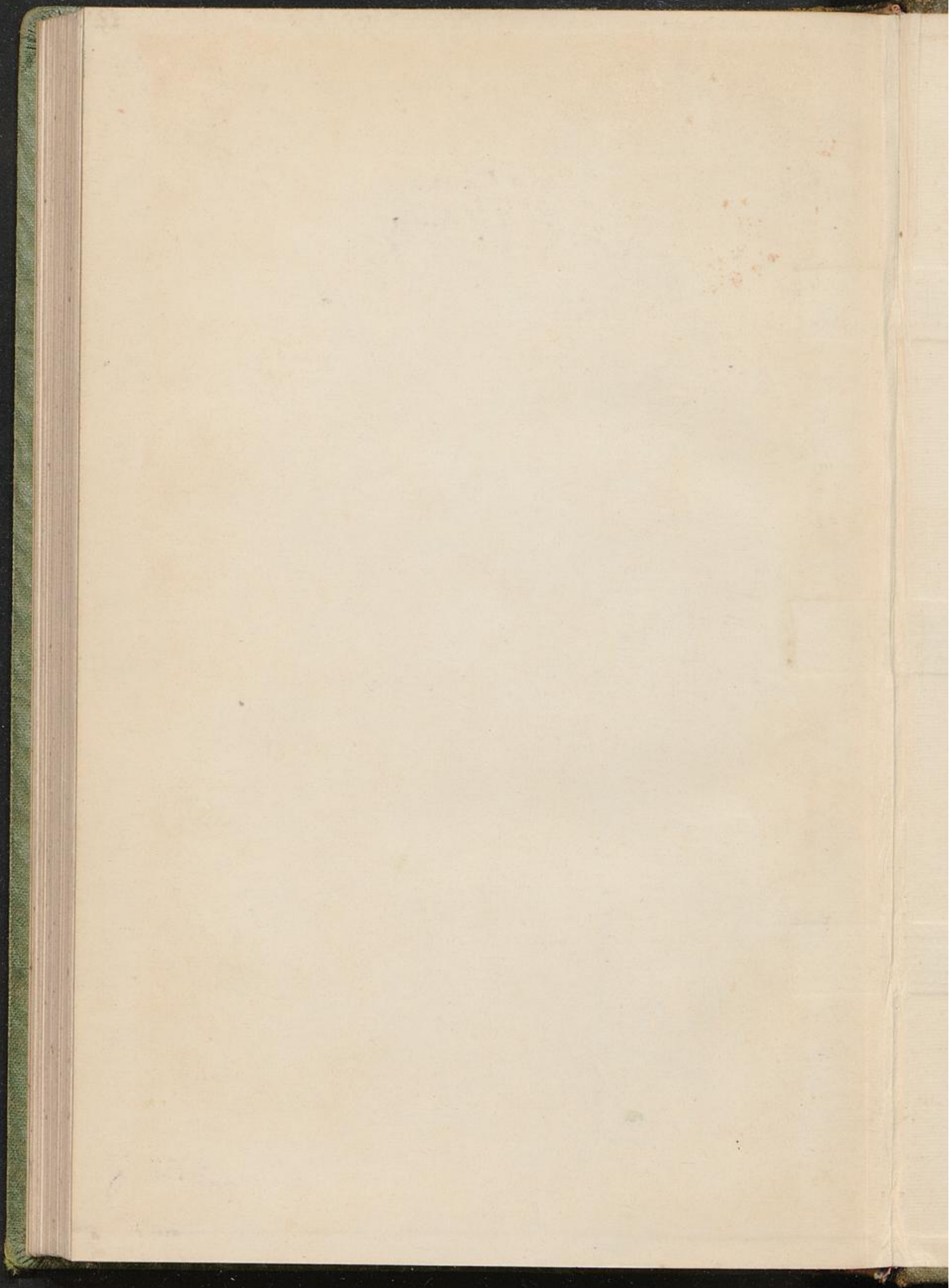
---

n  
—  
e  
f  
t  
  
f  
e  
n  
g  
e



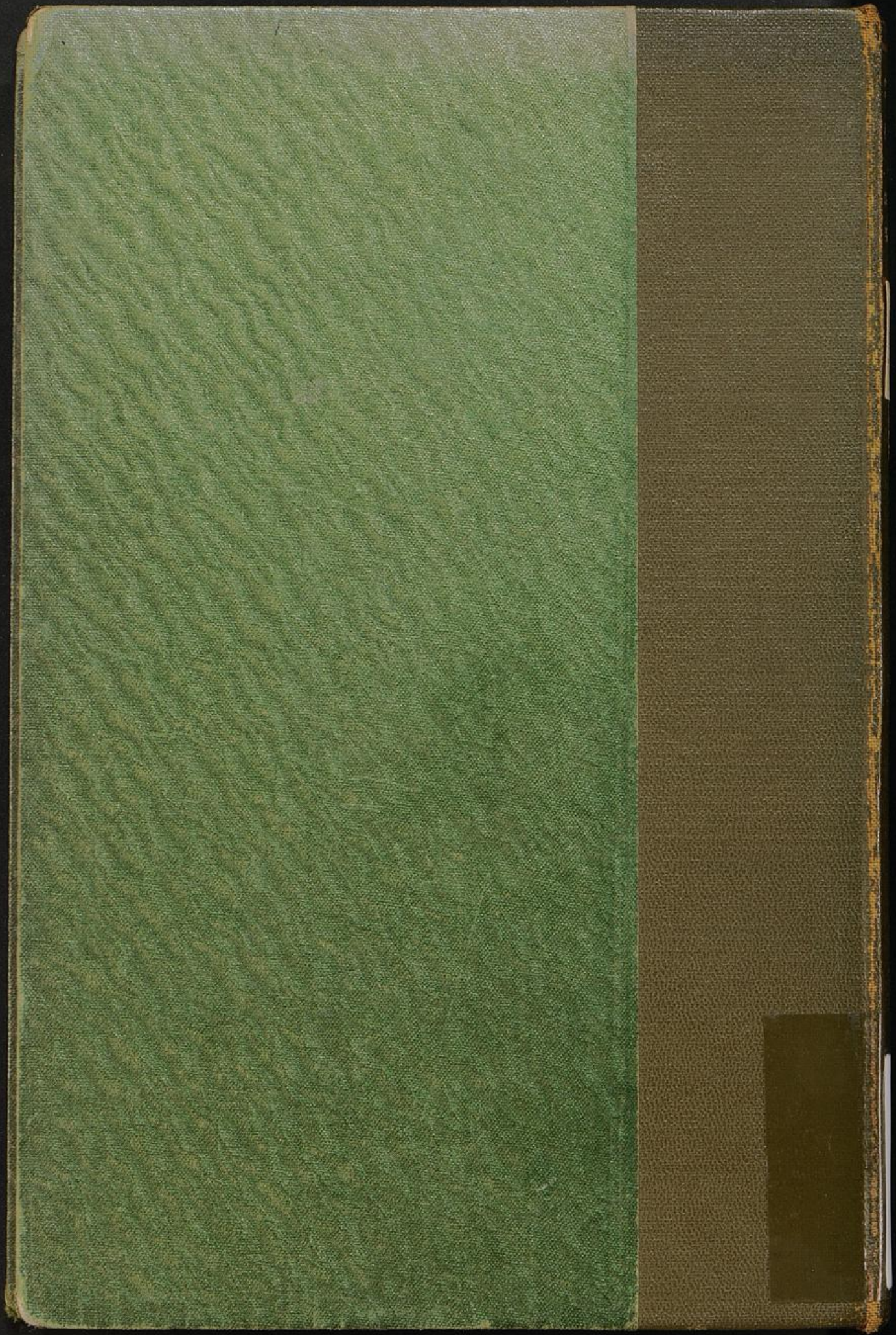


①



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen





Koloff,  
Geschichte  
der  
europäisch.  
Kolonisation

IX C

3722

IX  
C  
3722